<3660803746001 3

<3660803746001 3

Bayer. Staatsbibliothek

A. Nat 94. (4.6

Hist. nat. System. 203.

R° 444.

Tit. Kupfer.

Allg. Naturg. Büff. VI. Th.

Herrn von Buffons

allgemeine

Naturgeschichte.

Sechster Band.

Mit k. k. Hofcensurfreiheit.

Troppau,

gedruckt bei Joseph Georg Traßler, und im Verlage der Kompagnie.

1785.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Naturgeschichte

des Menschen.

IIte Abtheilung.

Naturgeschichte
des Menschen.

Von den unterschiedenen Gattungen im Geschlechte der Menschen.

Was in den vorigen Bänden von Erzeugung, Bildung, Auswickelung und Wachsthum des Menschen *), von seinem Zustand in den unterschiedenen Altern seines Lebens **), vom Alter, vom Tode ***), und von seinen Sinnen ****) angeführt worden, beziehet sich bloß auf die Geschichte

*) S. III. Th. p. 286 ꝛc. IV. Th. p, 260 ꝛc. und p. 333 ꝛc.
**) V. Th. S. 37 — 241.
***) Ebend. S. 243 — 339.
****) Ebend. S. 341 — 458.

des einzelnen Menschen. Etwas anders ist aber die Geschichte der Gattung. Diese fodert eine weit umständlichere Beschreibung, deren vorzüglichster Stoff und hauptsächlichste Umstände vornämlich aus dem Unterschiede genommen werden müßen, den man unter den Menschen der mancherlei Himmelsstriche bemerket. Den ersten und merkwürdigsten Unterschied findet man in der Farbe, den andern in der Gestalt und Größe, den dritten in den natürlichen Eigenschaften der Völker. Jeder von diesen drei Gegenständen, in seinem ganzen Umfang betrachtet, würde schon für sich allein zu einer sehr grosen Weitläuftigkeit Anlaß geben; Wir wollen uns aber in unserer Geschichte bloß auf das Allgemeinste und auf das Zuverläßigste einschränken.

Durchwandert man in dieser Absicht die Erdfläche und macht in den nordlichen Theilen des Erdbodens den Anfang, so trift man gleich in Lappand und auf den mitternächtlichen Küsten der Tartarei eine Art kleiner Menschen von einer wunderlichen Gestalt an, auf deren wilde Sitten man schon aus ihrer eben so wilden Gesichtsbildung schließen kann. Die Anzahl dieser, dem Scheine nach ausgearteter Menschen, ist indeßen sehr groß und verbreitet sich in sehr weitläuftigen Lan-

destrichen. Die dänische, schwedische, russische und freie Lappen, die Zemplaner, Boranbier, Samojeden, die nordliche Tartarn, vielleicht auch die Ostiaken in der alten, ingleichen die Grönländer und nordwärts an die Eskimaux grenzende Wilden in der neuen Welt, scheinen sämmtlich von einerlei Geschlecht abzustammen, welches hernach längs der Küsten der mitternächtlichen Meere, in Wüsten und unter einem Himmelsstrich, der für andere Völker unbewohnbar seyn würde, sich ausgebreitet und vermehret hat. Alle diese Völker pflegen sich von andern durch ein breites und plattes Gesicht *), durch eine stumpfe, breit gedrückte Nase, durch einen gelbbraunen, ins Schwärzliche spielenden Augenring **), durch dicht an den Schläfen stehende Augenbraunen ***), ungemein aufgeblasene Backen, einen sehr grossen Mund, einen schmalen Untertheil des Gesichts, durch aufgeworfene dicke Lefzen, durch eine feine oder kreischende Stimme,

*) S. Le Voyage de Regnard Tom. I. de ses Oeuvres, p. 169; ingleichen Il Genio vagante del Conte Aurelio degli Anzi, in Parma 1691; und les Voyages du Nord faits par les Hollandois.

**) S. Linn. Faun. Suec. 1746. p. 1. und 1761 p. 1.

***) S. La Martiniere p. 39.

durch einen dicken Kopf, schwarze, glatte Haare und eine schwarzbraune Haut, merklich auszuzeichnen. Sie haben einen sehr kleinen, aber bei sichtbarer Magerkeit dennoch untersetzten Körper. Gemeiniglich pflegt ihre Höhe nicht über vier Fuß zu steigen. Es ist schon eine seltne Größe, wenn unter ihnen einige angetroffen werden, die einen halben Fuß über viere haben. Man siehet leicht, wie sehr diese Art Menschen von andern abweichet. Sie scheinen eine ganz eigene Gattung auszumachen, und jeder unter ihnen scheint ein zu früh gebohrnes Kind gewesen zu seyn. Der ganze Unterschied bei diesen Völkern ist bloß in dem geringern oder höhern Grad ihrer Ungestaltheit anzutreffen. Die Borandier z. B. sind noch kleiner, als die Lappen. Die Farbe ihres Regenbogens im Auge stimmt zwar mit letztern überein, der Augapfel hat ein röthlicheres Gelb, und ihre Haut eine dunklere Farbe. Dabei sind sie mit ungleich dickern Beinen, als die Lappen, versehen.

Die Samojeden findet man untersetzter, als die Lappen. Sie unterscheiden sich überdies noch von den letztern durch einen dickern Kopf und eine breitere Nase, durch eine dunklere Gesichtsfarbe, kürzere Beine,

v. B. *allg.* N. VI. Th.

mehr auswärts stehende Knie, durch einen kleinern Bart und längere Haare.

Die Grönländer haben unter allen die dunkelste, schwärzlich olivenfarbige Haut. Man behauptet sogar, daß es unter ihnen eben so schwarze Menschen, als unter den Mohren gebe. Bei allen diesen Völkern ist die Häßlichkeit sowohl das Erbtheil der Weiber, als der Mannspersonen, denen sie oft so ähnlich sehen, daß es schwer hält, sie beim ersten Augenblicke von ihnen zu unterscheiden. Der Körper der Grönländerinnen ist nur klein, alle Theile desselben sind aber nach einem richtigen Ebenmaß gebildet. Sie haben auch viel schwärzere Haare und eine minder weiche Haut, als die Weibspersonen unter den Samojeden. Ihre weiche Brüste sind von einer solchen Länge, daß es ihnen leicht wird, selbige rücklings über die Schultern zu legen und ihre Kinder so daran saugen zu laßen. Die Warzen sind an selbigen so schwarz wie eine Kohle, an den übrigen Theilen des Leibes hat ihre Haut eine sehr dunkle Olivenfarbe. Einige Reisebeschreiber sagen, das an ihrem Leibe nirgends, als auf dem Kopf, ein Haar zu finden, und daß ihnen von den periodischen Ausleerungen, welche diesem Geschlecht eigen sind, gar nichts bekannt wäre.

Sie haben ein breites Gesicht, kleine, schwarze, ungemein feurige Augen, kurze Füße und Hände, im übrigen aber das Ansehen der samojedischen Frauensperson. Die nordwärs gegen die Eskimaux und sogar im nördlichen Theil der Insel Neuland wohnende Wilden gleichen diesen Grönländern in Ansehung der Kleinheit. Sie haben ein breites plattes Gesicht, eine stumpfe Nase, aber größere Augen, als die Lappländer *).

Die Aehnlichkeit aller dieser Völker unter einander beziehet sich nicht blos auf ihre Häßlichkeit, auf die Kleinheit ihrer Statur, auf die Farbe der Haare und Augen, sondern auch auf ihre Gemüthsneigungen und Sitten. Sie sind insgesammt eines eben so ungeschickt, aberglaubisch und dumm, als das andere. Die dänische Lappen haben ihr ganzes Heil auf eine große schwarze Katze gesetzt, welche sie zur Vertrauten aller ihrer Geheimnisse machen, und in allen ihren Angelegenheiten zu Rathe ziehen, besonders wenn sie gern wissen möchten, ob es rathsam sey, auf die Jagd auszugehen, oder einen Fischfang zu wagen? Unter den schwe-

*) S. Le Recueil des Voyages du Nord, 1716. Tom. I. p. 130. und Tom. III. p. 6.

schwedischen Lappen findet man in jedem Haus eine Trommel. Ihre große Bestimmung ist, vermittelst derselben sich Raths beim Teufel zu erholen. Bei aller Stärke des Leibes und Flüchtigkeit ihrer Beine sind eben diese Lappen doch viel zu furchtsam, jemals im Kriege sich brauchen zu lassen. Gustav Adolph machte den Versuch, aus dieser Nazion ein Regiment zu errichten, ohne jemals zu seinem Zweck zu gelangen. Sie scheinen so wenig für ein ander Land, als für eine andre Lebensart, als ihre eigne, gemacht zu seyn. Sie bedienen sich, um bequem über den Schnee zu laufen, sehr dicker Schuhe von Tannenholz, etwa zwo Ellen lang, und einen halben Fuß breit. Vorn gehen sie spitzig in die Höhe, mitten sind sie durchbohret, um lederne Riemen zu Befestigung des Fußes durchziehen zu können. Mit dieser Bekleidung der Füße laufen sie dermassen hurtig über den Schnee, daß ihnen von den flüchtigsten Thieren so leicht keines zu entwischen vermag. Ein mit Eisen beschlagener, an einem Ende zugespitzter, am andern runder Stab dient ihnen, sich in Bewegung zu setzen, zu regieren, aufrecht zu erhalten, stille zu stehen, und flüchtende Thiere mit selbigem zu erlegen. Mit solchen Schlittschuhen können

sie

sie eben so leicht in die jähesten Tiefen her= ab, als an den steilesten Bergen hinauf= steigen. Die Schlittschuhe der Samojeden pflegen kürzer, und nicht über zween Fuß lang zu seyn. Die Weiber bedienen sich derselben bei diesen beiden Völkern auf eben die Art, wie die Männer. Es ist unter ihnen auch gewöhnlich, Bogen und Arm= brust zu brauchen. Die russischen Lappen ste= hen in dem Ruf, einen Wurfspies mit sol= cher Gewalt und Geschicklichkeit zu werfen, daß es ihnen fast nie fehl schläget, in einer Entfernung von dreißig Schritten einen weis= sen Fleck, eines Thalers groß, richtig zu treffen, oder einen Menschen, wann sie es nöthig fänden, in eben dieser Entfernung durch und durch zu schießen. Sie sind ins= gesammt gute Jäger. Ihr Wildpret sind hauptsächlich die Hermeline, Luchse, Füch= se, Marder ꝛc. um ihrer Bälge sich zu be= mächtigen, und sie gegen Brandwein oder Tobak, wovon sie große Liebhaber sind, vertauschen zu können.

Ihre Nahrung besteht in gedörrten Fi= schen, im Fleische der Bären und Renn= thiere, ihr Brod aus Mehl von klein ge= stampften Fischgräten mit der zarten Rinde von Fichten und Birkenbäumen vermischet. Die wenigsten pflegen ihre Gerichte mit

Salz

Salz zu würzen. Wallfischthran und Wasser, worin sie Wachholderbeeren einweichen, ist ihr gewöhnlichstes Getränke. Von Religion oder von einem höchsten Wesen fehlen ihnen beinahe die roheſten Begriffe. Die meisten sind Götzendiener, und jeder ein Sklave des Aberglaubens. Man hat sie mehr für dumm und unflätig, als für wild zu halten. Unter ihre gewöhnlichen Eigenschaften pflegen weder Herzhaftigkeit noch Achtung für sich selbst zu gehören. Alle Sitten dieser niederträchtigen Leute zielen blos dahin, sie höchst verächtlich zu machen. Sie baden sich nackend und vermischt unter einander, Mädchen und Knaben, Mütter und Söhne, Brüder und Schwestern, ohne sich in diesem Zustande vor jemandes Anblicke zu scheuen. Sobald sie aus ihren überaus heißen Bädern kommen, stürzen sie unverzüglich in einen eben so kalten Fluß, um sich wieder abzukühlen. Gegen Fremde sind sie dermassen gastfrei, daß sie diesen ihre Töchter und Weiber anbieten, und sichs zur Ehre rechnen, wenn man diese Höflichkeit nicht verschmähet, welche bei den Samojeden und Borandiern eben so gewöhnlich ist, als bei den Lappen und Grönländern. Im Winter kleiden sich die lappländischen Weiber mit Rennthierhäuten,

im

im Sommer mit den abgezognen Häuten erdrosselter Vögel, weil sie vom Gebrauch des leinenen Zeuges gar nichts wissen.

Die Zemblanerinnen durchbohren sich Nasen und Ohren, um diese Theile mit einem Schmuck von blauen Steinen behängen zu können. Ihre Stirn und Kinn werden zugleich mit blauen Streifen zierlich bemalet. Die Männer scheeren sich rund herum den Bart ab, und verachten überhaupt alle Zierde der Haare.

Die Grönländerinnen bedecken sich mit Seehundfellen, tragen ebenfalls Ohrenringe, und pflegen ihr Gesicht nicht minder mit blauen und gelben Farben zu übertünchen. Sie leben fast alle, wie die Maulwürfe, unter der Erde oder in Hütten, die ganz in der Erde versteckt liegen, und sowohl mit Baumrinden als Fischgräten bedecket sind. Einige machen sich unterirdische Gänge, damit sie den Winter hindurch ihre Nachbarn besuchen, und mit ihnen gesellschaftlich leben können. Weil es bei ihnen verschiedene Monate lang Nacht bleibet, so müssen sie hier in einer Art von Lampen ein beständig brennendes Licht unterhalten, wozu ihnen der Fischthran behilflich ist, womit sie nicht allein ihre Lampen anfüllen, sondern auch ihren Durst gelegent-

lich

lich zu löschen pflegen. Im Sommer genies-
sen sie nicht viel mehr Bequemlichkeit, als
im Winter, denn sie müssen bei dieser schö-
nen Jahreszeit beständig in dicke Rauch-
wolken verhüllet leben, weil sie noch kein
ander Mittel haben finden können, sich wi-
der die schmerzhaften Stiche der Mücken zu
vertheidigen, deren es in diesem kalten Erd-
striche vielleicht größere Schwärme giebt,
als in den heißesten Ländern *).

Bei

*) Hier werden unstreitig eben die Mücken ver-
standen, welche der Archiater von Linné in
seinem Naturs. Ed. XII. p. 1002. n. 1. β)
Culex Pipiens, Kalm im II. Th. seiner Reise
Musquetoes, Kranz in seiner Beschreibung von
Grönland I. Th. p. 105. große Mücken,
Vallm. de Bomare in s. Dict. d'Hist. Nat.
T. III. p. 434. Marignons nennet, und wel-
che bei den Afrikanern Maringuoin heißen.
Zu gewissen Zeiten, sagt Herr Adanson in
seiner Senegal. Reise, Brandenburg 1773.
gr. 8. p. 52. kömmt dieses Geschmeiß aus den
schilfreichen unzugänglichen Gegenden des schwar-
zen Flußes in Senegal in einer so ungeheuren
Menge zum Vorschein, daß die Luft beinahe
davon verdunkelt wird. Man kann sich ihrer
kaum erwehren, weil ihr Stachel das festeste
Zeug zu durchdringen vermögend ist. Ihr Stich
wird um der ungeheuren Menge willen dieser
Insekten, die einen zu gleicher Zeit anfallen,
ganz unerträglich, und verursachet in einem
Augenblick über den ganzen Leib ein heftiges
Brennen. Die Neger pflegen daher in solchen
Gegenden unter freiem Himmel in sehr hohen

Bet-

Bei dieser harten und so traurigen Lebensart ist es dennoch unter ihnen etwas ungemein seltsames, einen Kranken zu finden. Sie gelangen vielmehr alle zu einem hohen Alter, und man bemerket selbst an ih-

Betten zu schlafen, um sich wider diese Wasserschnaken in Sicherheit zu setzen. Hr. Bankroft führt in seiner Naturgeschichte von Guiana p. 147. dreierlei Gattungen an, die sich nur in den Graden der Größe von einander unterscheiden. Man findet sie hauptsächlich in tiefen schlammichten Gegenden an der See, in den Wäldern, welche durch die Menge dieser Insekten unbewohnbar gemacht werden, bis die Bäume niedergehauen sind, und der Wind freien Zug erhält, wo sie dann tiefer in die Wälder flüchten. In Guiana erscheinen sie an solchen Orten wie Wolken, sie erfüllen die Luft mit einem summenden Geräusche, und ihr Biß verursachet außerordentliche Schmerzen. Wenn die weissen Einwohner oder Indianer genöthigt sind, an solchen Oertern zu schlafen, wie es bisweilen auf Reisen oder bei Fischereien an der Seeküste geschiehet, so machen sie einen großen Dampf unter ihren Hangematten, in welche sie sich über und über einwickeln, und es für ein Glück halten, durch die Gefahr, beinahe zu ersticken, der größern Gefahr zu entgehen, von diesen Insekten aufgefressen zu werden. Cf. Reise einiger englischen Offiziere in das Südmeer ꝛc. Nürnb. 1772. gr. 8vo p. 44. und 174. und Journ. des Sçav. 73. Oct. 1. p. 257. &c. imgl. Gött. Sammlung neuer Reisen II. B. p. 47—50. III. B. p. 21.

M—

ihren Greisen so viel munkere Lebhaftigkeit, daß es schwer hält, sie von den Jünglingen unterscheiden zu können. Die einzige Beschwerde, die unter ihnen sehr gemein ist, bestehet in dem Ungemach einer gewöhnlichen Blindheit. Die beständige Blendung vom Glanze des Schnees im Winter, Herbst und Frühjahr, hernach aber der beissende Rauch im Sommer, sind Ursachen, warum die meisten Einwohner im Alter ihr Gesicht verlieren.

Die Samojeden, Zemblaner, Borandier, die Lappen, die Grönländer, und nordwärts über die Eskimaux wohnende Wilden sind also lauter Menschen von einerlei Art, weil sie alle fast einerlei Gestalt, Leibeslänge, Farbe, Sitten und höchst lächerlich scheinende Gewohnheiten oder Gebräuche haben. Der unter ihnen allen eingeführte Gebrauch, den Fremden ihre Weiber anzubieten, und sich etwas darauf einzubilden, wenn diese von ihrer Freigebigkeit Gebrauch machen, kann vielleicht von der Einsicht ihrer eigenen Unförmlichkeit und der natürlichen Häßlichkeit ihrer Weiber herrühren. Indessen finden sie diejenigen weit minder häßlich, welche von den Fremden einer genauen Umarmung gewürdiget worden. Man kann sich wenigstens darauf

sicherer verlassen, daß unter allen benannten Völkern dieser Gebrauch allgemein ist, ob sie gleich sehr weit von einander entfernt und sogar durch eine große See getrennet leben. Eben diese Gewohnheit haben auch die krimmische Tartarn, Kalmucken und viel andere Völker in Siberien und in der Tartarei, welchen die Häßlichkeit fast in eben dem Grade, wie diesen nordischen Völkern leigen ist; bei allen benachbarten Völkern hingegen, wo es schöne Weiber giebt, als in China und Persien *), pflegen die Männer die Eifersucht bis zur Ausschweifung zu treiben.

Bei Untersuchung aller der Völker, die an den weitläuftigen vom Lappengeschlecht bewohnten Strich Landes grenzen, wird man sogleich wahrnehmen, daß unter ihnen und diesem Geschlechte gar nichts von Aehnlichkeit herrschet. Blos die Ostiaken und

*) La Boulaie versichert, man wisse nach dem Tode der Weiber des Schachs nie, wo sie begraben worden, und man suche dadurch allen Anlaß zur Eifersucht von ihm abzuhalten, welche bei den alten Aegyptiern so weit gieng, daß diese ihre Weiber nicht vor dem vierten oder fünften Tag balsamiren lassen wollten, aus Furcht, die Wundärzte möchten dabei in einige Versuchung gerathen. S. Voyage de la Boulaie p. 110.

und Tunguſen ſcheinen mit ihnen vieles gemein zu haben. Sie grenzen gegen Süden und Südoſten an die Samojeden. Weder die Samojeden noch Borandier haben mit den Ruſſen, noch die Lappen die mindeſte Aehnlichkeit mit den Finnen, Gothen, Dänen und Norwegern. Eben ſo merklich iſt auch der Unterſchied zwiſchen den Grönländern und kanadenſiſchen Wilden. Alle dieſe letzte Völker ſind groß und wohlgeſtaltet, zwar unter einander ſelbſt ſchon merklich, unendlich mehr aber von den Lappen unterſchieden. Die Oſtiaken aber ſcheinen Samojeden, doch nicht ſo häßlich und etwas größer, als die andern zu ſeyn. Ihr kleiner Körper hat eine ſchlechte Bildung *). Ihre Nahrung beſteht in Fiſchen und rohem Fleiſche, welches ihnen von allen Arten der Thiere ohne weitere Zubereitung ſchmecket. Zu ihrem Getränke lieben ſie das Blut mehr, als das Waſſer. Die meiſten ſind herumſchweifende Götzendiener, wie die Lappen und Samojeden. Mit einem Worte, ſie ſcheinen mir eine Mittelgattung zwiſchen den Lappen und Tartarn,

*) S. Voyage d'Ebert Isbrand p. 212. 217. und Nouv. Memoires ſur l'état de la Ruſſie 1725. Tit. I. p. 270.

oder deutlicher, die Lappen, Samojeden, Borandier, Zemblaner, vielleicht auch die Grönländer und Zwerge der nördlichen Gegenden von Amerika, scheinen so sehr als möglich ausgeartete Tartarn, die Ostiaken aber nur wenig, die Tunguſen noch weniger, aus der tartarischen Art ausgeschlagen zu seyn, weil sie zwar nicht so klein und übel gebildet, aber doch eben so häßlich, als die Tartarn sind.

Die Samojeden und Lappen wohnen ohngefähr unter dem acht oder neun und sechzigsten, die Ostiaken und Tunguſen unter dem sechzigsten Grade nördlicher Breite. Die Tartarn, welche sich, längs der Wolga, unter dem fünf und funfzigsten Grade aufhalten, sind bei merklicher Unförmlichkeit ungemein dumm und viehisch, fast wie die Tunguſen, weil sie, gleich diesen, von Religionsbegriffen fast gar nichts wissen, und kein ander Mädchen zum Weibe verlangen, als das schon von andern zu diesem Stande hinlänglich vorbereitet worden.

Uiberhaupt genommen bewohnet die tartarische Nazion in Asien unermeßliche Länder. Sie verbreiten sich durch den ganzen Landstrich von Rußland bis nach Kamtschatka, folglich in einem Raum, der eilf bis zwölf hundert Meilen lang, über sie-

Ben hundert und funfzig Meilen breit, also zwanzigmal größer, als ganz Frankreich, ist. An der mittäglichen und Morgenseite grenzen die Tartarn an China, in Süden an die Königreiche Butan, Ava, imgleichen an des großen Moguls und an das persische Gebiete bis an das kaspische Meer. Man findet sogar noch Tartarn längs der Wolga und der westlichen Küste des kaspischen Meeres bis nach Dagestan, ja sie dringen bis zur nördlichen Küste des schwarzen Meeres und haben in der krimmischen sowohl, als in der kleinen Tartarei bei der Moldau und Ukräne noch ihre Wohnplätze aufgeschlagen.

Alle diese Völker haben oben ein sehr breites und in der Jugend schon runzlichtes, unten aber schmales Gesicht, eine kurze dicke Nase, kleine, tief im Kopf liegende Augen *), starke Paußbacken, ein langes hervorstehendes Kinn, eine starke eingedrückte Oberkinnlade, lange, weit von einander stehende Zähne, starke über die Augen herab-

*) S. Les Voyages de Rubrisquis, de Marc Paule, de Jean Struys, du Pere Avril &c besonders aber des Hrn. Prof. Pallas Reisen durch unterschiedene Provinzen des rußischen Reichs, 1. Th. Petersb. 1771. gr. 4to.

hängende Augenbraunen, dicke Augenlieder, ein plattes Gesicht, eine dunkle, olivenähnliche Farbe der Haut und schwarze Haare. Bei ihrer mittelmässigen Statur sind sie ungemein stark und wohl bei Kräften. Statt eines Bartes tragen sie, gleich den Chinesern, einzelne dünne Haarbüschel, und haben übrigens dicke Schenkel und kurze Beine.

Die Kalmucken sind unter allen die häßlichsten, weil schon ihr bloßer Anblick einen Abscheu erregen kann. Sie ziehen, unter beständigem Herumschweifen von einem Orte zum andern, wohnen unter Gezelten von Leinwand, Filz oder Fellen, essen das Fleisch von Pferden und Kamelen bald ganz roh, bald unter ihren Satteln ein wenig mürbe gemacht. Unter ihre Nahrungsmittel gehören auch an der Sonne gedörrte Fische. Pferdemilch mit Hirsenmehl aufgegoren, ist ihr gewöhnlichstes Getränke. Sie gehen alle mit einem kahlen Kopf, doch lassen sie vorn einen Haarschopf so lange wachsen, bis er lang genug ist, an jeder Seite des Gesichts eine Haarlocke daraus zu machen.

Die Weiber, die an Häßlichkeit ihren Männern gar nichts nachgeben, tragen ihre Haare in Zöpfen und pflegen kleine Ku-

pferplatten und andere Zierrathen dieser Art an denselben zu befestigen. Der größte Theil dieser Völker weiß nichts von Religion, von Enthaltsamkeit in den Sitten, oder vom Wohlstande. Man hat sie alle für bloßes Raubgesindel zu halten. Die dagestanische Tartarn, die an wohl eingerichtete Staaten grenzen, treiben einen großen Handel mit Sklaven und solchen Unglücklichen, welche sie mit Gewalt entführeten, um sie an die Türken und Persianer zu verkaufen.

Der größte Reichthum dieser Völker besteht in Pferden. Es mag wohl in der ganzen Welt kein Land seyn, wo man eine so große Menge von Pferden findet, als in der Tartarei. Hier ist es auch gewöhnlich, daß Menschen und Pferde beständig mit einander in Gesellschaft leben. Die Tartarn sind unaufhörlich mit ihren Pferden beschäftiget, sie wissen sie auch so geschickt abzurichten und in so guter Uibung zu erhalten, daß man diese Thiere für eben so klug, als die Menschen halten sollte, von denen sie abgerichtet worden. Sie lassen sich nicht allein durch die geringste Bewegung des Zaumes regieren, sondern errathen auch gleichsam die Absicht und Gedanken ihres Reiters.

Um den besondern Unterschied bei den mancherlei Arten des tartarischen Geschlechts genau einzusehen, muß man die Beschreibungen der Reisenden von einem jeden der unterschiedenen Völker, woraus das ganze Geschlecht bestehet, wohl mit einander vergleichen. Nach Taverniers Berichte sind die Kalmucken der Gegenden des kaspischen Meeres starke, zugleich aber unter der Sonne die häßlichsten und ungestaltesten Leute. Ihr Gesicht ist so platt und breit, daß zwischen ihren beiden außerordentlich kleinen Augen ein Raum von fünf oder sechs Fingerbreiten bleibet. Ihr Bischen Nase liegt so platt im Gesichte, daß man davon beinahe nichts mehr, als ein Paar Oefnungen siehet, welche die Nasenlöcher vorstellen. Diese Unförmlichkeit wird noch durch ihre auswärts stehende Knie und einwärts gedrehte Füße verstärket.

Nach den Kalmucken sind ohnstreitig die dagestanische Tartarn unter allen übrigen die häßlichsten. Die kleinen oder nogaischen Tartern, nicht weit vom schwarzen Meere, sind an sich viel weniger häßlich, als die Kalmucken, sie haben aber doch mit ihnen das breite Gesicht, die kleinen Augen und eine gewisse lächerliche Form des Leibes gemein. Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Art klei-

ner Tartarn einen Theil ihrer Häßlichkeit durch die Vermischung mit den Zirkaßiern, Moldauern und andern benachbarten Völkern verbessert habe.

Die vagolistischen Tartarn in Siberien mit ihrem breiten kalmuckischen Gesichte, kurzer und plumper Nase und kleinen Augen, haben zwar eine von der kalmuckischen merklich unterschiedene Sprache, dennoch aber im übrigen so viel Aehnlichkeit mit ihnen, daß man sie billig für zwei von einerlei Art entstandene Völker halten muß. Die bratskischen Tartern gehören, wie der Pater Avril versichert, nicht minder zum Geschlechte der Kalmucken. Je weiter man ostwärts in die freie Tartarei eindringet, desto erträglicher werden die Züge der tartarischen Gesichter; ob sie gleich den wesentlichen Charakter ihrer Art unverändert beibehalten. Mit einem Worte: die mongulischen Tartarn, oder die Eroberer des chinesischen Reiches, die von je her unter allen diesen Völkern am besten eingerichtet waren, sind noch heut zu Tage diejenigen, welchen man den geringsten Grad von Häßlichkeit und Unförmlichkeit des Leibes nachsagen kann. Dennoch haben sie, gleich allen andern, kleine Augen, ein breites, plattes Gesicht, einen kleinen, aber allzeit

schwarzen oder auch rothbraunen Bart *), eine kurze, breit gedrückte Nase, und schwarzbraune doch nicht so stark olivenartige Farbe der Haut und des Gesichtes.

Sowohl die Völker in Thibet und in den andern südlichen Provinzen der Tartarei, als die zunächst in China wohnende Tartarn haben vor den andern ein weit erträglicheres Ansehen. Herr Sanchez, oberster Feldarzt bei der rußischen Armee, ein Mann von ausnehmenden Verdiensten und ausgebreiteten Kenntnißen, hat mir alle die Anmerkungen, die er auf seinen Reisen durch die Tartarei gemacht, aufzuschreiben und gefälligst mitzutheilen beliebet.

In den Jahren 1735, 1736 und 1737 hat er die Ukräne, die Länder am Donflusse bis zu der zabachischen See und von den kubanischen Grenzen bis nach Asoff, hernach die Wüsten zwischen der krimmischen Tartarei und Bachmut bereiset. Ferner hat er die Kalmucken, welche den Strich Landes vom Königreiche Kasan bis zu den Ufern des Dons bewohnen, anstatt aber darin einen festen Sitz zu haben, beständig von einem Orte zum andern ziehen, imgleichen

*) S. Palasor. S. 444.

chen die krimmischen und nogaischen Tartarn, welche beständig in den Wüsteneien zwischen der Krimm und Ukraine herumschwärmen, auch die kergissischen und tscheremißischen Tartarn besuchet, welche nordwärts von Astrakan vom funfzigsten bis zum sechzigsten Grade der Breite wohnen. An den krimmischen und kubanischen Tartarn hat er eine mittelmäßige Länge, breite Schultern, schlanken Unterleib, starke Glieder, schwarze Augen und eine dunkelbraune Gesichtsfarbe; an den kergißischen und tscheremißischen Tartarn eine kleinere, untersetztere Statur, weniger Behendigkeit und mehr Ungeschicklichkeit, sonst aber ebenfalls schwarze Augen, eine dunkelbraune Farbe und noch ein breiteres Gesicht, als an den erstern, bemerket. Nach seinen Beobachtungen finden sich unter diesen Tartarn viele Männer und Weiber, die mit ihnen überhaupt entweder gar keine oder nur sehr wenig Aehnlichkeit haben, und von welchen einige so weiß, als die Polacken, aussehen.

Insofern es unter diesen Völkern sehr viele Sklaven von beiderlei Geschlechte giebt, welche sie aus Polen und Rußland entführet haben; insofern ihre Religion die Vielweiberei begünstiget und ihnen eine Menge

Bei=

Beischläferinnen erlaubet, auch ihre Sultane und Murzen, welche den Adel dieser Nazion ausmachen, sich mit Weibern aus Zirkassien und Georgien zu versorgen pflegen, ist es wohl natürlich, daß aus dieser Vermischung minder häßliche, auch weißere Kinder, als die andern sind, erzeuget werden. Man findet sogar unter diesen Tartarn ein ganzes Volk, die Kabardinski genannt, dessen Männer und Weiber den Ruf einer besondern Schönheit haben. Herr Sanchez erzählet, er habe dreihundert Mann davon zu Pferde wahrgenommen, die sich in rußische Dienste begeben, und an edlem, stolzem und männlichem Ansehen, keinem andern Menschen nachzusetzen gewesen wären. Sie haben ein schönes munteres, rothes Gesicht, große, feurige, schwarze Augen, eine große und ansehnliche Statur. Der Generallieutenant von Serapikin, der sich zu Kabarda lange aufgehalten, hatte den Herrn Sanchez versichert, ihre Weiber wären eben so schön, als die Männer. Dieses von den Tartarn, welche dasselbe rings umgeben, so merklich unterschiedene Volk stammet, wie Herr Sanchez behauptet, aus der Ukraine, und ist, vor ohngefähr 150 Jahren, nach Kabarda versetzet worden.

Obgleich dieses tartarische Blut sich auf der einen Seite mit den Chinesern, auf der andern mit den östlichen Rußen vermischet hat, so war doch diese Vermischung nicht hinlänglich, die Kennzeichen dieser Gattung gänzlich zu vertilgen. Noch immer haben die Moskoviter eine Menge tartarischer Gesichter aufzuweisen. Der Umstand, daß dieses Volk, überhaupt genommen, mit den Europäern aus einerlei Geblüt entsprossen ist, konnte doch nicht verhindern, daß unter ihnen jetzt noch viele mit unförmlichem vierschrötigen Leib, dicken Schenkeln und kurzen Beinen, wie die Tartarn, angetroffen werden. Doch unterscheiden sich die Chineser noch lange nicht so stark von den Tartarn, als die Rußen. Es ist nicht einmal ausgemacht, ob jene zu einer andern Art gehören. Bloß der Unterschied unter den Gemüthsneigungen, Sitten und Gewohnheiten dieser beiden Völker könnte zu einer solchen Vermuthung Anlaß geben.

Uiberhaupt genommen hat man die Tartarn für verwegene, kriegerische, der Jagd ergebne Menschen zu halten, welche die beschwerlichsten Arbeiten so sehr, als die Unabhängigkeit lieben, dabei aber viehisch, grob und abgehärtet sind. Bei den Chinesern fin-

findet man gerade das Gegentheil von diesen Sitten. In ihrem Charakter herrscht Weichlichkeit, Friedfertigkeit, Unempfindlichkeit, Abergiauben, Unterwürfigkeit, Abhängigkeit bis zur Sklaverei, und Komplimentirsucht bis zur abgeschmacktesten Ausschweifung. Wann man aber in Ansehung der Figur und ihrer Züge zwischen den Tartarn und Chinesern eine Vergleichung anstellt, so finden sich zwischen beiden Merkmale der unzweifelhaftesten Aehnlichkeit.

Nach Johann Hugo's Aussage haben die Chineser zwar nach ziemlich richtigem Verhältniß gebildete Glieder, dabei aber einen dicken, fetten Leib, ein breites, rundes Gesicht, kleine Augen, große Augenbraunen, erhabne Augenlieder, eine kleine gedrückte Nase, sieben oder acht schwarze Barthüschel an jeder Lippe, und am Kinn einen kleinen Vorrath von Haaren. Die Chineser der mittäglichen Provinzen sind brauner und von dunklerer Gesichtsfarbe, als die andern. Sie haben in dieser Absicht viel Aehnlichkeit mit den Mauritaniern und braunsten Spaniern, da hingegen die Einwohner mitten im chinesischen Reiche so weiß, als die Teutschen, zu seyn pflegen.

Dampier und andere Reisebeschreiber versichern zwar, die Chineser wären lange nicht

alle

alle so dick und fett, als man von ihnen nen glaubte; dennoch ist es ausgemacht, daß unter ihnen eine dicke, plumpe Leibesgestalt für eine Schönheit gehalten wird. Eben dieser Verfasser saget sogar, indem er von den Einwohnern der Insel St. Johann, auf den chinesischen Küsten, redet, die Chineser wären groß, gerade und nicht sonderlich mit Fett beschweret; sie hätten ein langes Gesicht, hohe Stirn, kleine Augen, eine ziemlich breite, mittelnäßigen Mund, ziemlich dünne Lefzen, ein aschenfarbiges Gesicht, schwarze Haare, und einen dünnen Bart, von welchem sie soviel ausrupfen, daß nur einzelne Haare davon am Kinn und auf der Oberlippe stehen bleiben.

Herr Gentil hat in der Gesichtsbildung der Chineser nichts Widriges bemerket. Von Natur pflegen sie, vornämlich in den mitternächtlichen Provinzen, weiß zu seyn; sie werden aber, besonders in den südlichen Ländern, schwarzbraun, wenn sie genöthigt sind, sich der Sonnenhitze bloß zu stellen. Uiberhaupt entdeckt man an ihnen kleine, länglicht runde Augen, eine kurze Nase, dicke Leibesgestalt und mittelmäßige Länge. Die Weiber geben sich, wie Herr Gentil versichert, alle Mühe, die Augen so klein, als möglich

lich

lich, zu zeigen. Die junge Mädchen zerren, durch das Beispiel ihrer Mütter gereitzet, unaufhörlich an ihren Augenliedern, um das Ihrige zur Bildung kleiner, länglicher Augen treulich beizutragen, weil sie ohne diese und eine breit gedrückte Nase, auch lange breite, offene und hangende Ohren unmöglich unter die vollkommne chinesische Schönheiten gerechnet werden könnten. Uibrigens hat er ihnen eine schöne Gesichtsfarbe, hochrothe Lippen, einen wohlgebildeten Mund, sehr schwarze Haare beigelegt, aber zugleich bekennen müßen, daß der Gebrauch des Betel *) ihre Zähne schwärzet, und ihre Haut von der häufigen Schminke dermaßen verdorben werde, daß man gemeiniglich in einem jungen Mädchen vor dem dreißigsten Jahre schon ein altes runzliches Mütterchen zu sehen glaubet.

Pa-

*) Piper Betele Linn. Sp. Pl. I p. 40. n. 2. Burman. Zevlan. 163. T. 82. f. 2. Betela- Codi Rheed. Malab. VII. p. 29. T. 15. Betel, Dietr. Pflanzenr. I. p. 47. Vallm. de Bomare Dict. d' Hist. Nat. T. II. P. 58. Bétele, Bétre oder Temboul. Dieser Betel ist eine ostindische rankende Rebenpflanze, die sich um alles, was ihr am nächsten stehet, herumschlinget, es mögen Bäume, Stauden, Stangen, oder andere Körper seyn. Die Blätter, welche den Zitronblättern glei-

Palafox versichert uns, die Chineser wären zwar weißer, als ihre Nachbarn in der östlichen Tartarei, hätten auch einen kleinen

gleichen, haben einen bittern Geschmack und sind mit einem rothen Saft angefüllet. Die Früchte bestehen aus Beeren, mit welchen die langen schwanzförmigen Fruchtähren überall besetzet sind.

Mit den Blättern dieser Pflanze wird ein ansehnlicher Handel getrieben. Eine Menge großer Kaufleute unterhalten viele Schiffe, welche sie fast in ganz Orient verführen, wo sie von einem so allgemeinen Gebrauche sind, daß niemals, weder die Großen oder das Volk, noch die Reichen oder die Armen, sich ohne Schachteln oder seidne Beutel mit Betel leben laßen. Sie biethen sie, wie wir den Schnupftoback, bei allen Gelegenheiten einander an, wenn sie sich begegnen, und es gehört unter die eingeführten Höflichkeiten, sowohl unter Manns- als Frauenspersonen, bei jedem Besuch dergleichen einander vorzusetzen. Man sieht es auf der einen Seite für eine Beschimpfung an, wenn man damit nicht bewirthet wird, und auf der andern, wenn jemand, welchem man dergleichen vorsetzet, sie ausschläget. Kaum getrauet man sich, mit einer angesehenen Person zu sprechen, ohne Betelblätter im Munde zu haben. Die Frauenspersonen betrachten sie als einen starken Reitz zur Liebe.

Diese Handlung wird noch mehr dadurch erleichtert, weil die Betelsblätter, ohne zu verderben, sich lange Zeit erhalten können. Sie verdünnen den zähen Schleim, stärken den Ma-

nen Bart, übrigens aber sey kein merklicher Unterschied in den Gesichtern beider Nazionen wahrzunehmen. Es gehöre zu den grösten Seltenheiten, in China oder auf den philippinischen Inseln ein Paar blaue Augen zu sehen; man habe nie dergleichen in diesem Lande bemerket, als an den Europäern oder an Personen, die von europäischen Aeltern in diesem Land erzeuget und geboren worden.

Nach Innigo de Biervilles Erzählung sind in China die Weiber beßer gestaltet, als die Männer. Letztere haben, seiner Aussage nach, auf einem breiten Gesicht eine stark ins Gelbe fallende Gesichtsfarbe, eine dicke, fast mispelförmige, mehrentheils breit gedrückte Nase, und eine Leibesgestalt, fast so dick, als die Holländer. Die Weiber hin-

gen und befestigen das Zahnfleisch. Die eingebornen Indianer vermischen sie mit Arecka, mit Kardamomen, mit Nelken oder auch gebrannten Austerschalen. Von diesem Gerichte käuen sie, um sich einen wohlriechenden Athem zu machen. Den ersten Saft spucken sie aus, und er pfleget blutroth zu seyn. Mäßig angewendet ist das Betel gut und heilsam; allein die meisten Indianer mißbrauchen es allzu sehr, weil sie es beständig, auch wenn sie schlafen, im Munde haben, welches ihre Zähne anfrißt und so schwarz machet, als Kohlen.

hingegen, ob sie gleich fett sind, genießen den Vortheil einer ungezwungenen Leibesgestalt, einer vortreflichen Haut, schönen Gesichtsfarbe und mit nichts zu vergleichender Augen; bloß die Nase hat bei den wenigsten einen Anspruch auf Schönheit zu machen, weil man sie, wie er sagt, in der Jugend allen Mädchen breit zu drücken pfleget.

Die holländischen Reisebeschreiber behaupten einstimmig, daß die Chineser überhaupt mit einem breiten Gesicht, kleinen Augen, einer stumpfen Nase und fast gar keinem Barte versehen, daß die zu Kanton und längs der ganzen südlichen Küste geboren, so schwarzbraun, als die Einwohner zu Fez in Afrika, die Chineser in den mittlern Provinzen aber größtentheils von weißer Gesichtsfarbe sind. Vergleichen wir nun die Beschreibungen aller angeführten Schriftsteller mit unserer Beschreibung von den Tartarn, so bleibt uns kein Zweifel übrig, daß zwar unter den Chinesern selbst ein Unterschied in Ansehung ihres Gesichtes und ihrer Leibesgestalt herrschet, daß aber dennoch eben dieses Volk vielmehr Aehnliches mit den Tartarn, als mit allen andern Völkern hat und daß weder die Vermischung der Arten, noch der Himmelsstrich an diesen Ver-

schiedenheiten und Abänderungen Schuld haben könne. Chardins Meinung ist folgende:

„ Die Leibesgestalt der kleinen Tartarn,
„ sagt er, ist gemeiniglich um vier Zoll
„ kleiner, verhältnißmäßig aber dicker, als
„ die unsrige. Sie haben eine roth und
„ schwarzbraune Gesichtsfarbe, platte, brei-
„ te und beinahe viereckichte Gesichter, breit
„ gedrückte Nasen und kleine Augen. Ei-
„ ne Schilderung, die sich vollkommen auf
„ die Einwohner von China paßet! Nach
„ genauer Beobachtung auf meinen Reisen,
„ fand ich auch eben diese Gesichtsbildung,
„ eben diese Leibesgestalt bei allen ost- und
„ nordwärts vom kaspischen Meere, auch
„ ostwärts von der Halbinsel Malakka
„ wohnenden Völkern. Ich machte daraus
„ den Schluß, diese Völker müßten insge-
„ sammt von einer gemeinschaftlichen Art
„ abstammen, ob sich wohl in ihrer Gesichts-
„ farbe und in ihren Sitten einige Verschie-
„ denheit bemerken läßet. Die Abänderung
„ der ersten gründet sich auf die Beschaf-
„ fenheit des Himmelsstriches und der Spei-
„ sen, die Verschiedenheit in den Sitten
„ ebenfalls auf die Natur des Erdreichs,
„ und auf den kleinern oder größern Vor-

„ rath aller zum Unterhalt oder Vergnügen
„ gehörigen Bedürfniße *).

Der Pater Parennin, welcher bekannter-
maßen so lange sich in China aufgehalten
und über die Völker dieses Landes und ih-
re Sitten so mancherlei Beobachtungen an-
gestellet hat, beschreibet alle Nachbarn der
Chineser auf der westlichen Seite von Thi-
bet nordwärts bis Chamo, als Leute, wel-
che den Chinesern weder in den Sitten noch
in der Sprache, weder in den Gesichtszü-
gen, noch in der äußern Bildung zu glei-
chen schienen, und, ganz wider die Art der
Chineser, unwißend, grob und faul wären.
Wenn einer von diesen Tartarn, fährt er
fort, nach Peking kömmt, und ein Chine-
ser um die Ursach dieses Unterschiedes be-
fraget wird, so schreibt er dieselbe auf die
Rechnung des Waßers und der Erde, d. i.
auf die Beschaffenheit des Landes, und
glaubt aus diesem Grunde könne die Ver-
änderung sowohl im Körper, als im Ge-
müthe der Einwohner, hergeleitet werden.
Der P. Parennin hält in China dieses für
wahrscheinlicher, als in allen andern Län-
dern, die er bereiset hat. Er erinnert sich,

*) S. Les Voyages de Chardin, a Amsterdam. 1711. Tom. III. p. 86,

da er dem Kaiser auf seinen Reisen in die Tartarei bis zum 48ten Grad nördlicher Breite gefolget war, daß er daselbst angesessene Chineser von Nankin gefunden, deren Kinder sich in wahre Mogulen verwandelt, tief zwischen den Schultern liegende Köpfe, auch krumme Beine bekommen hatten, und daß man in ihrem ganzen Ansehen ein höchst widriges, plumpes und unflätiges Wesen bemerke *).

Die Japaner haben mit den Chinesern so viel Aehnliches, daß man beide Völker für Leute von einerlei Geschlechte halten kann. Sie haben bloß eine gelbere oder braunere Gesichtsfarbe, weil sie einen südlichern Erdstrich bewohnen, überhaupt aber eine starke Leibesbeschaffenheit, untersetzten Körper, ein plattes, breites Gesicht und eben solche Nasen, kleine Augen **), einen dünnen Bart und schwarze Haare. In ihrem Charakter herrschet Stolz, kriegerisches Wesen, Geschicklichkeit, Stärke und gefällige Höflichkeit. Hierzu kömmt noch eine Fertigkeit, wohl

*) S. La Lettre du Pere Parennin datée de Pekin le 28. Sept. 1735. In der 24ten Sammlung der Lettres édifiantes.

**) S. Les Voyages de Jean Struys, Tom. I. p. 112. a Rouen 1719.

wohl zu reden, eine große Fruchtbarkeit an Komplimenten, zugleich aber eine zur Wankelmuth und Eitelkeit antreibende Neigung. Die Beharrlichkeit in Ertragung des Hungers, des Durstes, der Kälte, der Hitze, der Schlaflosigkeit, Ermüdungen, und aller von ihnen verlachten Beschwerlichkeiten des Lebens, ist nicht genug an ihnen zu bewundern. Beim Essen bedienen sie sich, wie die Chineser, kleiner Stöckchen, und genießen ihre Mahlzeit unter tausendfältigen Zeremonien und allerlei seltsamen Geberden. In den Künsten und allen Handwerken beweisen sie ungemein viel Fleiß und Geschicklichkeit. Kurz, man findet bei ihnen fast eben die Gemüthsneigungen, Sitten und Gebräuche, wie bei den Chinesern.

Die lächerlichste Gewohnheit, welche beide Nazionen, die Chineser und Japaner, mit einander gemein haben, besteht in dem Zwang, den sie den Füßen ihrer Weiber anthun, um sie mit Gewalt in eine so kleine Form zu bringen, daß es ihnen fast unmöglich ist, auf selbigen zu stehen. Unterschiedene Reisebeschreiber melden, daß man in China den Mädchen, sobald sie das dritte Jahr überlebet, einen Fuß nach dem andern dergestalt entzwei brechе, daß die

Zehen sich unter die Fußsohlen biegen lassen, daß man hernach das Fleisch durch ein starkes hitziges Wasser zu verzehren suche, hernach aber den Fuß in allerlei Binden einwickele, bis er die Krümmung angenommen, die zur Schönheit eines chinesischen Fußes erfordert wird. Nichts ist natürlicher, als die Versicherung der Reisebeschreiber, daß der Schmerz dieses erzwungenen Zierrathes der Füße, worauf die Weiber kaum sicher treten können, sich über ihre ganze Lebenszeit erstrecke, und einen unbeschreiblich albernen Gang verursachet? Was thut aber ein Frauenzimmer nicht, um sich einer eingebildeten Schönheit sicher zu bemächtigen! Die Chineserinnen wenigstens dulden mit Freuden diesen fortdauernden Schmerz, weil sie dadurch sich ihrer Liebhaber versichern können, und sie würden vielleicht, um ihre Liebhaber zu fesseln, sich die Füße, wenn es erfordert würde, nicht blos verstümmeln, sondern mit Freuden gar abnehmen lassen.

Andere Reisebeschreiber scheinen mit dem schwächern Geschlecht gelinder umzugehen, und jungen Mädchen in der Kindheit ihre Füße zwar nicht brechen, aber doch so gewaltsam und anhaltend pressen zu lassen, daß aller Wachsthum dadurch nothwendig

muß

muß verhindert werden. Die Absicht ist einerlei, nur die Mittel sind verschieden; und es stimmen wenigstens darin alle historische Schriftsteller überein, daß ein vornehmes oder artiges chinesisches Frauenzimmer in jedem Alter den Fuß eines Kindes von weniger als sechs Jahren, kurze Füße zum Besehen, aber nicht zum Gehen haben müsse.

Die Japaner und Chineser sind also Leute von einerlei Geschlechte, die schon seit undenklichen Jahren auf eine regelmäßige Lebensart bedacht waren, und sich nicht sowohl durch die Gestalt, als durch die Sitten von den Tartarn unterscheiden. Zur Einrichtung ihrer bürgerlichen Verfassung haben sowohl die Güte des Erdreichs, als die Annehmlichkeit des Himmelsstriches und die Nachbarschaft des Meeres das Ihrige beigetragen. Dagegen führen die Tartarn, welche von der See und von allem Handel mit andern Völkern, auch von diesen südwärts durch hohe Gebirge abgesondert sind, beständig ein herumschweifendes Leben in ihren abgelegenen Wüsteneien, in welchen Luft und Wetter, besonders gegen Mitternacht, so rauh sind, daß nur die härtesten und wildesten Menschen beides auszuhalten vermögen.

Das nordwärts von Japan gelegene Land Jedso liegt zwar unter einem Himmelsstrich, der gemäßiget seyn sollte; weil es aber dennoch kalt, unfruchtbar und bergicht ist, so läßt sich auch zwischen den Einwohnern desselben und sowohl Japanern als Chinesern ein merklicher Unterschied wahrnehmen. Sie haben bei vieler Wildheit und Unvernunft unter sich weder Künste noch Sitten, einen kurzen dicken Leib, lange borstige Haare, schwarze Augen, platte Stirn und nicht völlig so gelbe Gesichtsfarbe, als die Japaner. Auf dem Leibe, sogar im Gesichte, sind sie stark mit Haaren bewachsen. An Lebensart gleichen sie den Wilden, und nähren sich von Wallfischspeck und Fischthran. Ihre Faulheit ist so groß als ihre Unreinlichkeit in der Bekleidung; die Kinder sieht man fast ganz nackend herumlaufen. Der vorzüglichste Putz der Weiber besteht in einem blauen Anstrich der Augenbraunen und Lefzen; das größte Vergnügen der Männer in der Seewolf- Bären - Elend- und Rennthierjagd, ingleichen im Wallfischfang. Bloße Kleinigkeiten haben einige von den japanischen Gewohnheiten angenommen, den Gebrauch z. B. mit einer zitternden Stimme zu singen. Sonst haben sie aber, im Ganzen genommen, mehr Aehnlich-

lichkeit mit den nordlichen Tartarn oder Samojeden, als mit den Japanern.

Geht man von hier weiter, um die zunächst in Süden und Westen an China grenzende Völker näher kennen zu lernen, so wird man bemerken, daß die Kochinchineser in ihrem bergichten, weiter südwärts als China liegenden Lande schwarzbrauner und häßlicher, die Tunquineser aber in einem Lande, das unter einem nicht so heissen Himmelsstriche lieget, besser gestaltet und minder häßlich sind.

Dampier beschreibet die Tunquineser als Leute von einer mittelmäßigen Länge, mit eben so brauner Gesichtsfarbe, als die eingebornen Indianer haben, zugleich aber mit einer schönen glatten Haut, auf welcher man die geringste Veränderung des Roth- oder Blaßwerdens zu erkennen vermag. Eine Erscheinung, worauf man bei indianischen Gesichtern vergeblich wartet! Gemeiniglich sind sie mit einem länglicht plattrunden Gesicht, einer wohlgebildeten Nase, regelmäßigen Lefzen, schwarzen, dichten und langen Haaren versehen. Ihre Zähne färben sie so schwarz, als möglich ist. Nach den Erzählungen, welche hinter Taverniers Reisen stehen, findet man bei den Tunquinesern eine schöne Leibesgestalt,

und

und eine den Oliven etwas ähnliche Farbe. Sie haben dabei eine minder platte Nase, und überhaupt eine bessere Bildung, als die Chineser.

Beim ersten Anblick siehet man schon, daß diese Völker von den Chinesern sich nur wenig unterscheiden. Den Chinesern in den südlichen Provinzen gleichen sie hauptsächlich in der Farbe. Die mehrere Bräune läßt sich aus dem heißern Himmelsstrich, den sie bewohnen, erklären. Das minder platte Gesicht und ihre nicht so platt gedrückte Nase kann uns noch nicht hindern, sie als Völker, welche mit den Chinesern einerlei Ursprung haben, zu betrachten.

Eben so verhält sichs mit den Siamern, Peguanen, den Einwohnern in Arakan, Laos u. s. w. Alle diese Völker haben in Ansehung der Gesichtszüge viel Aehnlichkeit mit den Chinesern. In der Farbe pflegen sie zwar bald mehr oder weniger von ihnen abzuweichen, der Unterschied aber zwischen ihnen und den Chinesern ist lange nicht so beträchtlich, als zwischen ihnen und den andern Indianern. La Loubere beschreibt die Siamer vielmehr klein, als groß, und mit einem wohlgebildeten Körper. Ihr Gesicht, sagt er, ist mehr länglicht rund, als länglicht viereckig, breit, und oben an den

Wan-

Wangen erhaben, ihre Stirn aber, die sogleich schmal zu werden anfängt, läuft oben so spitzig, als unten ihr Kinn zusammen. Ihre kleine Augen pflegen tief geschlitzt, ihr Weisses in den Augen gelblich, ihre oben zu erhabene Wangen unten eingefallen, das Maul groß, die Lefzen dick, die Zähne schwarz gefärbt, ihre grobe Gesichtsfarbe braun mit roth gemischt, oder, wie andere Reisebeschreiber sagen, aschengrau zu seyn, wozu ihrer Meinung nach die beständige Sonnenhitze soviel, als die Geburt beiträget. Sie haben eine kurze vorn zugerundete Nase, größere Ohren, als die unsrigen, und bilden sich auf sie desto mehr ein, je mehr sie von dieser Größe haben. Uiberhaupt ist es den morgenländischen Völkern eigen, lange Ohren vorzüglich hochzuschätzen. Einige suchen sie durch beständiges Herabziehen zu verlängern, und nur soviel, als wegen des Gebrauchs der Ohrringe nöthig ist, zu durchbohren. Andere, besonders die Einwohner im Lande Laos, machen allmählig so ungeheure Löcher in die Ohrenlappen, daß man fast eine Faust bequem durchstecken könnte; und bei diesen ist es gewöhnlich, daß die Ohren bis auf die Schultern herabhängen. Die Ohren der Siamer sind von Natur und ohne Beihilfe

der

der Kunst etwas, aber nicht viel grösser, als die unsrigen, ihre Haare dick, schwarz und gerade. Männer und Weiber lassen sie rund um den Kopf herum nicht weiter als bis an die Ohren herunter hangen. Ihre Lefzen überziehen sie mit einer wohlriechenden Salbe, wodurch sie ein unnatürlich blasses Ansehen bekommen. Die Natur hat ihnen von einem Barte nur eine kleine Spur gegeben, aber auch diese geringe Anzeigen desselben pflegen sie noch mühsam auszurupfen, dagegen aber ihre Nägel u. s. w. niemals abzuschneiden.

Struys versichert von den siamischen Weibern, sie trügen so starkes schweres Ohrengeschmeide, daß man leicht einen Daumen durch die von diesem Gewicht vergrösserte Löcher stecken könnte. Männer und Weiber, sagt er ferner, haben eine schwarzbraune Gesichtsfarbe, und eine zwar nicht unverbesserliche, aber doch ungezwungene schlanke Leibesgestalt, überhaupt aber ein sanftes, freundliches und höfliches Betragen. Nach des Pater Tachards Berichte sind alle Siamer sehr behend und leicht auf den Füßen. Es giebt unter ihnen Springer und Seiltänzer, die an Geschicklichkeit den europäischen gar nichts nachgeben. Die Gewohnheit, sich die Zähne zu schwärzen,

grün-

gründet sich, wie er sagt, auf der lächerlichen Vorstellung der Siamer, daß es für Menschen unanständig sey, eben so weiße Zähne, als die Thiere zu haben. Sie schwärzen daher ihre Zähne mit einer Art von Firniß, der oft frisch aufgestrichen werden muß, und sind genöthiget, sich einige Tage nach dem Anstrich des Essens gänzlich zu enthalten, um dem Firniß Zeit zu lassen, sich fest anzusetzen.

An den Einwohnern in Arakan und Pegu entdeckt man ziemlich viel Aehnlichkeit mit den Siamern. Von den Chinesern sind sie hauptsächlich in der mehrern Schwärze, sonst aber nicht sonderlich, weder in der Leibes = noch Gesichtsbildung unterschieden *). Die Arakaner halten eine breite flache Stirn für eine große Zierde. Um sich dieser Schönheit gewiß zu versichern, pflegen sie gleich nach der Geburt ihrer Kinder die zarte gewölbte Stirn mit einer bleiernen Platte zu beschweren, und ihr dadurch allmählig eine flache Form zu verschaffen. Außerdem haben sie große weite Nasenlöcher, kleine feurige Augen, und lange bis auf die Schultern herabhangende Ohren.

Sie

*) S. Partem primam Indiæ orientalis per Pigafettam, Franc. 1598. p. 46.

Sie verzehren ohne Widerwillen Mäuse, Ratten, Schlangen und verdorbene Fische *).

Die Weiber der Arakaner haben eine ziemlich weiße Haut und eben so langgedehnte Ohren, als die Männer **).

Die Völker in Achem, die noch weiter nordwärts als die Arakaner wohnen, unterscheiden sich durch ein zwar auch plattes, aber olivenfarbiges Gesicht. Es ist eine grobe ungesittete Art von Menschen, deren Kinder ganz nackend herumlaufen, und deren Töchter das Kennzeichen ihres Geschlechts blos mit einem silbernen Bleche bedecken ***).

Man siehet leicht ein, daß zwischen allen diesen Völkern und den Chinesern kein grosser Unterschied herrschet, und daß ihnen auch die kleinen Augen, das platte Gesicht und die Olivenfarbe mit den Tartarn gemeinschaftlich zukommen. Reiset man aber weiter gegen Mittag, so findet man schon eine sehr

*) S. Les Voyages de Jean Ovington, Par. 1725. Tom. II. p. 274.

**) S. Recueil des Voyages de la Compagnie Holland. Amst. 1702. Tom. VI. p. 251.

***) S. Ebend. Tom. IV. p. 63. und Voyage de Mandelslo. Tom. II. p. 328.

sehr merkliche Veränderung oder wenigstens eine merkliche Verschiedenheit in den Gesichtszügen. Die Einwohner der Halbinsel Malacka und der Insel Sumatra sind schwarz, klein, lebhaft, von kleiner aber sehr guter Leibesgestalt. Sie haben sogar ein gewisses trotziges Ansehen, ob sie gleich bis an die Lenden völlig nackend gehen, und nichts als eine kleine Scherpe bald auf der einen, bald auf der andern Schulter tragen *). Sie besitzen eine natürliche Herzhaftigkeit, wodurch sie alsdann wirklich furchtbar werden, wenn sie nach ihrer Gewohnheit eben Opium genommen haben, das ihnen die Köpfe verwirret, und eine rasende Trunkenheit verursachet **). Nach des Hrn Dampier Vermuthung machen die Einwohner von Sumatra und Malacka einerlei Geschlecht aus, und reden fast einerlei Sprache. Die Gemüthsart ist bei ihnen trotzig und stolz, ihre Leibesgestalt von mittelmässiger Länge, das Gesicht lang, die Nase von mittlerer Größe, die Lippen zart oder dün-

*) S. Les Voyages de Gherardinio Par. 1700. p. 46. ꝛc.

**) S. Lettres édifiantes Rec. II. p. 60.

dünne, die Zähne vom häufigen Gebrauche des Betel *) schwarz gefärbet **).

Auf der Insel Pugniatan oder Pissagan, sechzehn Meilen diesseit Sumatra, gleichen die Eingebornen an Größe der Leibesgestalt und an gelber Gesichtsfarbe den Brasilianern. Sie tragen sehr lange glatte Haare, und erscheinen übrigens in ihrer vollkommnen Blöße ***). Die Einwohner der nikobarischen Inseln nordwärts von Sumatra sind auf der Haut schwarzbraun und gelblicht, auch fast eben so wenig, als die vorigen, bedecket ****). Dampier beschreibet sie als große wohlgestaltete Leute, mit einem ziemlich langen Gesicht, schwarzen und glatten Haaren, mit Nasen von mittelmäßiger Größe, deren Weiber keine Spur von Augenbraunen haben, und selbige vermuthlich mit Fleiß ausrupfen. Die nordwärts von Nikobar lebende Bewohner der Insel Sombreo sind eigentlich schwarz, ihr Gesicht

*) S. oben die Anmerkung p. 32.

**) S. les Voyages de Guill. Dampier. Rouen 1715. T. III. p. 156.

***) S. Le Recueil de la Compagnie de Hollande, Amst. 1702. Tom. I. p. 281.

****) S. Lettres édifiantes, Recueil II. p. 172.

sicht aber pflegen sie, als eine besondre Zierde, mit allerlei Farben, als grün, gelb u. s. w. zu bemalen *). Diese Völker in Malacka, Sumatra und in einigen benachbarten kleinen Inseln sind allerdings schon unter sich selbst, noch mehr aber von den Chinesern, Tartarn u. s. w. unterschieden, und scheinen von einer andern Gattung abzustammen. Die Javaner hingegen, als Nachbarn von Sumatra und Malacka, haben mit den Einwohnern dieser Insel gar keine, mit den Chinesern aber ziemlich viel Aehnlichkeit, nur die Farbe nicht mitgerechnet, welche bei den Malackanern roth und schwarz gemischt erscheinet. Pigafetta versichert **), sie gleichen so ziemlich den Einwohnern in Brasilien. Sie haben bei einer starken Leibesbeschaffenheit eine dicke Leibesgestalt, mittelmäßige Größe, und kräftige starke Muskeln, ein plattes Gesicht, aufgeschwollene Hangebacken, starke niedergebogne Augenbraunen, kleine Augen, einen schwarzen Bart, welcher aber, wie die andere sehr kurze schwarze Haare, nur sehr dünne stehet.

*) S. Hist. générale des Voyages, Par. 1746. Tom. I. p. 387.

**) S. Indiæ orient. Part. primam p. 51.

Nach dem Pater Tachard gehören die Javaner unter die wohlgebildeten, starken, lebhaften und entschlossenen Leute, die sich durch die allzustrenge Hitze des Himmelstrichs genöthigt sehen, ganz nackend zu erscheinen *). In den erbaulichen Briefen werden die Einwohner von Java weder schwarz noch weiß, vielmehr so roth als Purpur, dabei aber freundlich, umgänglich und sehr einschmeichelnd beschrieben **). Nach Franz Legats Erzählung haben die Weiber in Java, welche sich der großen Sonnenhitze nicht so stark, als die Männer, blosstellen, kein schwarzbraunes Ansehen, wie diese, sondern ein schönes Gesicht, eine erhabene wohlgebauete Brust, eine zwar braune aber doch gleiche feine Gesichtsfarbe, schöne Hände, ein freundliches Ansehen, ein angenehmes Lächeln, und bisweilen viel Geschicklichkeit im Tanzen ***).

Die meisten holländischen Reisebeschreiber sagen einstimmig, die mehresten natürlichen Ein-

*) S. Le premier Voyage du P. Tachard, Par. 1686. p. 134.

**) S. Lettres édifiantes, Rec. XVI. p. 73.

***) S. Les Voyages de François Legat, Amsterd. 1708. Tom. II. p. 130.

Einwohner dieser Insel, welche die Holländer wirklich in Besitz und unter ihrer Bothmäßigkeit haben, wären stark an Kräften, wohl gebildet, mit starken Sehnen und Muskeln versehen; dabei hätten sie ein plattes Gesicht, breite, hochstehende Wangen, große Augenlieder, kleine Augen, lange Haare, schwarzbraune Gesichtsfarbe, einen dünnen Bart, sehr lange Nägel und befeilte Zähne *). Auf einer kleinen Insel, welche den Javanern im Gesichte liegt, haben die Weiber eine schwarzbraune Farbe, kleine Augen, einen großen Mund, eine breit gedrückte Nase, und lange schwarze Haare **)

Aus allen diesen Erzählungen läßt sich schließen, daß die Javaner am stärksten den Tartarn und Chinesern gleichen, die Einwohner von Malacka hingegen und von Sumatra, und von den kleinen benachbarten Inseln sich von ihnen in den Gesichtszügen und in der Leibesgestalt merklich unterscheiden. Natürlicherweise konnte es

*) S. Récueil de Voyages de la Compagnie de Hollande, Amst. 1702. Tom. I. p. 392. und Voyages de Mandelslo, T. II. p. 344.

**) S. Les Voyages de le Gentil. Par. 1725. Tom. III. p. 92.

wohl nicht anders seyn; denn die Halbinsel Malacka, die Inseln Sumatra und Java, nebst allen andern Inseln des indianischen Archipelagus, müßen wohl ohnstreitig den Bewohnern des nächstgelegenen festen Landes, sogar den Europäern selbst, welche seit mehr als zweihundert und fünfzig Jahren sich daselbst niedergelaßen, ihre Bevölkerung zu danken haben. Ist es also sehr natürlich, wenn man daselbst eine sehr große Verschiedenheit von Menschen, sowohl in Ansehung der Gesichtszüge und Farbe der Haut, als in Ansehung der Leibesgestalt und des Verhältnisses der Glieder antrift? So finden sich z. B. auf der Insl Java die Chakrelas, ein ganzes Volk das nicht allein von allen Menschen dieser Insel, sondern auch von allen andern Indianern, sich merklich auszeichnet. Diese Chakrelas haben eine weiße und gelblichte Farbe und so schwache Augen, daß es ihnen fast unmöglich ist, das helle Tageslicht zu ertragen. Des Nachts können sie vortreflich sehen; am Tage pflegen sie aber mit niedergeschlagenen, beinahe ganz verschloßenen Augen herumzuschleichen *).

Die

*) S. Les Voyages de François Legat. Amst. 1708. T. II. p. 137.

Die Einwohner der moluckischen Inseln gleichen alle, wie Franz Pyrard berichtet *) den Einwohnern von Sumatra und Java, sowohl in Ansehung der Lebensart und Waffen, als der Sprache, der Kleidung und Farbe u. s. w. Mandelslo **) schildert die Männer auf den moluckischen Inseln mehr schwarz, als braun, die Weiber aber in einer minder dunkeln Farbe. Sie haben, sagt er, schwarze, glatte Haare, große Augen, breite Augenbraunen und Augenlieder, einen dauerhaften, starken Leib, viel Geschicklichkeit und schnelle Bewegungen der Glieder, und bei dem allen den Vortheil eines langen Lebens, obgleich ihre Haare sehr frühzeitig weiß oder grau zu werden pflegen. Eben dieser Schriftsteller setzt auch noch hinzu, jede dieser Inseln habe ihre besondre Sprache, und es wäre sehr glaublich, daß unterschiedene Nazionen sie bevölkert hätten ***). Herr Mandelslo giebt vielmehr eine schwarze, als dunkelbraune, für die gewöhnliche Farbe der Einwohner

*) S. Les Voyages de François Pyrard. à Par. 1619. T. II. p. 178.

**) S. Voyages de Mandelslo. Tom. II. p. 378.

***) Ebend. S. 363 und 366.

auf Borneo und Baly an; nach andern Reisebeschreibern aber sind sie nur braun, wie die andern Indianer *). Gemelli Kareri beschreibet die Einwohner zu Ternate, der Farbe nach, eben so, wie die Malackaner, d. i. etwas brauner, als die Bewohner der philippinischen Inseln, ihre Gesichtsbildung schön, die Männer beßer, als die Weiber gestaltet, beide sehr besorgt für ihre Haare **).

Von den ursprünglichen Einwohnern der Insel Banda erzählen die holländischen Reisebeschreiber, sie genößen eines langen Lebens, sie hätten daselbst einen Mann von hundert und dreißig Jahren, auch viel andere Leute, beinahe von gleichem Alter gesehen; überhaupt aber wären die Bewohner dieser Insel so träge, daß die Männer ihr Zeit bloß mit Lustwandeln zubrächten, die Arbeit hingegen den Weibern überließen***).

Die

*) S. Recueil des Voyages de la Compagnie de Hollande. Tom. II. p. 120.

**) S. Voyages de Gemelli Careri. Tom. V. P. 224.

***) S. Recueil des Voyages de la Compagnie de Hollande. Tom. I. p. 566.

Die ursprünglichen Einwohner der Insel Timor, die am nächsten bei Neuholland lieget, haben, wie Dampier meldet, eine mittelmäßige Länge, einen geraden Leib, feine Glieder, ein langes Gesicht, schwarze, spitzige Haare und eine sehr schwarze Haut. Ob sie gleich flink und geschickt von der Natur gebildet worden, so sind sie doch der Faulheit im höchsten Grad ergeben *). Doch setzt er hinzu, daß auf eben dieser Insel die Einwohner am Meerbusen Laphao gemeiniglich schwarzbraun oder wie gelbes Meßing aussehen und mit langen Haaren glatt behänget sind **).

Wenn man wieder ein Fleck nordwärts zurücke gehet, so findet man Manila nebst den übrigen philippinischen Inseln, deren Bewohner vielleicht das vermischteste Volk auf dem ganzen Erdboden ausmachen, weil sich diese bald mit Spaniern, Indianern, Chinesern, bald mit Malabaren, Schwarzen u. s. w. ehelich eingelaßen haben. Diese Schwarzen leben in den Felsen und Wäldern dieser Insel, und haben fast gar nichts mit den Einwohnern derselben gemein. Einige ha-

*) S. Voyages de Dampier. à Rouen 1715 Tom. V. p. 631.

**) Ebend. Tom. I. p. 52.

ben ein kurzes, krauses Haar, wie die angolische Mohren, andere sind mit langen Haaren versehen. An Gesichtsfarbe gleichen sie den andern Mohren; doch findet man einige von minder schwarzer Farbe. Man will unter ihnen viele mit Schwänzen, von vier bis fünf Zoll in der Länge, wie an den Insulanern, bemerket haben, deren Ptolomäus gedenket *). Eben dieser Gemelli setzt noch hinzu, es hätten ihm unter den Jesuiten einige sehr glaubwürdige Männer die Versicherung gegeben, daß auf der Insel Mindoro, nicht weit von Manila, Menschen lebten, welche Mangianer hießen, und alle mit vier bis fünf Zoll langen Schwänzen versehen wären, und daß einige von diesen geschwänzten Menschen mit olivenfarbiger Haut und langen Haaren, sogar den römisch-katholischen Glauben angenommen hätten **).

Dam-

*) S. Les Voyages de Gemelli Careri. Par. 1719. Tom. V. p. 68.

**) S. Ebend. Tom. V. p. 92. u. 298. Der Archiater von Linné hat es zwar gut gefunden, die geschwänzten Menschen in seinem Natursystem unter andern mit anzuführen, er hat aber nicht genau zu bestimmen gewagt, ob sie unter die eigentlichen Menschen, oder vielmehr unter die kurz-

v. B. allg. N. VI. Th.

Dampier sagt von den Einwohnern in Mindanao, einer der vornehmsten und am meisten südwärts liegenden Insel unter den Phi-

kurzgeschwänzten Affen gehören. Wäre das letzte, so müßte man den Herrn Gemelli offenbar Lügen strafen, weil es bei Menschen Gedenken unerhört gewesen, von einem Affen zu erzählen, daß er irgend eine Religion, was es auch für eine sey, öffentlich angenommen oder zu irgend einer Kirche sich bekennet habe. Die Nachricht unsers Reisebeschreibers muß also entweder grundfalsch seyn, oder es muß also geschwänzte wirkliche Menschen geben. In den Südländern, sagt Hr. v. Linné, sollen sie nach dem Pole zu wohnen, ihr Feuer selbst anlegen, und am selbigen, ob sie auch gleich rohes Fleisch genießen, oft ihr Fleisch braten. Vielleicht haben Gesner de Quadrup. 859. oder Aldrovand unter den Digitatis p. 249. dergleichen Menschen vorstellen wollen, die auch Maupertius Epist. VII. und Bontius in der Beschr. von Java Seite 85, Linnäus aber in Amœn. Acad. Vol. VI. p. 70 unter dem Namen Lucifer, in Syst. Nat. aber Ed. XII. p. 33. unter dem Namen Homo caudatus anführet und in den Amœnit. auf der Kupferplatte S. 76. f. 2. aus dem Aldrovand vorstellet. Cf. Müllers Linn. Natursyst. 1 B. p. 116. Hr. Prof. Schreber, in der 1 Abth. von den Saugthieren ꝛc. Erlangen gr. 4to. p. not. c. sagt: der geschwänzte Mensch hat so unbeträchtliche Zeugnisse vor sich, daß man ihn kaum für etwas mehr, als eine Erdichtung halten kann.

Philippinischen, ihre Einwohner hätten die Mittelgröße, einen geraden Leib, kleine Glieder und einen kleinen Kopf, ein länglicht rundes Gesicht, eine platte Stirn, schwarze nicht weit geschlitzte Augen, eine kurze Nase, hiernächst aber einen ziemlich weiten oder großen Mund, kleine rothe Lefzen, schwarze, doch sehr gesunde Zähne, schwarze und glatte Haare, fahlbraune Gesichtsfarbe, welche bei diesen mehr ins hellgelbe fällt, als bei den andern Indianern. Bei den Weibern, sagt er, wird man eine hellere Gesichtsfarbe, auch eine beßere Leibesgestalt, als bei den Männern, ein länger Gesicht mit ziemlich regelmäßigen Gesichtszügen gewahr. Nur Schade, daß ihre Nase gar zu platt zwischen beiden Augen lieget. Außerdem haben sie nur sehr kleine Glieder, dagegen aber desto längere, schwarze Haare. Die Männer werden als geistreich und behende, zugleich aber als Müßiggänger und Schelme oder Diebe beschrieben. Die erbaulichen Briefe belehren uns, daß die Einwohner der philippinischen Inseln den Malackanern gleichen, welche dieselben vormals erobert hatten, und, wie diese, mit einer kleinen Nase, großen Augen, einer gelblichen Olivenfarbe versehen

sind

sind, auch ihre Sitten zeigen und mit ihnen fast einerlei Sprache reden *).

Nordwärts von Manila, nicht weit von der Küste der chinesischen Landschaft Fokien, findet man die Insel Formosa, deren Einwohner doch mit den Chinesern gar nicht übereinkommen. Die Männer haben daselbst, wie Struys berichtet, besonders die Bewohner der Gebirge, nur eine kleine Leibesgestalt, und mehrentheils ein breites Gesicht. Die Weiber sind mit großen, vollen Brüsten, mit einem Barte, wie die Männer, und mit sehr langen Ohren versehen, welche sie durch Ohrengehänge von großem Muschelwerk noch mehr verlängern. Außer ihren sehr langen, schwarzen Haaren bemerkt man bei vielen eine gelblich schwarze, bei manchen eine gelblich weiße, bei andern eine vollkommen gelbe Gesichtsfarbe. Der Müßiggang gehört unter die Hauptneigungen dieser Völker, deren Waffen in Wurfspießen und Bogen bestehen, womit sie meisterlich umzugehen wißen. Unter ihre Geschicklichkeiten rechnet man ihre große Fertigkeit im Schwimmen, und mit einer unglaublichen Geschwindigkeit laufen zu können.

*) S. Lettres édifiantes. Recueil II. p, 140.

nen. Auf dieser Insel hat Struys mit seinen eignen Augen einen geschwänzten Menschen geschehen, deßen Schwanz über einen Fuß lang, mit braunrothen Haaren bedeckt und fast einem Ochsenschwanz ähnlich war. Er hatte von ihm selbst erfahren, daß dieser Fehler, wenn er ihn dafür halten dürfte, das Werk des Himmelsstriches wäre, und daß alle Bewohner im südlichen Theile dieser Insel, so gut als er, Schwänze hätten *).

Ich bin freilich ungewiß, ob man alles, was Struys von den Bewohnern dieser Insel erzählet, besonders den lezten Umstand, glauben soll? Wenigstens scheint er die Sache sehr vergrößert, und nicht so, wie andere Reisebeschreiber, oder der angeführte Ptolomäus und Markus Paulus **) wenn sie von geschwänzten Menschen reden, erzählet zu haben. Lezterer saget: in den Gebirgen des Königsreiches Lambry wohnten Menschen mit Schwänzen, die so lang, als eine Hand wären. Struys scheint sich auf das Zeugniß des Markus

Pau-

*) S. Les Voyages de Jean Struys. Rouen, 1719. T. I. p. 100.

**) In seiner geographischen Beschreibung Paris. 1556.

Paulus, Gemelli Kareri auf die Erzählung des Ptolomäus, zu stützen. Der Schwanz aber, welchen der erste, nach seiner Aussage, selbst gesehen haben will, ist in Ansehung des Maßes von dem sehr unterschieden, welchen andere Reisende den Schwarzen auf der Insel Manila und den Bewohnern in Lambry zueignen. Der Herausgeber der plasmanaserischen Gedenkschriften von der Insel Formosa übergehet diese seltsame von andern so sehr unterschiedene Menschen mit einem gänzlichen Stillschweigen. Er versichert so gar, die Weiber wären hier, der großen Hitze ohnerachtet sehr schön und weiß, besonders wenn sie nicht nöthig hätten, sich der brennenden Sonnenhitze stark auszusetzen; und besäßen Eitelkeit genug, sich, zu Erhaltung ihrer feinen Gesichtsfarbe, fleisig mit gewissen Schönheitswässerchen zu waschen, ihre Zähne sorgfältig in Acht zu nehmen, und so lang es möglich ist, weiß zuerhalten, da hingegen die Chineser und Japaner vom häufigen Gebrauch des Betel kohlenschwarze Zähne haben. Die Männer sind nur klein; was ihnen aber an der Größe abgehet, ersetzt die Natur durch eine beträchtliche Dicke ihres Leibes, wobei sie doch gemeiniglich sehr munter, lebhaft, unermüdet, gu=

gute Soldaten und geschickliche Leute zu seyn pflegen *).

Mit den angeführten Reisebeschreibern stimmen die Nachrichten der Holländischen sehr schlecht überein, wenn sie von den Einwohnern der Insel Formosa reden. So wohl Mandelslo, als alle Reisende deren aufgezeichnete Nachrichten in der Sammlung von Reisen, welche bei Errichtung der ostindischen Handlungsgesellschaft unternommen worden, mit eingerücket sind, behaupten einstimmig, daß die Bewohner der Insel Formosa sehr groß, noch länger, als die Europäer, und mit einer Haut umkleidet sind, welche aus dem Weißen oder aus dem Braunen ins Schwarze fällt, und stark mit Haaren bewachsen ist. Die dortigen Weibern haben sie zwar klein, aber stark, fett und wohlgebildet beschrieben. Die meisten Schriftsteller also, welche von der Insel Formosa Nachricht ertheilen, gedenken mit keiner Sylbe der geschwänzten Menschen und sind überhaupt in ihren Beschreibungen von der Gestalt und von den Gesichtszügen dieser Insulaner sehr uneinig.

Ein

*) S. La Description de l' Isle Formose dressée sur les Memoires de George Plasman: far par le Sieur N. F. D. B. R. à Amst. 1705. p. 103.

Ein einziger Umstand, welcher nicht weniger merkwürdig und sonderbar ist, als der vorige, wird von allen auf eilierlei Art angeführet. Es darf nämlich auf dieser Insel, laut eines ausdrücklichen Verbothes, keine Frau, wenn sie gleich in einem weit frühzeitigern Alter verheirathet worden, vor dem fünf und dreißigsten Jahr in Wochen kommen. Rechteren giebt von dieser außerordentlichen Gewohnheit folgende Nachricht:

„ Die Weiber dürfen, wenn sie verheira-
„ thet werden, nicht gleich Kinder zur Welt
„ bringen. Bevor ihnen dieses erlaubt ist,
„ müssen sie wenigstens das fünf, oder sie-
„ ben und dreißigste Jahr zurückgeleget ha-
„ ben. Werden sie vor dieser Zeit schwan-
„ ger, so treten die Priesterinnen ihren Leib,
„ wenn es nöthig ist, so lange mit Füßen,
„ bis dadurch die Frucht, mit eben so vie-
„ len und vielleicht noch weit mehreren
„ Schmerzen abgetrieben wird, als dergleichen arme Weiber in einer ordentlichen
„ Geburt erlitten haben würden. Hier
„ ist es nicht bloß schändlich, sondern ungemein sündlich, vor dem bestimmten
„ Alter Mutter zu werden. Ich habe
„ selbst einige Weiber gesehen, die schon
„ fünfzehn oder sechzehnmal ihre Leibesfrucht so elend hatten umbringen lassen

„ und schon mit der siebenzehnten schwan-
„ ger giengen, ehe man ihnen hatte ver-
„ statten können, ein Kind lebendig zur
„ Welt zu bringen" *).

Die Marianischen oder Diebesinseln, die bekanntermassen am weitsten gegen Osten liegen und an unserer Halbkugel gleichsam das äußerste Land ausmachen, werden von sehr tölpischen unerfahrenen Leuten bewohnet. Ehe die Europäer auf diese Inseln kamen, wußten die Einwohner noch gar nichts vom Feuer. Dieses unentbehrliche Element, war ihnen, wie der Pater Gobian versichert, noch so gänzlich unbekannt, daß ihr Erstaunen unbeschreiblich war, als ihnen, bei der ersten Landung des Magellan auf ihren Inseln, zum erstenmal Feuer zu Gesichte kam. Ihre dunkle Gesichtsfarbe ist nicht völlig so braun oder etwas heller, als an den Bewohnern der philippinischen Inseln. Die Europäer übertreffen sie an Kräften und Leibesstärke. Sie haben einen langen Körper und ein richtiges Verhältniß aller seiner Theile. Beim Genuß bloßer Wurzeln, Früchte und Fische, sind sie doch so stark bei Leibe, als ob sie auf-

*) S. Les Voyages de Reehteren dans le Recueil des Voy. de la Comp. Holl. Tom. V. p. 96.

aufgeblasen wären. Das hindert sie aber gar nicht in ihrer geschmeidigen Behendigkeit. Ihr Lebensziel ist von langer Dauer. Greise von hundert Jahren, die nie von einer Krankheit befallen gewesen, sind unter ihnen keine sonderliche Merkwürdigkeit. *) Gemelli Kareri macht aus diesen Einwohnern lauter reisenförmige, dicke, fette Figuren von ungewöhnlicher Stärke, daß es ihnen eine Kleinigkeit scheinet, auf ihren Schultern eine fünf hundert pfündige Last zu tragen **). Die meisten haben ein wollicht krauses Haar ***), eine dicke Nase, große Augen, und eine Gesichtsfarbe, gleich den Indianern. An den Einwohnern der Insel Guam, einer von den Marianischen, bemerkt man lange schwarze Haare, Augen von mittlerer Größe, ansehnliche Nasen, dicke Lefzen, ziemlich weiße Zähne, länglichte Gesichtsform, ein freches, wildes Ansehen, ungemeine Leibesstärke, vortheilhaften Wuchs des Kör-

 pers

*) S. l' Histoire des Isles Marianes par le Pere Charles le Gobien. 1700.

**) S. les Voyages de Gemelli Careri Tom. V. p. 298.

***) S. Lettres édifiantes. Recueil XVIII. p. 198

pers und, wie man sagt, eine Höhe von beinahe sieben Schuhen *).

Südwärts von den marianischen Inseln und ostwärts von den Moluckischen, erblickt man das Land der Papus und Neu-Guinea, die mittäglichsten Theile unter den südlichen Ländern. Diese Papus haben, wie Argensola versichert, eine so schwarze Farbe, als die Kaffern, krause, wollichte Haare, nebst einem Gesichte, welches eben so abschreckend, als mager ist. Sonderbar ist es indessen, daß unter einem so schwarzen Volk sich einzelne, fast eben so weiße und gelbliche Leute, als die Deutschen sind, antreffen lassen, die sich aber vor den andern durch sehr schwache zärtliche Augen, außer der weißen Farbe, merklich auszeichnen **).

In der Beschreibung der von le Maire nach den südlichen Ländern verrichteten Schiffahrt findet man eine Nachricht von den Einwohnern dieses Landes, wovon ich hier das vornehmste beibringen will. Die Leute sind, wie daselbst versichert wird,

sehr

*) S. les Voyages de Dampier Tom. I. p. 378. Ingleichen Voyage autour du Monde de Cowley.

**) S. l'Histoire de la Conquête des Isles Moluques. Amst. 1706. Tom. I. p. 148.

sehr schwarz, wild und viehisch. Sie haben beide Ohren, beide Nasenlöcher, sogar die Scheidewand der Nase mit Ringen, die Arme über den Ellenbogen und an den Gelenken der Hände mit Perlenmutterschmuck behangen und ihren Kopf mit einer Mütze von buntgemalter Baumrinde bedecket. Uiber dies bemerkte Le Maire an ihnen einen wohlgebauten mit vielen Kräften ausgerüsteten Körper, schwarze Zähne, starken Bart, kurze, krause schwarze Haare, die aber nicht so wollicht, als bei den Mohren sind. Im Laufe zeigten sie so viel Behendigkeit, und pflegten sich mit Keulen, Lanzen, Säbeln, und andern Waffen von hartem Holze zu rüsten, weil sie vom Gebrauch des Eisens noch nichts wüsten. Ihrer Zähne, sagt Le Maire ferner, bedienen sie sich statt ihrer Vertheidigungswaffen und beißen damit um sich her, wie die erbittersten Hunde. Sie eßen mit gutem Appetit Betel *) Guineischen Pfeffer **) mit Kalk vermischet, womit sie auch

*) S. oben S. 25 Anmerk.

**) Unter dem Worte Piment, welches in der hamburg. deutschen Ausgabe durch Pimento übersetzt ist, wird ohnstreitig der guineische oder spanische Pfeffer, Capsicum Linn. Sp. Pl. I.

ihre Haare nebst ihrem Bart einzupudern pflegen.

Der Anblick der Weiber dieser Nazion ist fähig, den grösten Abscheu zu erregen. Ihre hangende Brüste fallen ihnen bis auf den Nabel herunter, dabei haben sie einen ungemein dicken Bauch, dünne Arme und Beine, die Gesichtsbildung der Affen und lauter Züge, womit man die Häßlichkeit selbst malen würde u. s. w. *).

Dampier berichtet von den Einwohnern der Insel Sabala, in Neu-Guinea, sie wären eine Art schwarzbrauner Indianer, mit langen schwarzen Haaren und hätten vieles mit den Einwohnern der Insel Mindanao und anderer von diesen östlichen Inseln gemein. Außer diesen aber, welche die vor-

I. p. 270. Dietr. Pflanzenr. I. p. 224. indianischer Pfeffer, Blackw. Tab. 129. Poivre de Guinée, d'Espagne, d'Inde, du Bresil, de Portugal ou en gousse, Piment de Guinée, Corail de Jardin, Vallm. de Bomare Dict. IX. p. 210. verstanden, weil ihn, seiner brennenden Schärfe ohnerachtet, die Einwohner in Amerika häufig, sowohl grün, als wenn er völlig reif ist, genüssen, und keinen Schaden davon zu dulden haben. M.

*) S. La Navigation australe de Jacques le Maire Tom. IV. du Recueil des Voyages qui ont servi à l'établissement de la Compagnie des Indes de Hollande. p, 648.

von B. allg. N. VI. Th.

vornehmsten der Insel zu seyn schienen, gäbe es daselbst auch Mohren, welche hier in Neu-Guinea ganz krause, wollichte Haare trügen *). Die Einwohner einer andern Insel, die er Garret-Denys nennet, beschreibt er schwarz, lebhaft und wohl gestaltet, mit einem dicken, runden Kopf, kurzen und krausen Haaren, welche sie auf allerlei Art verschneiden, auch mit allerlei Farben, als roth, weiß, gelb ꝛc. bemalen. Ihr Gesicht ist, nach seiner Schilderung, rund, breit, mit einer platten Stumpfnase besetzet. Ihre Gesichtsbildung würde nicht schlechterdings zu verwerfen seyn, wenn sie nicht ihr Gesicht auf die lächerlichste Art entstelleten, in dem sie eine Art von Pflöcken, so dick als ein Finger von 4 Zoll in in der Länge, quer durch beide Nasenlöcher steckten und beide Enden so bis an den Backenknochen reichen ließen, daß man vor diesem wunderlichen Zierrath nichts, als eine kleine Spitze der Nase wahrnehmen kann; der großen Ohrenlöcher nicht einmal zu gedenken, welche sie mit eben solchen Pflöcken, wie die Nase, auszufüllen, und zu schmücken pflegen **).

*) S. le Voyage de Dampier, Tom. V. p. 82.

**) S. ebend. S. 102.

Die Einwohner der Küste von Neuholland, welche unter 16 Grad 15 Minuten südlicher Breite und südwärts von der Insel Timor liegt, sind vielleicht, als die elendesten Leute von der Welt, gerade diejenigen, die sich dem Vieh am allermeisten zu nähern scheinen. Sie sind lang, schmal und gerade gewachsen, mit langen, dünnen Gliedern, dickem Kopf, runder Stirn und sehr dicken Augenbraunen. Von Jugend auf nehmen sie die Gewohnheit an, die Augenlieder halb geschloßen zu halten, um die Augen vor den quälenden Mücken in Sicherheit zu setzen. Sie würden, wegen der grösstentheils geschloßenen Augen, von weitem gar nichts zu erkennen fähig seyn, wann sie den Kopf nicht immer so in die Höhe richteten, als ob sie etwas über sich zu sehen bemüht wären. Dicke Nasen, eben so dicke Lefzen und ein großer Mund sind allen diesen Leuten eigen. Die beiden Vorderzähne der obersten Kinnlade müssen sie ohnstreitig von den ersten Jahren an ausreißen, weil man sie bei allen, sowohl Männern als Weibern, Jungen und Alten, so wie die Spuren eines Bartes, vergeblich suchet. Ihr langes Gesicht verursachet einen häßlichen Anblick, weil man darin keinen einzigen gefälligen Zug bemerket. Ihre Haare sind nicht, wie

fast

fast bei allen Indianern, lang und glatt, sondern kurz, schwarz und krause, auch die Haut eben so schwarz, wie bei den Mohren in Guinea. Sie bedecken sich nicht mit Kleidungen, sondern umgürten ihre Hüften mit einem Stück Baumrinde, wovon in der Mitte eine Handvoll ziemlich langen Grases herabhänget. Statt sich Häuser zu bauen, schlafen sie, ohne Bedeckung, unter freiem Himmel und haben kein ander Bett, als Gottes Erdboden. Sie leben gesellschaftlich, zwanzig bis dreißig, Männer, Frauen und Kinder, vermischt unter einander. Ihre hauptsächlichste Nahrung besteht in einer Art keiner Fische, deren Fang sie durch steinerne Wasserbehältnisse in keinen Meerbusen bewirken. Brodt, Getreide, Hülsenfrüchte u. s. w. gehören bei ihnen unter die unbekannten Sachen *).

Die Völker auf einer andern neuholländischen Küste, unter dem zwei- oder drei und zwanzigsten Grad südlicher Breite, scheinen von eben der Art, wie die vorher beschriebenen zu seyn. Ihr Anblick ist sehr abschreckend, ihr Blick eben so schief, als der vorigen, ihre Haut schwarz, das Haar krause, der Leib groß und dünne **).

*) S. Voyage de Dampier Tom. II. p. 171.
**) Ebend. Tom. IV. IV. p. 134.

Man siehet leicht, aus allen diesen Beschreibungen, daß die Küsten und Inseln des indianischen Meeres von lauter sehr unter einander verschiedenen Menschen bewohnet werden. Die Einwohner in Malacka, Sumatra und auf den nikobarischen Inseln scheinen sich alle von den Bewohnern der indianischen Halbinsel herzuschreiben, die Javaner aber von den Chinesern abzustammen, die weißen und gelblichten Chakrelas ausgenomen, die nach allem Anschein von den Europäern herkommen. Die Einwohner der Moluckischen Inseln hat man vielleicht mit nicht minderem Grunde für eine Art aus der indianischen Halbinsel zu halten. Von den Einwohnern der Insel Timor ist es aber wahrscheinlich, da sie am nächsten bei Neuholland lieget, daß ihnen mit den Völkern dieser Landschaft auch die nächste Verwandschaft zukömmt. Auf der Insel Formosa und auf den marianischen Inseln scheinen sich die Bewohner unter einander, sowohl in der vorzüglichen Größe und Stärke, als in Ansehung der Gesichtszüge besonders ähnlich zu seyn und eine ganz eigne Art auszumachen, die sich mit keinem von allen benachbarten Völkern im eine verwandschaftliche Vergleichung bringen

gen

gen läßt. An den Papus und Bewohnern anderer am nächsten bei Neu-Guinea liegenden Ländern siehet man wahre, den afrikanischen gleichkommende Mohren, so weit sie auch von diesen entfernt leben, weil dieses Land von Afrika wenigstens 2200 Seemeilen getrennet ist. In Neuholland gleichen die Einwohner der Hottentotten. Ich will aber nicht eher aus diesen Vergleichungen eine Folge ziehen oder von diesem Unterschied ein Urtheil fällen, bis ich vorher die besondere Untersuchung von Asien und Afrika weiter ausgeführet haben werde.

Die Mogoln und andere Völker auf der Halbinsel des Indus haben in der Leibeslänge und in den Gesichtszügen viel Aehnlichkeit mit den Europäern, in der Farbe findet sich aber ein bald größerer bald kleinerer Unterschied zwischen beiderlei Völkern. Die Mogolen haben ein olivenfarbiges Ansehen, obgleich Mogol in der indianischen Sprache so viel als weiß ausdrücken soll. Unter den dasigen Frauenspersonen, die sich öfters baden, herrscht eine vorzügliche Reinigkeit, ob sie gleich ebenfalls die Olivenfarbe der Männer, lange Schenkel und Beine, auch ganz wider die Art aller europäischen Frauenzimmer, einen sehr kurzen

Leib

Leib zu haben pflegen *). Als Tavernier durch Lahor ingleichen durch das Königreich Kachemire reisete, fand er, daß alle Weiber in Mogol von Natur keine Haare auf irgend einem Theile des Leibes auch die Männer nur einen kleinen Bart hatten **). Nach Thevenots Aussage sind in Mogol die Weiber eben so keusch, als fruchtbar. Die Entbindung wird ihnen gar nicht sauer. Heute kommen sie nieder, morgen sieht man sie schon wieder auf der Straße. Er setzt noch hinzu daß man im Königreiche Dekan auch die Kinder sehr frühzeitig verheirathete. Ein Mann von zehn Jahren hat schon von seinen Aeltern die Erlaubniß bei einer achtjährigen Frau zu schlafen, und es geschieht nicht selten, daß in einer so minderjährigen Ehe doch schon Kinder gezeuget werden. Dergleichen junge Mütter hören aber gemeiniglich schon im dreißigsten Jahre wieder auf zu gebähren, und fangen sodann bereits an Runzeln, die Vorbothen des Alters, zu bekommen ***). Unter einigen die-

*) S. Les Voyages de la Boullaye-le-Gouz. Par. 1657 p. 153.

**) S. Voyages de Tavernier. Rouen 1713. Tom. III. p. 80.

***) S. Les Voyages de Thevenot. Tom. III. p. 246.

dieser Weiber herrschet ein sonderbarer Geschmack. Sie lassen sich nämlich auf die Art, wie man Schröpfköpfe setzt, in ihr Fleisch Blumen schneiden, und malen sie mit unterschiedenen Farben vom Safte gewißer Wurzeln so schäckig, daß man ihre Haut leicht für ein geblümtes Zeug ansehen konnte *).

Die Bengalen sind gelber, als die Mogolen, auch in den Sitten merklich von ihnen unterschieden. Anstatt von den Weibern gleiche Keuschheit rühmen zu können, hält man sie vielmehr unter allen Indianerinnen, für die geileste Geschöpfe. Es wird in Bengala mit Männern und Weibern ein großer Sklavenhandel getrieben. Man pflegt auch daselbst viel Verschnittne zu machen, und einigen bloß die Hoden, andern aber alles, was ihnen als Mannspersonen eigen ist, ohne Barmherzigkeit wegzuschneiden. Außerdem rühmt man die Schönheit und gute Bildung dieser Völker, welche dabei die Handlung lieben und in ihren Sitten viel Anmuthiges zeigen **).

Die Einwohner auf der Küste Coromandel übertreffen die Bengalen an Schwär-

ze,

*) S. Les Voyages de Tavernier. Tom. III. p. 34.
**) S. Les Voyages de Pyrard, p. 354.

ze, pflegen ihnen aber an guten Sitten lange nicht beizukommen, und grösstentheils, wenigstens die gemeinen Leute, fast ganz nackend einher zu gehen. Noch schwärzer findet man die Bewohner auf der malabarischen Küste, die alle mit langen schwarzen, glatten Haaren behangen und etwa so groß, als die Europäer sind. Die Weiber schmücken ihre Nasen mit goldenen Ringen. In öffentlichen Wasserbehältern, mitten in den Städten baden sich Männer, Frauen und Mädchen zusammen. Die Weiber sind zwar schwarz oder wenigstens braun, übrigens aber wohl gebildet und reinlich. Gleich nach dem achten Jahre werden sie verheirathet *).

Die Gewohnheiten dieser unterschiedenen indianischen Völker sind alle sehr wunderlich und seltsam. Die Banianen können sich nicht entschliessen, etwas von einem Geschöpfe zu essen, das jemals ein Leben gehabt. Sie scheuen sich das geringste Ungeziefer, so gar die Läuse, wovon sie gebißen werden, umzubringen. Ihre Sorge für die Erhaltung alles dessen, was lebet, geht so weit, daß man sie Reis und Bohnen, zu

Er-

*) S. Recueil des Voyages, Amst. Tom. VI. p. 461.

Erhaltung der Fische, ins Wasser werfen; auch Getreide für die Vögel und Insekten auf der Erde herumstreuen siehet. Wenn sie einen Jäger oder Fischer antreffen, so versuchen sie erst alles mögliche, ihn durch anhaltendes Bitten zur Schonung des Wildes und der Fische zu bewegen. Findet ihre Bitte kein günstiges Gehör, so erbiethen sie sich, Flinten und Netze zu bezahlen; wenn auch dieses nichts hilft, so machen sie das Wasser trübe, die Fische zu verscheuchen, und schreien, aus vollem Halse, das Wild oder die Vögel zu verjagen*).

Die Nairen in Kalikut sind lauter adeliche Krieger, die stets unter der Waffen leben; lauter schöne, wohlgebildete, doch ein wenig olivenfärbige, lang gewachsne, kühne, beherzte, in Führung den Waffen sehr geschickte Leute! Nur die Ohren pflegen sie dermaßen zu verlängern, daß ihnen diese gemeiniglich bis auf die Schultern, oft auch noch tiefer herunter hängen. Die Männer dürfen unter diesem Volke nur eine Frau, die Weiber aber soviel Männer nehmen als ihnen beliebt. Der Pater Tachard sagt in seinem Schreiben aus Pondichery, vom

*) S. Les Voyages de Jean Struys. Tom. II. p. 225.

vom 16ten Februar 1702, an den Pater de la Chaise, daß in den Kasten oder adelichen Stämmen einer Frau gesetzmäßig erlaubt sey, viele Männer zu nehmen. Einige haben deren auf einmal wenigstens zehne, welche sie als eben so viel durch ihre Schönheit besiegte Sklaven betrachten *). Dieses Vorrecht des Adels, viele Männer zu haben, suchen vornehme Weiber so gut als möglich, zu ihrem Vortheil anzuwenden; die Bürgerweiber hingegen, (als ob sie von anderer Natur wären) müssen sich, mit einem einzigen Mann begnügen. Sie pflegen sich indessen für das harte Schicksal ihres Standes durch den vertrautesten Umgang mit Fremden vollkommen schadlos zu halten, und sich diesen ohne Zurückhaltung, ohne die mindeste Furcht vor ihren Männern, welche sich darüber nicht zu beschweren wagen, völlig zu überlassen. Je früher die Mütter ihre Töchter Preis geben können, desto mehr scheinen sie sich darüber freuen. Diese Bürger in Kalikut oder die sogenannten Moucois (unter welcher Benennung das gemeine Volk überhaupt verstanden wird,) scheinen gar nicht zu der Art der Nai-

*) S. Lettres edifiantes Recueil II. p. 188.

Nairen oder des Adels zu gehören; denn so wohl Männer, als Weiber sind unter jenen viel häßlicher, gelber, übler gebildet und kleiner, als unter diesen *). Außerdem finden sich unter den Nairen gewiße Männer und Weiber, die nicht etwan als eine Krankheit, sondern von ihrer Geburt an, so dicke Beine haben, als bei andern Menschen der ganze Leib zu seyn pfleget. Bei manchen hat man diese Unförmlichkeit nur an einem, bei den meisten aber an beiden Beinen wahrgenommen. Die Haut auf diesen ungeheuren Beinen ist so hart und rauh, wie eine Warze. Sie pflegen sich aber dabei recht wohl und leicht genug auf den Füßen zu befinden. Diese Art von dickbeinigen Leuten ist unter den Nairen viel stärker, als unter irgend einem andern Volk in Indien angewachsen. Einzeln trift man sie auch in andern Ländern, besonders auf Zeilan **), wo man diese dickbeinichte Menschen für Abkömmlinge des Geschlechts von St. Thomas ansiehet.

Die

*) S. Les Voyages de François Pyrard, p. 411.
**) S. ebend. p. 416. und Recueil des Voyages, qui ont servi à l'établissement de la Compagnie des Indes de Hollande. Tom. IV. p. 362. und Voyage de Jean Huguens.

Die Zeilaner haben die meiste Aehnlichkeit mit den Einwohnern der malabarischen Küste. Man erblickt an ihnen eben so große, lange herabhangende Ohren, nicht so viel Schwärze der Haut *), aber doch eine sehr braune Gesichtsfarbe. Bei vieler Freundlichkeit sind sie von Natur sehr behende, geschickt und geistreich. Die Haare, welche bei allen Einwohnern sehr schwarz erscheinen, pflegen die Männer nur kurz zu tragen. Das gemeine Volk siehet man fast ganz nackend, alle Weiber aber mit entblößtem Busen herum gehen. Eine Gewohnheit, welche fast in ganz Indien herrschet! **)

Auf der Insel Zeilon findet sich auch eine Art von Wilden, die bei den Einwohnern Bedas heißen. Sie bewohnen, bloß im nordlichen Theil der Insel, nur ein kleinen Strich Landes, und scheinen eine ganz andere Gattung Menschen, als alle übrige in diesen Gegenden, zu seyn. Die Gegend ihres Aufenthaltes ist so dick mit Holz bewachsen, daß man, ohne die größte Schwierigkeit, sie unmöglich besuchen kann. In diesem Holze stecken die Bedas dermaß-

*) S. Phil. Pigafettæ Indiæ orient. P. I. 1598 p. 39.

**) S. Recueil des Voyages Tom. VII. p. 19.

mässen verborgen, daß es ungemein selten ist einige von ihnen zu Gesichte zu bekommen. Sie gleichen an Farbe den weißen Europäern, doch giebt es auch einige von braunrother Farbe. Sie können die zeilanische Sprache nicht reden und von der ihrigen verstehet niemand ein Wort, weil sie mit keiner einzigen Sprache der Indianer die mindeste Aehnlichkeit hat. Sie leben mit keinem Menschen in Gemeinschaft, und haben weder Dörfer, noch Häuser. Bogen und Pfeile sind ihre Waffen, womit sie eine Menge wilde Schweine, Hirsche und anderes Wildpret erlegen, deren Fleisch sie niemals kochen oder braten, sondern mit Honig einmachen, wovon sie einen reichlichen Uiberfluß besitzen. Der Ursprung dieses nicht sonderlich zahlreichen Volkes, dessen Familien einzeln für sich leben, ist noch gar nicht bekannt *). Mir scheinen die Bedas in Zeilan und die Chakrelas in Java **), desto wahrscheinlicher von den Europäern abzustammen, je kleiner die Anzahl der weißen oder gelblichen Leute zu seyn pfleget. Wäre es nicht möglich, daß eini-

*) S. L' Histoire de Ceylan par Rybeyro 1701. p. 777. ꝛc.

**) S. oben S. 42.

ge Männer und Weiber aus Europa vor Zeiten auf diesen Inseln könnten zurückgelassen oder durch Schiffbruch dahin verschlagen, und aus Besorgniß einer üblen Begegnung der natürlichen Einwohner angetrieben worden seyn, mit ihren Abkömmlingen in diesen Wäldern und in den steilesten Oertern der Gebirge zu bleiben, und hier ein Leben, gleich den geborrnen Wilden zu führen, das vielleicht, wenn man sich daran gewöhnet, seine Vortheile und eigne Annehmlichkeiten haben mag?

Die Maldivier hält man für Abkömmlinge der Einwohner auf Zeilan, sie haben aber wenig oder gar nichts ähnliches von ihnen. Die Zeilaner sind schwarz und ungestaltet, alle Maldivier aber in allen Theilen ihres Körpers verhältnißmäßig und wohl gebildet, auch von den Europäern wenig unterschieden, außer daß ihre Haut olivenfarbig aussiehet. Man kann sie als ein aus allerlei Nazionen vermischtes Volk betrachten. Bei den Maldiviern auf der Nordseite findet man weit mehr Lebensart, als bei denen, welche sich auf diesen südlichen Inseln aufhalten. Die leztern sind auch schwärzer und übler gebildet. Unter den Weibern, die noch ziemlich wohl aussehen, haben die meisten eine olivengrünliche, einige aber

ei=

eine so weiße Farbe, als die Europäer, alle hingegen kohlenschwarze Haare, welche sie unter ihre Schönheit rechnen. Die Kunst mag hierzu wohl das Ihrige beitragen; denn sie bemühen sich, den Haaren diese Farbe dadurch zu verschaffen, daß der Kopf ihrer Mädchen bis zum achten oder neunten Jahre beständig, auch den Knaben alle Wochen abgeschoren wird. Hierdurch erhalten die Haare mit der Zeit bei allen eine schwarze Farbe. Ohne diese Gewohnheit würde man unter den Erwachsenen vielleicht nicht lauter schwarze Köpfe sehen, weil man unter den Kindern oft einige mit halbgelben Haaren erblicket. Eine andere Schönheit der Weiber besteht in vorzüglich langen und dicken Haaren. Man pflegt sich auch mit wohlriechenden Oelen den Kopf und Leib zu bestreichen. Uibrigens trägt man hier niemals ein krauses, beständig ein glattes Haar. Die Männer sind auf dem Leibe viel raucher, als die Europäer. Uibrigens findet man bei den Maldiviern eine starke Neigung zur Arbeit, und viel Aufmerksamkeit für die Künste, zugleich aber viel Aberglauben und Neigung zum andern Geschlechte. Beim grösten Hange zur Unzüchtigkeit, und zu einer willigen

Uibergabe an die Männer, pflegen doch die Weiber ihren Busen mit ungewöhnlicher Sorgfalt zu bedecken. Ihre Trägheit gehet so weit, daß es ihnen zum grösten Vergnügen gereicht, sich immer wiegen zu lassen. Jeden Augenblick eßen sie etwas von dem sehr hitzigen Kraute Betel, und genießen in ihren Mahlzeiten viele Gewürze. Unter diesen Umständen sind ihre Männer bei weitem nicht so rasch und kräftig, als Weiber von dieser Art verlangen *).

Die Einwohner in Kambaia haben ein bald heller, bald ein dunkler graues oder aschfarbiges, die zunächst an der See wohnenden aber, ein schwärzeres Ansehen, als die andern **). Die Einwohner in Guzarate sind gelblicht ***). Die Kanarmer hingegen oder Indianer zu Goa und auf den benachbarten Inseln, olivenfarbig ****). Von den reisenden Holländern hat man erfahren, daß die Einwohner von Guzarate bald mehr, bald weniger gelblicher aussehen und an Größe den Europäern gleichen, die Weiber aber,

*) S. Les Voyages de Pyrard p. 120 und 324.

**) S. Pigafettæ Indiæ orient. P. I. p. 34.

***) S. Les Voyages de Boullaye-le-Gouz p. 225.

****) S. ebend.

aber, die sich nicht oft von der Sonne brennen lassen, etwas weißer, als die Männer, und einige beinahe so weiß, als die Portugiesen sind *).

Mandelslo für seinen Theil beschreibt alle Bewohner von Guzarate, nach Maßgabe des Himmelsstriches, den sie bewohnen, dunkelbraun, auch mehr oder weniger olivenfarbig. An der südlichen Seite pflegen sie am dunkelsten gefärbt, alle Männer stark, wohl gebildet, mit breitem Gesicht und schwarzen Augen versehen, die Weiber aber klein, doch reinlich und wohl gestaltet, mit langen Haaren bewachsen, in den Nasenlöchern mit Ringen, in den Ohren mit großem Schmucke behangen zu seyn **). Bucklichte oder Lahme sind unter ihnen eine Seltenheit. Ob man gleich an einigen eine hellere Gesichtsfarbe bemerket, so haben sie doch alle schwarze, glatte Haare. Die alten Einwohner unterscheidet man leicht von den andern, sowohl durch die schwärzere Farbe, als durch die mehrere Dummheit und Ungeschicklichkeit ***).

*) S. Le Recueil des Voyages qui ont servi à l'établissement de la Compagnie des Indes de Hollande. T. VI. p. 405.

**) S. Les Voyages de Mandelslo Tom. II. p. 195.

***) Ebend. T. II. p. 222.

Die Stadt Goa kennt man von langen Zeiten her als die vorzüglichste Pflanzstadt der Portugiesen in Ostindien. Obgleich schon ein großer Theil ihres ehemaligen Glanzes verloschen, so kann man ihr doch den Ruhm einer ansehnlichen, reichen Handelsstadt nicht absprechen. Hier wurde vor Zeiten der größte Sklavenhandel von der Welt getrieben. Man konnte hier die schönsten Mädchen und Weiber aus allen ostindischen Provinzen erhandeln. Die meisten wissen vollkommen auf gewissen Instrumenten zu spielen, auch vortreflich zu nähen und zu sticken. Weiß, olivengrünlich, dunkelbraun, kurz von allen Farben werden sie hier zum Kauf ausgestellet. In die ganz schwarze kafrische Mädchen von Mosambike sind gemeiniglich die gebornen Indianer am stärksten verliebt.

„ Ein merkwürdiger Umstand, sagt Py-
„ rard, welchen ich an den Männern und
„ Weibern aller indianischen Einwohner be-
„ merket, ist ohnstreitig dieser, daß ihr
„ Schweiß niemals übel riechet, da hin-
„ gegen der Geruch der Ausdünstungen bei
„ den Mohren in Afrika, sowohl dießeits,
„ als jenseits des Vorgebirges der guten
„ Hofnung, nach der geringsten Erhitzung

„ so

„ so unerträglich und lauchartig ist, daß „ man sich ihnen unmöglich nähern kann.“ Bei dieser Gelegenheit führet er noch an, daß die Weiber in Indien die weißen europäischen Männer außerordentlich lieben, und ihnen den Preis vor allen weißen indianischen Männern oder vielmehr vor allen Indianern überhaupt, zuerkennen *).

Die Perser, als Nachbarn der Mogoln, haben auch mit ihnen ziemlich viel Aehnlichkeit. Besonders findet man fast gar keinen Unterschied zwischen den Bewohnern der südlichen Gegenden von Persien und den Indianern. Die Einwohner von Ormus, auch in den Landschaften Bascia und Balascia, sind ungemein braun und stark von der Sonne gebrannt. In der Landschaft Chestmur und in andern Theilen von Persien, wo die Sonnenhitze gelinder, als in Ormus ist, pflegen die Einwohner nicht so braun, und in den nördlichen Gegenden sogar ziemlich weiß zu seyn **). Die Weiber auf den Inseln des persischen Meerbu-

*) S. La II. Part. du Voyage de Pyrard. T. II. p. 64. ꝛc.

**) La Description des Provinces orientales par Marc Paul. Par. 1556. p. 22 und 39. ingleichen le Voyage de Pyrard. Tom. II. p. 256.

sens, welche, nach dem Berichte der holländischen Reisebeschreiber, braun oder gelb aussehen, haben überhaupt in einem europäischen Auge wenig Annehmlichkeit, wegen ihres breiten Gesichts und ihrer häßlichen Augen. Sie pflegen auch in ihren Moden und Gewohnheiten starke Nachahmerinnen der indianischen Weiber zu seyn, und Ringe in den Nasenknorpel zu hängen, auch wohl eine goldne Nadel quer durch die Nasenhaut, nicht weit von den Augen, zu stechen. *) Indessen muß man von dem Gebrauch, Ringe und ander Geschmeide in der durchbohrten Nase zu tragen, gestehen, daß er sich ungemein weit ausgebreitet habe. Man siehet auch unter den Arabern viele Weiber mit einem durchbohrten Nasenloch, um einen großen Ring daran hangen zu können, und es gehört unter die Artigkeiten dieser Völker, den Mund ihrer Weiber durch diese Ringe zu küßen, die zuweilen groß genug sind, um den ganzen Mund in ihrem holen Raum verbergen zu können. **).

Xeno=

*) S. Le Recueil des Voyages de la Compagnie de Hollande. Amst. 1702. Tom. V. p. 191.

**) S. Le Voyage fait par ordre du Roi dans la Palestine par M. D. L. R. Paris 1717. p. 260.

Xenophon hat immer die Perser, wenn er von ihnen redete, dick und fett beschrie= Marcellinus hingegen hat sie zu seiner Zeit sehr dürr und mager gefunden. Olearius, bei welchem ich diese Anmerkung gelesen, setzt noch hinzu, sie wären heut zu Tage noch eben so mager, als zur Zeit des letzten Schriftstellers, dabei aber stark und mit einem vollen Maß von Kräften versehen, hätten eine olivengrünliche Farbe, schwarze Haare und eine Habichtsnase *). Chardin hat den Persern von Natur ein dickes, grobes Blut beigeleget. Man sieht es an den Gauren (Guébres), sagt er, welche den Uiberrest der alten Perser ausmachen, und insgesammt häßlich, ungestalt, ungeschickt, im Gesichte gefärbt und rauh auf ihrer Haut zu seyn pflegen. Eben diese Bemerkung läßt sich auch in den zunächst an Indien grenzenden Landschaften machen, wo man eben so ungestaltete Bewohner, als die Gauren findet, weil sie sich alle bloß unter einander selbst verheurathen. In den übrigen Theilen des Königreiches hat sich das persische Blut nun durch die Beimischung des georgianischen und zirkassischen, als zwoer Na=

*) S. Voyage d'Olearius, Par. 1656. Tom. I. p. 501.

Nazionen, unter welchen die Natur die schönsten Menschengestalten hervorbringet, ungemein verschönert. Man findet auch beinahe keinen vornehmen Perser mehr, der nicht eine Georgianerin oder Zirkaßerin zur Mutter hätte. Der König selbst ist, von mütterlicher Seite, gemeiniglich ein Georgianer oder Zirkaßier. Insofern diese Vermischung schon vor langen Jahren ihren Anfang genommen, so haben sich dadurch allmählich sowohl die weiblichen, als männlichen Bewohner ungemein verschönert. Jetzo gehören die Persianerinnen unter die wahren, obgleich nicht unter die vollkommnen Schönheiten, wie die Georgianerinnen. Die Mannspersonen sind mehrentheils groß, gerade gewachsen, von lebhaft rother Gesichtsfarbe, gut bei Kräften, von einnehmender Mine und reizendem Ansehen. Von der Schönheit ihres Körpers haben sie das meiste der guten Beschaffenheit ihres Himmelsstriches, ingleichen der Mäßigkeit, worin sie erzogen werden, zu verdanken. Ihre Väter haben dazu nichts beigetragen. Denn ohne die oben erwähnte Vermischung würde die vornehmen Perser die häßlichsten Figuren von der Welt spielen, weil sie ursprünglich von den Tartarn, einem bekanntermaßen sehr häßlichen, übelgebildeten, gro=

groben Volk abstammen, deren wahres Widerspiel sie jetzo ausmachen, da man ihnen billig viel Höflichkeit oder gute Sitten, einen sehr gesunden Verstand, eine hurtige, lebhafte, fruchtbare Einbildungskraft, ein vortreffliches Gedächtniß, viel Neigung zu den Wissenschaften, zu den freien und mechanischen Künsten, auch zu den Waffen, viel Ehrliebe, oder wenn man lieber will, viel Eitelkeit, als das falsche Bild einer wahren Ehrbegierde, nachzurühmen hat. Bei dem allen haben sie ein biegsames, nachgebendes Naturel, einen geschäftigen, arglistigen Verstand, viel Ergebenheit für das Frauenzimmer, die sich oft bis zur Wollust empöret, einen großen Hang zur Pralerei und Verschwendung, der sie sich zuweilen bis zur Ausschweifung ergeben; daher sie auch weder von einer guten Wirthschaft, noch von der Handlung das mindeste verstehen *).

Uiberhaupt genommen kann man ihnen die Mäßigkeit nicht absprechen. Bloß im Genuß der Früchte kennet man sie als wahre Schwelger. Es ist gar nichts Ungewöhn-

*) S. Les Voyages de Chardin Amst. 1711. T. II. p. 34.

wöhnliches, einen Perser auf einmal ein Man oder zwölf Pfund Melonen verzehren zu sehen. Es giebt unter ihnen sogar einzelne Personen, welche drei bis vier Mans, also 36 bis 48 Pfund genießen. Hat man sich wohl zu verwundern, wenn man höret, daß ihrer viel am unmäßigen Genuß der Früchte sterben? *)

In Persien giebt es eine große Menge schöner Weiber von allerlei Farbe. Die Kaufleute, welche sie von allen Enden der Welt zusammen bringen, haben ihre Ursachen, immer die schönsten auszusuchen. Die weißen holen sie aus Polen, Moskau, Zirkaßien, Georgien und von den Grenzen der großen Tartarei; die braunen aus den Ländern des großen Mogols und der Könige von Golkonda und Visapur, die schwarzen von der Küste Melinda und von den Küsten des rothen Meeres **).

Die gemeinen Weiber laßen sich von einem sonderbaren Aberglauben beherrschen. Die Unfruchtbaren unter ihnen stehen in dem lächerlichen Wahne, sie hätten, um

frucht-

*) S. Les Voyages de Thevenot. Par. 1664. T. II. p. 181.

**) S. Les Voyages de Tavernier. Rouen. 1713. Tom. II. p. 368.

fruchtbar zu werden, weiter nichts nöthig, als unter den Leichnamen am Galgen aufgehangener Mißethäter hinweg zu gehen. Sie trauen dem Leichnam einer Mannsperson, sogar von ferne schon, die Wirkung zu, einer Frau das Vermögen, Kinder zu gebären, zu ertheilen — Wenn ihnen dieses höchst seltsame Mittel fehl schläget, so besuchen sie die aus den Bädern abfließende Wasserleitungen, und wißen die Zeit genau abzupaßen, wenn sich eben ein großer Haufen Mannspersonen badet. Sie gehen hernach unterschiedene mal durch das aus den Bädern laufende Waßer, und wenn sie auch hier ihres Endzweckes, wie beim ersten Versuche, verfehlen, so ergreifen sie das äußerste Mittel, mit einer standhaften Entschließung, den Theil der Vorhaut, welchen ein Kind bei der Beschneidung einbüßet, als das untrüglichste Mittel wider die Unfruchtbarkeit zu verschlucken *).

Die persischen, türkischen, arabischen, ägyptischen und in der ganzen Barbarei umher wohnende Völker, können als eine und eben dieselbe Nazion betrachtet werden, welche sich zu Mahomets und seiner Nachfol-

*) S. Voyage de Gemelli Careri. Par. 1719. Tom. II. p. 200.

folger Zeiten ungemein weit verbreitet, unermeßliche Länder eingenommen und sich mit den ursprünglichen Einwohnern aller dieser Länder überaus häufig vermischet hat. Die Perser, Türken und Mauren haben allmählig etwas von einer guten Polizei unter sich eingeführet; allein die Araber sind beharrlich im Stand einer Unabhängigkeit geblieben, die sich auf eine gänzliche Verachtung der Gesetze gründet. Sie führen, wie die Tartarn, eine Lebensart ohne Ordnung, ohne Polizei und fast ohne gemeinschaftliche Geselligkeit. Ihre Anführer und Oberhäupter suchen sie weder von Diebstahl, und Entführungen der Weiber, noch vom Strassenraub abzuhalten. Sie glauben vielmehr durch ihre Laster Ehre zu erwerben. Die Tugend wird von ihnen höhnisch verlachet, und von allen menschlichen Verträgen haben sie nur diejenigen ihres Beifalls werth gefunden, welche durch Schwärmerei und Aberglauben ihnen angenehm gemacht wurden.

Zur beschwerlichsten Arbeit sind alle diese Völker besonders abgehärtet. Auch ihre Pferde gewöhnen sie zu Erduldung der größten Strapazen. In Zeit von vier und zwanzig Stunden bekommen diese nur einmal etwas zu fressen und zu saufen. Man findet sie daher so mager, zugleich aber sehr

schnell

schnell und fast unermüdet im Laufen. Die meisten Araber führen eine sehr klägliche Lebensart, ohne Brod und Wein; denn sie geben sich nicht einmal die Mühe, das Feld anzubauen. Statt alles Brodes bedienen sie sich einer Art wilder Samenkörner, welche sie einweichen, und, mit Beimischung der Milch ihres Viehes, in einen Teig verwandeln *). Sie besitzen große Heerden von Kamelen, Ziegen und Schafen, welche sie allenthalben, wo es Gras giebt, auf die Weide führen. Auf den Weideplätzen schlagen sie von Ziegenhaaren gemachte Zelter auf, worin sie mit ihren Weibern und Kindern so lange wohnen, bis alles Gras aufgezehret ist, und sie es nothwendig finden, einen andern Weideplatz zu beziehen **).

Bei dieser harten Lebensart und beim Genuße der einfachesten Speisen pflegen die Araber dennoch ansehnliche Kräfte, auch eine beträchtliche Länge und gute Bildung, zugleich aber einen von der Sonnenhitze stark gebrannten Leib zu haben, weil unter

*) S. Les Voyages de Villamon. Lyon 1626. p. 603.

**) Voyage de Thevenot. Paris 1664. T. I. p. 330.

ter ihnen die meisten ganz nackend, uns nur wenige mit einem schlechten Hemde bedeckt, einher gehen *). Auf den Küsten des glücklichen Arabiens und auf der Insel Sokotora findet man kleinere Araber, die ein aschenfarbiges oder sehr braunes Gesicht, in Ansehung der Leibesgestalt aber mit den Abyssiniern viel Aehnlichkeit haben **). Es ist bei den Arabern gewöhnlich, die Arme, Lefzen und andere stark in die Augen fallende Theile des Leibes dunkelblau zu färben. Sie tragen diese Farbe punktweise auf, und laßen sie mit einer besonders dazu verfertigten Nädel so tief ins Fleisch eindringen, daß davon beständig unauslöschliche Merkmale zurück bleiben ***). Bei den Mohren, welche mit den Mahometanern Verkehr gehabt, wird man diese besondere Gewohnheit ebenfalls wahrnehmen.

In den Wüsten, an den Grenzen von Tremecen und Tunis, schreiben sich die arabischen Mädchen, zu Erhöhung ihrer Schönheit, mit einer spitzigen Lanzette und Vitriol, auf dem ganzen Leib herum blaue

triol

*) S. Les Voyages de Villamon. p. 604.
**) S. Philip. Pigafettæ Indiæ Orient. Part. I. Franc. 1598. p. 25. und la Suite des Voyages d' Olearius T. II. p. 108.
***) S. Les Voyages de Pietro della Valle. Rouen. 1745. Tom. II. p. 269.

verschlungene Züge. Unter den Afrikanerinnen, welche diesem Beispiel zu folgen pflegen, sind vornämlich die städtischen Mädchen ausgenommen, welche die weiße Gesichtsfarbe, die sie mit auf die Welt brachten, beständig unverändert beibehalten. Doch giebt es unter diesen einige Thörinnen, welche sich nicht allein die Augenbraunen schwärzen, sondern auch mit dem Rauch von Galläpfeln und Safran, in pechschwarzen Zügen, kleine Blumen, und andre niedliche Sächelchen auf die Wangen, die Stirn und auf das Kinn malen *).

La Boullaye sagt von den Weibern im wüsten Arabien, sie hätten ihre Hände, Lefzen und Kinn blau gemalet, ihre Nasen aber gemeiniglich mit goldenen oder silbernen Ringen, von drei Zoll in Durchmesser, behangen. Sie kämen zwar weiß zur Welt, allein sie würden, durch die Wirkung der brennenden Sonnenstralen, allmählig sehr entstellet. Als junge Mädchen hätten sie viel Angenehmes; sie ließen beständig ihre Stimme singend hören. Ihr Gesang wäre zwar nicht so traurig, als bei den Türken und Persianern, übrigens aber desto sonderbarer; weil sie den Athem gewaltsam her-

*) S. L'Afrique de Marmol. Tom. I. p. 88.

ausstoßen, und alle Silben außerordentlich hurtig aussprechen *)

„ Die arabische Prinzessinnen und vor=
„ nehme Frauenzimmer, sagt ein anderer
„ Reisebeschreiber, welche man durch die
„ Ecken eines Zeltes mir zu sehen erlaub=
„ te, sind mir alle sehr schön vorgekom=
„ men. Von diesen arabischen Schönen
„ und aus dem, was man mir erzählet
„ hat, läßt sich auch auf die Schön=
„ heit anderer schließen, die, weil sie
„ niemals den Sonnenstralen ausgesetzet
„ sind, ungemein weiß aussehen. Desto
„ mehr pflegen aber die gemeinen Weiber
„ von der Sonne gebrannt zu seyn. Auf=
„ ser ihrer natürlichen braunen und schwärz=
„ lichen Farbe war in ihrer ganzen Figur
„ wirklich viel Häßlichkeit wahrzunehmen.
„ Die gewöhnlichen Reize der ersten Ju=
„ gend sind noch das einzige, was ich an
„ ihnen erträglich fand. Die Weiber ste=
„ chen mit Nadeln Löcher in ihre Lefzen,
„ und legen dann Schießpulver mit Ochs=
„ sengalle vermischt, auf dieselben. Diese
„ Mischung ziehet sich tief in das Fleisch,
„ und sie behalten für die ganze Lebenszeit
„ blaue,

*) S. Les Voyages de la Boullaye le Gouz. p. 318.

„ blaue, schwarzgelbe oder bleifarbige Lip-
„ pen. In den Winkeln des Mundes,
„ an den Seiten des Kinnes und ihrer
„ Wangen stechen sie eben dergleichen Lö-
„ cherchen mit Nadeln, schwärzen den Rand
„ ihrer Augenlieder mit schwarzem, aus
„ Ofenbruch oder Tuzia bereitetem Pulver,
„ und ziehen mit eben dieser schwarzen
„ Farbe von den Augenwinkeln eine Linie
„ nach auswärts, um den Augen dadurch
„ den Schein einer mehrern Größe zu ge-
„ ben. Denn überhaupt betrachtet, setzen
„ die orientalischen Frauenzimmer die vor-
„ züglichste Schönheit in große schwarze,
„ weit offen stehende, mit dem Kopf gleich
„ erhabne Augen. Wenn ein Araber eine
„ weibliche Schönheit beschreiben will, so
„ sagt er: Sie hat Augen, wie eine Ga-
„ zelle *). In allen ihren Liebesgesängen
„ sprechen sie vornämlich von schönen schwar-
„ zen, oder von Gazellenaugen. Ihre
„ Schönen stehen fast immer mit diesem
„ Thier in einer Vergleichung neben ein-
„ ander. Es ist auch allerdings gewiß,
„ daß eine Gazelle zu den artigsten Thieren
„ gehöret. Man bemerket an ihnen beson-

*) Capra Gazella Linn. S. N. XII. p. 96. Eine Art ägyptischer wilder Ziegen.

„ ders eine gewisse unschuldige Schüchtern-
„ heit, welche mit der bescheidnen Scham-
„ haftigkeit eines jungen Mädchens viel
„ Aehnliches hat. Bei den vornehmen
„ Frauen und neu verheiratheten Perso-
„ nen ist es gewöhnlich, die schwarzgefärb-
„ ten Augenbraunen mitten auf der Stirne
„ zusammen zu ziehen, sich Arme und Hän-
„ de mit Nadeln zu stochern, und allerlei
„ Figuren von Blumen, Thieren u. s. w.
„ darauf auszustechen, auch die Nägel röth-
„ lich anzumalen, so wie die Männer mit
„ eben dieser Farbe die Mähnen und Schwän-
„ ze der Pferde zu bestreichen pflegen. Ue-
„ berdem durchbohren die Weiber noch die
„ Ohren an unterschiedenen Orten, um sich
„ daran mit eben so viel Schnallen und
„ Ringen ausputzen zu können, und schmü-
„ cken Arme und Beine mit landesüblichen
„ Schnüren *)."

Uibrigens herrscht unter allen Arabern viel Eifersucht gegen ihre Weiber. Ob diese gleich alle von ihnen erkauft oder entführet worden, so pflegen sie denselben doch lieb-reich und gewissermassen ehrerbietig zu be-gegnen.

Die

*) S. Le Voyage fait par ordre du Roi dans la Palestine par M. D. L. R. p. 260.

Die Aegyptier, als die nächste Nachbarn der Araber, die von eben derselben Religion, und, wie diese, der türkischen Oberherrschaft unterworfen sind, haben doch vielerlei von den arabischen sehr merklich unterschiedene Gewohnheiten. So findet man z. B. in allen Städten und Dörfern längs des Nils Mädchen, die zum Vergnügen reisender Mannspersonen bestimmet sind, ohne sich dafür bezahlen lassen zu dürfen. Es ist hier einmal sittlich, allenthalben mit solchen Mädchen angefüllte Gasthäuser zu haben. Reiche Leute glauben auf ihrem Sterbebette noch eine fromme Pflicht auszuüben, wenn sie das Ihrige noch zur Stiftung neuer solcher Häuser beitragen, und sie recht stark mit Mädchen bevölkern, die sie zu dieser liebvollen Absicht auf ihre Unkosten erkaufen lassen. Werden diese mit einem Knaben entbunden, so kömmt es ihnen zu, ihn bis zu einem Alter von drei oder vier Jahren unter ihrer Aufsicht zu behalten. Hernach übergeben sie dieses Pfand ihrer pflichtmäßigen Liebe dem Patron des Hauses oder seinen Erben, deren Schuldigkeit es ist, ein solches Kind anzunehmen, wofür sie das Recht haben, sich dessen künftig als eines Leibeignen oder Sklaven zu bedienen. Die Mädchen hingegen bleiben

immer bei ihren Müttern, und mit ihnen werden in der Folge die entledigte Stellen der Mütter wieder ausgefüllet *).

Die ägyptischen Frauenzimmer sind ungemein braun, mit lebhaften Augen versehen **). Sie haben kaum eine mittelmäßige Länge und eine ziemlich abschreckende Kleidertracht, auch eine verdrüßliche Langweiligkeit in ihrem Umgange ***). Sie stehen auch in dem Ruf, sehr fruchtbar zu seyn. Einige Reisebeschreiber sagen daher, die Fruchtbarkeit, welche durch die häufigen Uiberschwemmungen des Nils veranlasset würde, pflege sich von den Feldern auf Menschen und Thiere zu erstrecken. Sie halten es für eine niemals trügende Erfahrung, daß allemal das neue Wasser die Weiber, wenn sie entweder davon trinken, oder sich auch nur darin baden, fruchtbar mache; daher sie auch in den ersten Monaten gleich nach der Uiberschwemmung, oder in den Mo-

*) S. Les Voyages de Paul Lucas, à Paris 1704. p. 363.

**) S. Les Voyages de Gemelli Careri, Tom. I. p. 190.

***) S. Les Voyages du Pere Vansleb. à Par. 1677. p. 43.

Monaten Julius und August am gewöhnlichsten empfangen, und hernach im Julius oder August ihre Kinder zur Welt bringen. Die Kühe sollen fast immer zwei Kälber, die Schafe zwei Lämmer auf einmal bekommen u. s. w. *). Kaum lassen sich diese wohlthätigen Einflüße des Nils mit den traurigen Krankheiten vereinigen, die sein Austreten verursachet. Herr Granger versichert uns, die ungesunde Luft in Aegypten pflege viel Augenkrankheiten hervorzubringen, die so schwer zu heilen wären, daß fast allemal eine wirkliche Blindheit nachbliebe; daher auch in Aegypten mehr Blinde, als in irgend einem andern Lande gefunden würden. Zur Zeit des anwachsenden Nilflusses fährt er fort, bekommen die meisten Einwohner von den alsdann sehr gesalznen Wassern des Flusses die hartnäckigsten Ruhren **).

So klein die ägyptischen Weiber gemeiniglich zu seyn pflegen, so ansehnlich findet man die gewöhnliche Länge der Män-

*) S. Les Voyages du Sieur Lucas, Rouen 1719. p. 83.

**) S. Les Voyages de Mr. Granger, Paris 1745. p. 21.

ner *). Beide Geschlechter haben, überhaupt betrachtet, eine olivengrünliche Farbe. Je weiter man sich von Kairo entfernet, desto dunklerbrauner findet man die Einwohner. An den Grenzen von Nubien sieht man fast eben so schwarze Leute, als die Nubier selbst sind. Unter die natürlichsten Fehler der Aegyptier gehören Zaghaftigkeit und Faulheit. Ihr ganzes Tagewerk besteht größtentheils in Kaffeetrinken, Tabakrauchen, Schlafen, in müßigem Stillestand oder in träger Plauderei auf den Straßen. Die natürlichste Folge dieser Lebensart ist eine grobe Unwissenheit, wodurch sie aber von einer lächerlichen Eitelkeit sich nicht abhalten lassen. Die Kopten selbst können von diesen Lastern gar nicht freigesprochen werden. Ob sie gleich den Verlust ihres Adels, ihrer Wissenschaften, ihrer Kriegesübungen, ihrer eignen Geschichte, ja sogar ihrer Sprache, zugleich aber ihre Verwandlung aus einem sehr berühmten und mächtigen in ein feiges sklavisches Volk, eingestehen müssen, so treiben sie doch ihren Stolz noch bis zur Verachtung anderer Nazionen, und wür-

*) S. Les Voyages de Pietro della Valle. Tom. I. p. 401.

würden zuverläßig den Vorschlag, ihre Kinder nach Europa zu schicken, um sie daselbst in den Wissenschaften und Künsten unterrichten zu lassen, für eine schimpfliche Beleidigung annehmen *).

Die zahlreiche Nazionen, welche die Küsten des mittelländischen Meeres von Aegypten bis zum großen Weltmeere und die ganze Strecke der Länder von der Barbarei an bis zum Berg Atlas und jenseit der Grenzen desselben bewohnen, sind alle von sehr unterschiedener Abkunft. Es konnte nicht anders seyn, da zu Bevölkerung derselben mit einer großen Vermischung von mancherlei Arten der Menschen, außer den ursprünglichen Landeseinwohnern, die Araber, Vandalen, Spanier, und in den ältern Zeiten sogar die Römer und Aegyptier das Ihrige beigetragen haben. So haben zum Beweis die Bewohner der aureßischen Gebirge eine mit ihren Nachbarn gar nicht übereinstimmende Gesichtsbildung, anstatt einer dunkelbraunen, vielmehr eine weisse und rothe Farbe, und Haare, die bei ihnen dunkelgelb, bei allen andern Bewoh-

nern

*) S. Les Voyages du Sieur Lucas. Tom. III. p. 194. und La Relation d'un Voyage fait en Egypte par le Pere Vansleb. p. 42.

nern dieser Gegenden aber schwarz aussehen. Herr Shaw hält es daher für wahrscheinlich, den Ursprung dieser gelblichen Leute von den Vandalen herzuleiten, die nach ihrer Vertreibung Mittel fanden, sich wieder an einigen Orten dieser Gebirge niederzulassen *).

Die Weiber des Königreiches Tripoli pflegen im Ansehen stark von ihren Nachbarinnen, den Aegyptierinnen, abzuweichen. Sie haben eine beträchtliche Größe, und suchen den Vorzug einer besondern Schönheit in einer außerordentlich langen Gestalt ihres Leibes. Den arabischen Frauenzimmern ahmen sie vornämlich in der Gewohnheit nach, ihr Gesicht, besonders Wangen und Kinn, mit Nadeln aufzuritzen. Die rothen Haare stehen bei ihnen, wie bei den Türken, in großer Achtung, daher auch die Haare der Kinder fleißig mit rother Farbe bestrichen werden **).

Uiberhaupt kömmt es bei mauriſchen Weibern sehr darauf an, ihre lange Haare bis auf die Ferſen herunter wachsen zu lassen.

Die=

*) S. Les Voyages de M. Shaw. à la Haye 1743. T. I. p. 168.

**) S. L'état des Royaumes de la Barbarie. à la Haye 1704.

Diejenigen, welchen die Haare nicht so dicht, auch nicht so lang, als andern gewachsen sind, pflegen falsche zu tragen, alle Weiber ohne Unterschied aber sie mit Bändern einzuflechten. Die Augenbraunen färben sie mit einem Pulver von Reißblei, und glauben, durch diese dunkele Farbe den Augen eine besondere Schönheit ertheilen zu können. Dieses Verfahren gehört unter die ältesten und allgemeinsten Gewohnheiten, weil die griechischen und römischen Frauenzimmer eben so sehr, als die morgenländischen, darauf bedacht sind, ihre Augen braun zu färben *).

Die meisten maurischen Weiber würden sogar in Europa für Schönheiten gelten. Ihre Kinder sind mit einer vortreflichen Gesichtsfarbe und einem sehr weißen Körper gezieret. Zwar pflegen die Knaben, die sich beständig den Sonnenstralen blosstellen, bald braun zu werden, die Mädchen aber, welche das Haus nicht oft verlassen, ihre Schönheit bis ins dreißigste Jahr zu erhalten. In diesem Alter hören sie gemeiniglich auf, Kinder zu gebähren; dagegen ist es unter ihnen gar nichts ungewöhnliches, im

zwölf=

*) S. Les Voyages de Mr. Shaw. T. I. p. 382.

zwölften Jahre bereits Mutter, im zwei und zwanzigsten aber schon Großmutter zu seyn. Da sie nun ihr Leben mehrentheils eben so hoch, als die europäischen Weiber, bringen, so können sie fast alle viel Enkel und Urenkel erleben *).

Wenn man bei dem Marmol die Beschreibung dieser unterschiedenen Völker nachliefet, so zeigt sichs, daß die Bewohner in den Gebirgen der Barbarei weiß, die Leute hingegen an den Seeküsten und auf dem flachen Lande sehr braun und stark von der Sonne gebrannt aussehen. Die Einwohner von Kapez, einer Stadt im Königreiche Tunis, am mittelländischen Meere, hat er ausdrücklich als arme, sehr schwarze **), die Einwohner aber längs dem Fluß Dara, in der Provinz Estura im Königreich Marocko, als dunkelbraune ***), und die Einwohner in Zarhu, in den Gebirgen in Fez, gegen den Berg Atlas, als ganz weisse Leute beschrieben. Er setzet noch hinzu, die letzten achteten so wenig Frost und Käl-

te,

*) Ebend. p. 395.

**) S. L'Afrique de Marmol. Tom. II. p. 536.

***) Ebend. p. 125.

te, daß es bei ihnen gewöhnlich wäre, mitten im Schnee und Eis dieser Gebirge die leichtesten Kleidungen zu tragen, auch das ganze Jahr hindurch mit unbedecktem Kopfe zu gehen *). Die Einwohner in Numidien hat er mehr braun, als schwarz, die dasigen Weiber hingegen ziemlich weiß und fett, alle Männer aber ganz mager geschildert **). Von den Einwohnern in Guaden am Ende von Numidien, an den senegalischen Grenzen sagt er, sie wären vielmehr schwarz, als braun ***), in der Landschaft Dara gäbe es aber schöne, gesunde Weiber, und es wimmelte daselbst allenthalben von Mohrensklaven aus beiderlei Geschlechte ****).

Alle vom 20ten und 30ten bis zum 35ten Grade nördlicher Breite der alten Welt anzutreffende Völker, vom Reiche des großen Moguls bis zu der Barbarei, ja vom Ganges bis zu den westlichen Küsten des Königreiches Marocko, sind auf diese Weise nicht sonderlich von einander unterschieden. Doch muß man hier die beson-

*) Ebend. Tom. II. p. 198. und 305.

**) Ebend. T. III. p. 6.

***) Ebend. p. 7.

****) Ebend. p. 11.

sondern Abweichungen ausnehmen, welche durch die Vermischung mit andern mitternächtlichern Völkern entstanden, die einige von diesen großen Ländern erobert oder bevölkert haben. Der Umfang dieser unter einerlei Parallelzirkeln liegender Länder, umschreibet einen Raum von etwa zweitausend Meilen. Uiberhaupt genommen, sind in demselben die Menschen braun und schwärzlich, zugleich aber von gutem Ansehen und regelmäßigem Bau des Körpers. Untersuchen wir indessen die unter einem gemäßigtern Himmelsstrich lebende Nazionen, so wird sich zeigen, daß die Einwohner der nördlichen Provinzen des moguliſchen und persischen Reiches, die Armenier, Türken, Georgier, Mingrelier, Zirkaßier, Griechen und alle Völker in Europa, für die schönsten, weisesten und wohlgebildesten Menschen auf dem ganzen Erdboden zu halten sind. Obgleich Kachemira sehr weit von Spanien, oder Zirkaßien sehr weit von Frankreich entfernt liegt, so pflegt man dem ohnerachtet außerordentlich viel Aehnlichkeit unter diesen so weit von einander entlegenen, aber fast in gleicher Weite von der Mittellinie wohnenden Völkern anzutreffen.

Die Kachemirianer, welche nach Bernier's Bericht, in dem Ruf einer großen

Schön-

Schönheit stehen, gleichen an zierlichem Bau ihres Körpers den Europäern, ohne die mindeste Spur eines tartarischen Gesichts, weil an ihnen weder die platte Nase, noch die kleinen Schweinsaugen ihrer Nachbarn wahrgenommen werden. Besonders giebt es unter ihnen so schöne Weiber, daß die meisten Fremden, die als Neulinge beim Hofe des großen Mogul ankommen, am lüsternsten nach den kachemirischen Weibern sind, um so viel mehr, da sie von selbigen weißere Kinder, als die Indianer sind, zu erzeugen hoffen, die man für ächte Moguln erklären könnte *).

Das georgianische Blut übertrift an Schönheit noch das kachemirische. In ganz Georgien ist kein häßliches Gesicht anzutreffen. Gegen die meisten Frauenzimmer dieses Landes hat sich die Natur, in Austheilung weiblicher Annehmlichkeiten so freigebig und milde bewiesen, daß man fast allenthalben ihres Gleichen vergeblich suchet. Bei der ansehnlichsten Größe, dem schönsten Bau des Körpers und einer sehr schlanken Leibesgestalt, haben sie auch im Gesicht

*) S. Les Voyages de Bernier. Amst. 1710. T. II. p. 281.

ſicht ein liebenswürdiges Anſehen *). Auch den Männern pflegt es nicht an einem beträchtlichen Grade von Schönheit **), und eines natürlichen geſunden Verſtandes zu fehlen. Sie würden ſogar zu den Wiſſenſchaften und Künſten aufgeleget ſeyn, wenn ihre ſchlechte Erziehung ſie nicht in tiefer Unwiſſenheit und groben Laſtern erhielte. Auf der ganzen Welt findet man vielleicht kein Land, wo Ruchloſigkeit und Trunkenheit ſo ſehr, als in Georgien, zu Hauſe gehöret. Chardin verſichert uns, die Geiſtlichen daſelbſt wären eben ſo gute Trunkenbolde, als die andern, und hielten ſich, wie der übrige Theil des Volkes, eine Menge Sklavinnen zu Beiſchläferinnen, ohne dadurch ein Aergerniß zu ſtiften, weil man dieſe Gewohnheit allgemein angenommen und überall gebilliget hat. Eben dieſer Chardin will ſo gar von einem Aufſeher der Kapuziner die ſichre Nachricht haben, es wäre ihm oft vom Katholikos oder Patriarch in Georgien verſichert worden, daß jederman, der in den großen Feſten, als

*). S. Les Voyages de Chardin I. Part. Lond. 1686. p. 204.

**) S. Il genio vagante del Conte Aurelio degli Anzi. In Parma 1691. Tom. I. p. 170.

als Ostern und Weinachten, sich nicht sinnlos tränke oder im äußersten Grad besöffe, nicht allein den Ruhm eines guten Christen verliere, sondern auch den Kirchenbann sicher zu erwarten habe *). Bei allen diesen Ausschweifungen unterlassen doch die Georgier nichts, was zur Höflichkeit, Leutseligkeit und gesetzten Mäßigung gehöret. Es ist eine Seltenheit, einen Georgianer in Zorn gerathen zu sehen, ihr Haß ist aber unauslöschlich, wenn man sich ihre Feindschaft einmal zugezogen hat.

Man findet, wie Struys versichert, auch in Zirkaßien sehr weiße, schöne Frauenzimmer, deren reitzendes Gesichte die schönste Farbe von der Welt haben soll. Ihre Stirn ist groß und glatt, ihre Augenbraunen sind ohne Beihilfe der Kunst, so zart und fein als ob ein seidner Faden bogenweise über den Augen zusammen gelegt worden. Aus großen, freundlichen Augen werfen sie die feurigsten Blicke. Dabei haben sie eine wohlgebildete Nase, rothe Lefzen, einen kleinen lächelnden Mund, und ein länglicht rundes Kinn, wie es der geschickteste Maler zeichnen würde.

*) S. Les Voyages de Chardin p. 205.

Hals und Brust erscheinen hier in ihrer ganzen Vollkommenheit. Ihre Haut ist so weiß als Schnee, ihre Leibesgestalt groß und ungezwungen, ihr Haar so schwarz, wie Kohlen. Auf dem Kopfe tragen sie eine Mütze von schwarzem Zeuge mit einer Wulst von eben der Farbe. Das lächerlichste bei ihrer Tracht findet man bei den Witwen, die anstatt erwähnter Wulst eine so stark, als möglich, aufgeblasene Kuh- oder Ochsenblase tragen, und sich dadurch auf die lächerlichste Art entstellen. Im Sommer bedecken sich die gemeinen Weiber bloß mit einem blauen, roth oder gelben, bis an die Mitte des Leibes offen stehenden Hemde. Ihr Busen ist unvergleichlich. Bei aller Freimüthigkeit aber, womit sie die Fremden unterhalten, pflegen sie doch ihren gar nicht eifersüchtigen Männern die gröste Treue zu beweisen *).

Tavernier bekräftiget ebenfalls die Schönheit und vortrefliche Bildung der romanischen, zirkaßischen und georgischen Frauenzimmer, und sagt von ihnen, sie pflegten bis zu einem Alter von fünf und vierzig oder funfzig Jahren beständig frisch und gesund

*) S. Les Voyages de Struys. Tom. II. p. 75.

fund auszusehen, auch insgesammt sehr arbeitsam zu seyn und sich oftmals mit den beschwerlichsten Arbeiten abzugeben. Im Ehestand haben diese Völker die gröste Freiheit beibehalten. Wenn sich der Fall ereignet, daß ein Mann mit seiner Frau nicht völlig zufrieden ist und sich deshalb zuerst beklaget, so läßt unverzüglich der Herr des Ortes die Frau abholen und verkaufen, dem Kläger aber giebt er eine andere. Bringt aber die Frau zuerst ihre Beschwerden an, so wird sie frei gelaßen und ihr Mann von ihr genommen*).

Nach dem Berichte der Reisebeschreiber sind auch die Mingrelier eben so schön und wohlgebildet, als die Georgianer oder Zirkaßier. Diese Völker scheinen daher nur eine und eben dieselbe Gattung auszumachen. "Es giebt in Mingrelien, sagt „Chardin, außerordentlich viel schöne Weiber, von majestätischem Ansehen, bewundernswürdiger Gesichtsbildung und Leibesgestalt. Ihr Blick ist außerdem so einnehmend, daß er allen denen, welche sie „ansehen, gefährlich wird. Die minder „schönen oder alten Frauenzimmer belegen

*) S. Les Voyages de Tavernier. Rouen 1713. T. 1. p. 469.

„sich sehr ungeschickt mit einer Schminke,
„und bemalen ihr ganzes Gesicht, Augen-
„braunen, Wangen, Stirn, Kinn und
„Nase. Die andern begnügen sich mit ge-
„malten Augenbraunen und putzen sich
„daneben, so gut sie können. Sie kleiden
„sich wie die Persianerinnen, und tragen
„einen Schleier, welcher bloß den obern
„und hintern Theil des Kopfes bedecket.
„Es fehlt ihnen weder an Verstand, noch
„an höflichem und liebreichem Betragen.
„Das schlimmste an ihnen ist ihre Treulo-
„sigkeit und ihre Neigung, kein einziges,
„auch das boshafteste Mittel nicht unver-
„sucht zu lassen, wenn es auf die Erobe-
„rung, Erhaltung oder auf den wahrschein-
„lichen Verlust und auf das Verderben ei-
„nes Liebhabers ankömmt.

„Auch die Männer sind mit viel bösen
„Eigenschaften begabet. Sie werden alle
„zur Dieberei abgerichtet. Sie treiben die-
„ses Handwerk als eine Wissenschaft, in
„welcher sie Vergnügen und Ehre zu suchen
„pflegen; daher sie auch einander jeden
„begangnen Diebstahl, mit allen Zeichen
„einer großen Zufriedenheit, erzählen, und
„gemeiniglich deshalb vielen Ruhm und
„große Lobsprüche einernten. Meuchel-

„mord,

„ mord, Straßenraub und Lügen gehören
„ unter ihre preiswürdigsten Heldenthaten;
„ Hurerei, Vielweiberei und Blutschande
„ unter ihre gröste Heldentugenden. Die
„ Männer entführen sich einer des andern
„ Weiber. Jeder nimmt, ohne Bedenken,
„ seines Vaters oder seiner Mutter Schwester,
„ seines Bruders oder seiner Schwester
„ Tochter und seiner Frauen Tante Man
„ heurathet auf einmal zwo bis drei Frau-
„ en und hält sich überdies eine beliebige
„ Zahl von Beischläferinnen. Die Eifersucht
„ ist noch der geringste Fehler bei den
„ Männern. Wenn ohngefähr ein Mann
„ seine Frau mit einem Liebhaber auf der
„ That ertappet, so hat er das Recht,
„ von lezterm die Bezahlung eines Schweins
„ zu erzwingen. Das ist auch gemeiniglich
„ die ganze Rache. Das Schwein wird her-
„ nach unter ihnen dreien friedsam verzehret.
„ Sie halten die Gewohnheit für sehr löb-
„ lich, viel Weiber und Beischläferinnen zu
„ haben, weil man dadurch viel Kinder be-
„ käme, die man entweder für baares
„ Geld verkaufen, oder für allerlei nutzba-
„ res Geräthe und Lebensmittel vertau-
„ schen könnte *)".

*) S. Les Voyages de Chardin p. 77. &c.

Die Sklaven stehen überhaupt unter den Mingreliern gar nicht in hohem Werthe. Man spersonen von fünf und zwanzig bis zu vierzig Jahren kann man für funfzehn, ältere für acht bis zehn Thaler; hübsche Mädchen von dreizehn bis zu achtzehn Jahren für zwanzig Thaler, die andern aber noch wohlfeiler, die Weiber für zwölf, die Kinder für drei bis vier Thaler einkaufen *).

Die Türken, welche von diesen Sklaven eine große Menge zu erhandeln pflegen, sind ein Volk, das aus vielen andern bestehet. Die Armenier, Georgianer und Turkomannen haben sich zur Zeit der Kreuzzüge mit den Arabern, Aegyptiern, und sogar mit den Europäern vermischet. Ist es unter diesen Umständen wohl möglich, die ursprünglichen Einwohner von Kleinasien, Syrien und der übrigen Türkei in ihnen zu erkennen? Man hat von den Türken alles, was man weiß, gesaget, wenn man sie nur überhaupt als starke wohlgebildete Leute beschreibet. Höchstselten wird unter ihnen ein Bucklichter oder Hinkender angetroffen **). Auch die Weiber sind unter ihnen

*) Ebend. p. 105.

**) S. Les Voyages de Thevenot. Par. 1664. Tom. I. p. 55.

nen gemeiniglich schön, wohlgebildet und ohne Fehler. Da sie wenig und nie ohne Schleier über dem Gesicht ausgehen, prangen sie beständig in einer schneeweißen Gesichtsfarbe *).

Nach Belons Bericht giebt es in Asien kein Bauerweib ohne die blühendste rosenrothe Gesichtsfarbe, ohne die zartste, weisse, glatte und so fein gespannte Haut, welche sich wie der schönste Sammet anfühlen lässet. Sie bedienen sich der Erde von Schio **), welche sie, durchs Einweichen in Wasser, in eine Art von Salbe verwandeln, und sich, wenn sie eben im Bade sind, mit selbiger den Leib, das Gesicht und ihre Haare bestreichen. Die Augenbraunen malen einige schwarz, andere lassen sich dieselben

*) Ebend. p. 105.

*) Oder der selinusischen Erde (Terre de Chio ou Selinusienne, Terra Ciha vel. Selinusia). Herr von Bomare in seinem Dict. d'H. Nat. Tom. XI. p. 251. beschreibt sie als eine hellgraue thonartige Bolarerde, welcher man eine anziehende und auflösende Kraft beileget, vermöge welcher sie geschickt wäre, Flecken und Narben der Haut wegzuschaffen, knotige Brüste zu erweichen, und Geschwulste sowohl der Schamdrüsen als der Hoden zu zertheilen.

Mit

mit Rusma *) wegbeizen; und machen sich dann mit einer schwarzen Farbe falsche Augen-

*) Das Rusma ist, wie Bellonius schreibet, eine gegrabne Substanz, welche dem Abgang des Eisens ähnlich, aber leichter und schwarz ist, und einem verbrannten mineralischen Körper gleich siehet. Die Grube hat er in Galatien unweit der Stadt Kute gesehen. (S. Geoffroy Mat. Med. I. B. S. 314.)

Alle Mineralogen, welche dieser mineralischen Substanz gedenken, betrachten sie als ein ätzendes Mittel, welches unter andern die vorzügliche Wirkung thut, Haare ausfallen zu machen. In der That bedienet man sich des Rusma zu Vertilgung überflüßiger Haare in der Türkei so häufig und allgemein unter Männern und Frauen, daß, nach Pomets Erzählung, der Großsultan jährlich davon mehr, als dreißigtausend Dukaten sichre Einkünfte hat. Die Kaufleute zu Konstantinopel verschicken davon eine große Menge nach den übrigen Gegenden des Morgenlandes, sogar bis in die asiatischen Länder. In Frankreich wird aus diesem haarvertilgenden Mittel eine so große Seltenheit gemacht, daß man es mit dem Gold in gleichem Werthe hält. Herr Pomet saget, wenn das Rusma besser bekannt wäre, so würde man es der aus Kalk und Auripigment gemachten Salbe deswegen vorziehen, weil es gewisser und ohne Gefahr seine Wirkung zu äußern pfleget.

Herr von Bomare hat ein Stück Rusma in seinem Kabinet, welches eben den Geschmack, eben das Gewebe, doch eine dunklere Farbe, als der schwedische Calchitis oder Chalcitis hat, welchen einige den rothen Atramentstein nennen. (Vid. Catholicon. lit. C. p. 190. Cf.

Baur.

genbraunen in Gestalt eines Bogens, den sie wie einen halben Mond erheben. Von fern sieht es gar nicht übel, aber in der Nähe desto häßlicher aus, obgleich dieser Gebrauch sich schon von alten Zeiten herschreibet *). Er saget ferner von den Türken beiderlei Geschlechtes, daß ihnen am ganzen Leibe, den Kopf und Bart ausgenommen, die Haare unerträglich wären. Sie pflegten sie daher mit Rusma wegzunehmen, womit sie halb so viel ungelöschten Kalk vermischen, und hernach beides zusammen in Wasser einweichen. Mit dieser Mischung bestreichen sie, bevor sie das Bad besteigen, diejenigen Theile, welche sie glatt haben wollen, und lassen sie darauf so lange kleben, als zum Sieden eines Eies Zeit erfordert wird. Sobald man hernach anfängt im warmen Bade zu schwitzen, fal-

Bom. Dict. III. p. 248. Colcothar fossile, Calchitis nativa rubra.) Wenn man einige Körnchen auf glüende Kohlen wirft, geben sie gleich einen Geruch, der einen durch Schwefel und Arsenik mineralisirten Atramentstein zu verrathen scheinet. S. Bom. Dict. Tom. X. p. 130.

M—

*) S. Les Observations de Pierre Belon. Paris 1555. p. 199.

fallen die Haare von selbst aus, wenn sie sich im warmen Wasser blos mit der Hand waschen. Die Haut bleibt alsdann glatt, ohne die geringste Spur von Haaren *).

Belon erzählet auch noch von Aegypten, daß es daselbst eine kleine Staude gäbe, die von den Bewohnern Alkanna **) genennet wür-

*) S. Ebend. p. 198. Cf. Geoffroy Mat. med. 1. Theil Leipz. 1760. p. 314. Unsere Barbiere pflegen dieses heut zu Tage mit eben dem sichern Erfolg durch Auripigment und ungelöschten Kalk zu bewerkstelligen.

M—

**) Die unbewafnete lawsonische Pflanze. Lawsonia inermis Linn. Spec. Plant. 1. p. 498. Ligustrum ægypt. latifolium C. Bauh. Pin. p. 476. Alhenna s. Henna Arabum. Walth. Hort. 3. T. 4. Pontaletsce. Rheed Malab. IV. p. 117. T. 57. Alcanna Arabum Bellon. Itin. 35. Cyprus, Henna, Alcana. Rauwolf. Itin. 60. T. 60. Dietr. Pflanzenr. 1. p. 435. Alcana Vallm. de Bom. Dict. Tom. 1. 193. Alcanna, Cathol. lit. A. p. 225. Eine indianische und ägyptische Pflanze, deren pulverisirte Blätter ebenfalls den Namen Alcana führen, und, je nachdem sie mit Wasser oder Zitronensaft vermischt werden, eine gelbe oder eine rothe Farbe hervorbringen. In Aegypten, Persien, Arabien und in der ganzen Levante bedienet man sich dieses mit Zitronensaft angemachten und zur Dichtheit eines Teiges gebrachten Pulvers als einer Schminke, womit sich die Mannspersonen den Bart, die Weiber und Mädchen aber die Nägel färben. Aus den Blü-

würde. Man bediene sich ihrer getrockneten und in Pulver verwandelten Blätter zu einer gelben auch rothen Farbe, mit welcher sich alle türkische Weiber die Hände, Füße und Haare gelb oder auch roth färbten. Mit eben dieser Farbe bestreichen sie auch nicht allein die Haare ihrer Kinder von beiderlei Geschlechte, sondern auch die Mähnen ihrer Pferde u. s. w. *)

Weil bei den türkischen Weibern die schwarzen Augen sehr hochgeschätzet werden, so pflegen sie dieselben durch zubereitete gebrannte Tuzia so schwarz als möglich zu färben. Zu dieser Absicht bedienen sie sich eines goldnen oder silbernen Pfriemen, den sie mit ihrem Speichel benetzen, damit sich etwas von dem schwarzen Pulver anhangen, und in die Augen kommen möge, wenn sie das Instrument sanft zwischen den Augenliedern und dem Augapfel durchziehen **). Sie baden sich oft, und räuchern sich

Blüthen dieses Baumes wird auch die wohlriechende nervenstärkende cyprische Salbe, wovon dieses Gewächs auch Cyprus heißt, verfertiget. Mi—

*) S. Les Observations de Pierre Belon. p. 136.

**) S. La nouvelle Relation du Levant par M. P. A. Paris 1667. p. 355.

sich alle Tage; mit einem Worte, sie wenden alles an, was zu Erhaltung und Vermehrung ihrer weiblichen Reize das mindeste beizutragen vermag. Von den Persianerinnen will man aber behaupten, daß ihnen die Türkinnen in Ansehung des Bestrebens, nett und schön zu erscheinen, doch nicht beikämen. Es herrscht auch unter den Mannspersonen eine große Verschiedenheit im Geschmacke, wenn von Schönheiten die Rede ist. Die Persianer suchen lauter braune, die Türken blos die rothen Schönen *).

Vormals behauptete man, die Juden, als ursprüngliche Abkömmlinge von Syrien und Palästina, wären jetzo noch eben so braun, als vor alten Zeiten. Misson hat aber ganz richtig angemerket, daß es unrecht sey, alle Juden für braun auszugeben. Das läßt sich blos von den portugiesischen Juden behaupten. Diese Leute verheirathen sich blos unter ihres Gleichen, die Kinder müssen also nothwendig ihren Vätern und Müttern ähnlich sehen, und ihre braune Farbe muß allenthalben, wo sie wohnen, sogar in mitternächtlichen Ländern, mit

*) S. Le Voyage de la Boullaye. p. 110.

mit einer kaum merklichen Abnahme fortdauern. Man betrachte dagegen die deutschen z. B. die Pragerjuden; wird man wohl an ihnen eine braunere Gesichtsfarbe gewahr, als an allen andern Deutschen? *).

Die Einwohner in Judäa gleichen heutiges Tages andern Türken, doch sind sie etwas brauner, als die konstantinopolitanischen, oder die Juden an den Küsten des schwarzen Meeres; so wie man die Araber, die weiter gegen Mittag wohnen, brauner als die Syrier findet.

Gleiche Bewandniß hat es auch mit den Griechen. Im nordlichen Theile Griechenlandes giebt es ganz weisse, in den südlichen Inseln oder Provinzen ganz schwarze Bewohner. Allgemein betrachtet, muß man den Griechinnen vor den Türkinnen einen merklichen Vorzug in Ansehung der Schönheit und Lebhaftigkeit, zugleich aber auch den Vorzug einer viel größern Freiheit eingestehen. Gemelli Kareri erzählet von den Weibern auf der Insel Schio, sie wären ganz weiß, schön, lebhaft, gegen die Mannspersonen sehr vertraut und gefällig. Den Mädchen wäre es erlaubt, nach eignem Belie-

*) S. Les Voyages de Misson 1717. T. II. p. 225.

lieben mit Fremden umzugehen. Alle Frauensperſonen giengen mit völlig entblößten Brüſten *). Die griechiſchen Weiber, beſonders um Konſtantinopel, wären mit den ſchönſten Haaren von der Welt gezieret, welche bis auf die Ferſen herabhiengen. Eben dieſe langhaarige Weiber aber pflegen lange nicht ſo regelmäßige Geſichtszüge, als die andern Griechinnen, zu haben **).

Große ſtarke Augen und ſehr erhabne Augenbraunen halten die Griechen für eine ſehr große Schönheit an den Weibern, und verlangen, daß wohlgebildete Mannsperſonen mit noch größern Augen und ſtärkern Augenbraunen, als die Weiber, begabet ſeyn ſollen ***). Man findet auch an allen Bruſtbildern, Gedächtnißmünzen u. ſ. w. der alten Griechen ungemein große Augen in Vergleichung der Augen an römiſchen Bruſtbildern und Münzen.

Die Einwohner der Inſeln des Archipelagus pflegen faſt alle große Schwimmer und ſehr gute Taucher zu ſeyn. Thevenot ſagt

*) Les Voyages de Gemelli Careri. Par. 1719. Tom. I. p. 110.

**) Ebend. p. 373.

***) S. Les Observations de Belon p. 200.

sagt von ihnen, sie erwürben sich eine grosse Fertigkeit in der Kunst, Schwämme, auch andere Geräthschaften und Waaren verunglückter Schiffe aus der Tiefe des Meeres zu holen, und auf der Insel Samos dürften die jungen Mannspersonen ehe nicht ans Heirathen gedenken, bis sie wenigstens acht *), oder wie Dapper saget, zwanzig Klafter tief unter das Wasser tauchen können **). Letzterer fügt noch hinzu, daß auf einigen Inseln, besonders auf der nikarischen, eine sonderbare Gewohnheit herrsche, vermöge welcher die Bewohner, vornämlich auf dem Felde, sich nicht anders, als in einer großen Entfernung sprechen. Die Stimme dieser Insulaner soll eine so unglaubliche Stärke haben, daß sie mehrentheils in einer Entfernung von einer Viertelmeile, oft gar von einer ganzen Meile mit einander sprächen, wodurch die Unterredung oft lange unterbrochen werden müßte, weil die Antwort allemal erst viele Minuten nach der Frage gehöret wird.

Die Griechen, die Neapolitaner und Sicilianer, die Einwohner von Korsika, Sardi-

*) S. Le Voyage de Thevenot. Tom. I. p. 260.

**) S. La Descriptiou des Isles de l'Archipel par Dapper. Amst. 1703. p. 163.

dinien und Spanien leben fast unter einerlei Parallelzirkel, haben auch in der Gesichtsfarbe viel Aehnlichkeit mit einander, und sind alle brauner, als die Franzosen, Engelländer, Deutschen, Polen, Moldauer, Zirkaßier und alle Völker des nördlichen Europa, bis nach Lappland, wo man, wie schon anfänglich erinnert worden, eine ganz andre Art von Menschen findet. Wenn man Spanien durchreiset, so bemerket man gleich von Bayonne an einen sichtbaren Unterschied in der Farbe. Man findet von hier aus gleich braune Weiber mit feurigen Augen *).

Die Spanier sind mager und klein. Sie haben eine zärtliche Leibesgestalt, einen schönen Kopf, regelmäßige Züge im Gesicht, vortrefliche Augen, sehr wohlgeordnete Zähne, dabei aber eine gelbe und braune Farbe. Sie bringen weisse schöne Kinder zur Welt, deren Gesichtsfarbe sich aber mit ihrem zunehmenden Alter unglaublich verändert. Ihre Haut wird von der Luft gelb, und von der Sonnenhitze gebrennet, und es ist nichts leichter, als einen Spanier unter allen andern europäischen Völkern vor-

zu-

*) S. La Relation du Voyage d'Espagne. Paris 1691. p. 4.

zufinden *). An den Bewohnern einiger spanischen Landschaften, besonders um den Fluß Bidassoa, hat man überaus große Ohren wahrgenommen **).

Die Leute mit schwarzen oder braunen Haaren pflegen in Engelland, Flandern, Holland und in andern mitternächtlichen Provinzen Deutschlandes schon selten, in Dännemark, Schweden und Pohlen fast gar nicht mehr angetroffen zu werden. Der Archiater von Linné sagt von den Gothen, sie wären groß, mit glatten, gelblichen, silberfarbigen Haaren bedecket, und ihre Augen mit einem blaulichen Regenbogen eingefasset. Die Finnen hätten einen fleischigen Leib, gelbe lange Haare, und einen dunkelgelben Augenring ***).

Die schwedischen Weiber sollen ungemein fruchtbar seyn. Rudbeck ****) saget, sie brächten daselbst gemeiniglich acht, zehn bis

*) S. Ebend. p. 187.

**) S. Ebend. p. 326.

***) Gothi corpore proceriore, capillis albidis rectis, oculorum iridibus cinereo-cæruleſcentibus. Fennones corpore toroſo, capillis flavis prolixis, oculorum iridibus fuſcis. Linn. Faun. Suec. 1746 und 1761. p. 1.

****) S. Olai Rudbeckii Atlantica. Upſal. 1684.

zwölf, zuweilen gar achzehn, zwanzig, vier und zwanzig, acht und zwanzig bis dreißig Kinder zur Welt, und man fände daselbst oft Leute von hundert, ja wohl einige von hundert und vierzig Jahren. Unter die merkwürdigen Beispiele rechnet er zween Personen, wovon die eine hundert und sechs und funfzig, die andere hundert und ein und sechzig Jahre gelebet hat. Man muß aber wissen, daß dieser Schriftsteller von seinem Vaterlande nicht allein sehr enthusiastisch redet, sondern auch Schweden überhaupt und in allen Absichten für das angesehenste Land in der ganzen Welt ausgiebet.

Aus der an den schwedischen Weibern gerühmten Fruchtbarkeit läßt sich noch nicht folgern, daß diese verliebter als in andern Ländern wären. Man weiß ja, daß auch sogar die Männer in den kalten Ländern keuscher, als in den südlichen Erdstrichen sind. Die Spanier und Portugiesen sind weit verliebter als die Schweden, die Weiber der letzten aber viel fruchtbarer, als der ersten. Es ist allgemein bekannt, wie die nordischen Völker ganz Europa dermassen überschwemmet haben, daß Norden daher von den Geschichtschreibern die Völkerfabrik oder Officina gentium genennet worden.

Was Rudbeck gesaget, bestätiget auch der Verfasser der historischen Reisen von Europa, daß nämlich in Schweden die Menschen ein höheres Leben erlangeten, als in den meisten übrigen europäischen Königreichen. Er habe daselbst unterschiedene gesehen, von welchen man ihm versichern wollen, sie hätten schon ein Alter von mehr als hundert und funfzig Jahren erreichet *). Die Ursache von der langen Dauer des Lebens der Schweden, die auch bei den Dänen statt haben soll, glaubt er in der gesunden Luft dieser Himmelsstriche zu finden. Die Dänen sind, wie er saget, große starke Leute, von lebhafter und rother Gesichtsfarbe. Sie pflegen mit einer vorzüglich reinen Luft ein langes Leben einzuathmen, und haben sehr weisse, ziemlich wohlgebildete, auch sehr fruchtbare Weiber **).

Vor des Czaar, Peters des ersten Regierung hatte man die Russen, wie die Geschichtschreiber melden, für blosse Barbaren zu halten. Als ein in der Sklaverei gebornes Volk waren sie plump, viehisch,

*) S. Les Voyages Historiques de l'Europe. Paris 1693. Tom. VIII. p. 229.

**) S. Ebend. p. 279. 280.

grausam, verzagt und ungesittet. Sie badeten sich oft, Männer und Weiber unter einander, in so unerträglich heißen Badstuben, daß es außer ihnen kein anderer Mensch hätte darin aushalten können, und aus diesen heißen Bädern gehen sie hernach, gleich den Lappen, unmittelbar in ein kaltes Wasser über. Sie nähreten sich mit sehr schlechter Kost. Ihre Lieblingsgerichte waren Gurken und astrakanische Melonen, welche sie den Sommer hindurch mit Wasser, Mehl und Salz einzumachen pflegten. *) Dem Genuß einiger Arten von Fleisch, als von Tauben und Kälbern, entsagten sie aus einem höchst lächerlichen Aberglauben. Ihre Weiber besassen indessen schon von jenen Zeiten an die eitle Geschicklichkeit, rothe Schminke aufzutragen, die Augenbraunen entweder anzumalen oder auszurupfen, und wieder durch künstliche zu ersetzen. Sie wußten sich auch mit Edelsteinen prächtig aufzuputzen, den Kopf mit Perlen zu schmücken, und sich mit reichen kostbaren Stoffen zu bekleiden. War dies nicht schon ein Beweis, daß die Barbarei ihrem Ende sich zu nähern anfieng, und

daß

*) S. La Relation curieuse de Moscovie. Paris 1698. p. 181.

daß es ihrem Oberhaupt unmöglich so viel Mühe gekostet haben kann, unter ihnen gute Ordnung einzuführen, als einige Schriftsteller behaupten wollen? Heut zu Tage machen die Russen ein gesittetes Volk aus, welches starken Handel treibet, sich auf Wissenschaften und Künste leget, Schauspiele besuchet, und viel auf sinnreiche Neuigkeiten und Erfindungen zu halten pfleget. Wenn ein Monarch oder großer Prinz dergleichen wichtige Veränderungen machen soll, muß er nicht allein mit edeln Gesinnungen, sondern auch gerade zu einer solchen Zeit geboren werden, in welcher diese auf das Volk einen wirksamen Einfluß haben können.

Einige Schriftsteller sagen, daß wegen der vorzüglichen gesunden Luft in Rußland niemals eine Pest entstanden wäre. In den Geschichtsbüchern dieses Reichs findet man aber doch Nachricht von ansteckenden Krankheiten, die 1421 und in den sechs folgenden Jahren in Moskau dermassen gewütet hätten, daß die ganze Leibesbeschaffenheit aller Einwohner und ihrer Nachkommen dadurch eine große Veränderung erlitten. Denn seit jenem unglücklichen Zeitpunkt hätten wenig Menschen ein Alter von hundert Jahren erreichet, da vor dies

dieser Zeit viele zu einem weit höhern Alter gelanget wären *).

Die Ingermannländer und Karelier, als Bewohner der nördlichen rußischen Provinzen und ursprüngliche Einwohner des Landes um Petersburg, sind von Natur gesünde, muntre, starke, meistentheils mit weißen oder gelben Haaren versehene Leute **). Sie haben viel Aehnlichkeit mit den Finnländern und reden mit ihnen einerlei Sprache, an der man aber mit allen übrigen Sprachen der nordischen Länder gar keine Verwandschaft bemerket.

Uiberlegen wir nun alle Umstände unserer bisherigen historischen Beschreibung aller europäischen und asiatischen Völker, so scheint allerdings die Farbe sehr von der Beschaffenheit des Himmelstriches abzuhängen, ob man gleich nicht alle Veränderungen derselben lediglich auf diese Ursach gründen kann. Es giebt ohnstreitig vielerlei Ursachen, die einen merklichen Einfluß auf die Leibesgestalt und Gesichtszüge der mancher-

*) S. Le Voyage d'un Ambassadeur de l'Empereur Leopold au Czar Michaëlowits. Leyde. 1688. p. 220.

**) S. Les nouveaux Memoires sur l'Etat de la grande Russie. Paris 1725. Tom. II. p. 64.

cherlei Völker haben müssen. Eine der vorzüglichsten sind wohl die Nahrungsmittel. In der Folge wollen wir einige durch sie bewirkte Veränderungen etwas näher untersuchen. Eine andere Ursache, welche dazu nicht minder das Ihrige beiträget, finden, wir in den Sitten und in der Lebensart der Völker. Eine gesittete Nazion, welche sich in einem gewißen Grade des Wohlstandes befindet, und ein regelmäßiges, stilles und ruhiges Leben gewohnet, auch durch die Sorgfalt einer weisen Regierung wider vermeidliches Elend gesichert ist, folglich an den gewöhnlichsten und nöthigsten Bedürfnißen keinen Mangel zu dulden hat, muß schon, aus diesem einzigen Grund, aus stärkern, schöner und beßer gebildeten Menschen bestehen, als ein wildes, ganz unabhängiges Volk, wo jeder einzelne Mensch, weil er von andern keinen Beistand erwarten darf, seinen Unterhalt selbst verschaffen und abwechselnd, bald Hunger, bald aber die gefährlichen Folgen der Unmäßigkeit erdulden, sich durch unmäßige Arbeiten oder durch Müdigkeit erschöpfen, alles Ungemach der Witterung, ohne sich dagegen schützen zu können, gelaßen ertragen, kurz, mehr viehisch, als menschlich leben muß.

Wollte man sich diese beide verschiedene Völker als Bewohner eines und eben desselben Himmelsstriches gedenken, so würden, aller Wahrscheinlichkeit nach, die beschriebne wilde Völker viel brauner, häßlicher, kleiner und runzlicher seyn, als die gesitteten. Der einzige mögliche Vorzug, welchen jene vor diesen voraus haben könnten, würde in einer mehreren Stärke oder Abhärtung ihres Körpers bestehen. Vielleicht würden unter diesen Wilden auch die Bucklichten, Hinkenden, Tauben, Schielenden u. s. f. eine weit seltnere Erscheinung seyn. Dergleichen gebrechliche Menschen leben und vermehren sich sogar unter gesitteten Völkern, wo einer mit dem andern Geduld hat, wo der stärkere dem schwächern kein Leides zufügen darf, und wo man weniger auf die Eigenschaften des Körpers, als der Seele, zu sehen pfleget. Weil aber unter einem wilden Volke kein Mensch bestehen oder seines Lebens recht sicher seyn kann, als wenn er die zu seiner Erhaltung und Vertheidigung nöthige Eigenschaften des Körpers, Geschicklichkeit und Kräfte besitzt, so verschwinden unter einem solchen Volke die unglücklichen gar bald, welche durch natürliche Schwachheit oder Ge-

Gebrechlichkeit sich, oder andern, zur Last fallen können.

Ich würde daher drei Ursachen annehmen, welches das Ihrige zu den mancherlei, an unterschiedenen Völkern des Erdbodens bemerkten Abänderungen beitragen. Zuerst nämlich der Einfluß des Himmesstriches, hernach die unterschiedene Nahrungsmittel, welche sehr mit der ersten Ursache, zuletzt aber die Sitten, welche vielleicht mit allen beiden vorigen Ursachen in Verbindung stehen. Bevor ich aber die Gründe anführen kann, worauf ich diese Meinung stützen zu müßen glaube, muß ich wohl nothwendig die Völker in Afrika und Amerika erst eben so, wie es bereits mit andern Völkern des Erdbodens geschehen, nach ihren unterschiedenen Merkmalen beschreiben.

Wir haben bisherd schon von den Völkern des ganzen mitternächtlichen Theiles von Afrika, vom mittelländischen Meere bis zum Wendezirkel, geredet. Alle die andern, die jenseit des Wendezirkels, vom rothen Meer an, bis zum Ozean, in einer Breite von etwa hundert oder hundert und funfzig Meilen, wohnen, sind noch eine Art von Mauren, welche aber die Sonne dermassen gebrennet hat, daß man sie, be-

sondern die männlichen Einwohner, mit den schwärzesten Mohren vergleichen kann. Die Frauenspersonen sind etwas weißer, und nicht allein wohlgebauet, sondern auch von ziemlich reizendem Ansehen. Unter diesen Mauren findet man eine große Menge von Mulatten oder von Menschen, die aus der Vermischung unterschiedener Völker gezeugt worden, und viel schwärzer, als die Mauren selbst erscheinen, weil ihre Mütter von den Mauren erkaufte Mohrinnen waren, mit welchen jene mehrentheils viel Kinder zu zeugen pflegen *).

Jenseit dieses Landstriches, unter dem 17ten oder 18ten Grad nördlicher Breite, aber in eben demselben Parallelzirkel, trift man die Mohren von Senegal und Nubien; die ersten am großen Weltmeer, die andern am rothen Meere. Außer diesen pflegen alle übrige Völker von Afrika, zwischen dem 18ten Grade nördlicher und dem 18ten Grade südlicher Breite, schwarz zu seyn, die Aethiopier und Abyßinier allein ausgenommen. Man siehet also, daß der von der Natur diesen Menschen angewiesene Theil der Erdkugel, einen mit der Mittel-

*) S. L'Afrique de Marmol. Tom. III. p. 29. und 33.

tellinie parallel laufenden Strich Landes, von etwa neun hundert Meilen in der Breite und einer noch viel beträchtlichern Länge, besonders auf der nördlichen Seite der Mittellinie, begreifet. Jenseit des 18ten oder 30ten Grades der südlichen Breite giebt es keine Schwarzen mehr, wie hernach, wenn ich von den Kaffern und Hottentotten reden werde, aus der Folge deutlich erhellen soll.

In Ansehung der Farbe und Gesichtszüge der Aethiopier hat man lange Zeit in Irrthum gestanden, weil man sie mit den Nubiern, einem zwar benachbarten, von jenen aber ganz unterschiedenem Volke verwechselte.

Nach Marmols Angabe haben die Aethiopier eine ganz schwarze Haut, ein breites Gesicht und eine platte Nase *). Das behaupten auch die holländischen Reisebeschreiber **). Indessen gehört ihr Unterschied von den Nubiern, in Ansehung der Farbe und Gesichtszüge, unter die ausgemachten Wahrheiten. Die natürliche Farbe der Aethiopier

*) S. L'Afrique de Marmol. Tom. III. p. 68. 69.

**) S. Le Recueil des Voyages de la Compagnie des Indes de Hollande. Tom. IV. p. 33.

pier ist braun oder olivengrünlich, wie bei den südlichen Arabern, denen sie vermuthlich ihr Daseyn zu danken haben. Sie unterscheiden sich durch eine beträchtliche Leibeslänge, durch stark ausgedruckte Gesichtszüge, durch schöne, wohlgeschlitzte Augen, wohlgebildete Nase, kleine Lefzen und weiße Zähne, von den Einwohnern in Nubien, denen eine breit gedrückte Nase, grosse dicke Lefzen und ein sehr schwarzes Gesicht eigenthümlich zukommt *).

Diese Nubier sowohl, als ihre westliche Nachbarn, die Barbaren, sind eine Art Mohren, welche viel Aehnlichkeit mit den senegalischen Mohren haben.

Die Aethiopier hat man als ein halbgesittetes Volk anzusehen. Die Gemeinen kleiden sich mit baumwollnem Zeuge, die Reichen in Seide. Sie wohnen in sehr niedrigen, elenden Häusern. Ihre Ländereien werden sehr schlecht und nachläßig bestellet; weil der Adel die Bürger und das gemeine Volk nicht über die Achseln ansiehet, bei allen Gelegenheiten mißhandelt und nach allen Kräften ausplündert. Indessen leben die adelichen und bürgerlichen Einwohner in unterschiedenen Flecken und Dörfern von ein-

*) S. Lettres édifiantes. Rec. IV. p. 349.

einander abgesondert, alles gemeine Volk aber an eignen von beiden entlegnen Oertern. An Salz leiden sie einen gänzlichen Mangel und pflegen es nach gleichem Gewichte mit Gold einzukaufen. Rohes Fleisch ist für sie ein schmackhaftes Essen. Bei ihren Gastmalen ist es gemeiniglich das zweite, und, nach ihrem Urtheil, das leckerhafteste Gerichte. Sie haben Weinberge, ohne jemals Wein zu trinken. Ihr gewöhnliches Getränke, das einen säuerlichen Geschmack hat, wird aus Tamarinden bereitet. Auf ihren Reisen brauchen sie für sich die Pferde, für ihre Waaren aber die Maulesel. Von Wissenschaften und Künsten verstehen sie wenig oder nichts; denn ihre Sprache ist nach keinen Regeln geordnet, und im Schreiben sind sie nur elende Stümper. Ein einziger Brief ist bei ihnen die Arbeit vieler Tage; obgleich ihre Buchstaben schöner, als die Arabischen aussehen *). Sie pflegen sich unter einander auf eine ganz eigne Weise zu grüßen. Einer faßt bei dieser Gelegenheit den andern bei der rechten Hand, und beide führen dieselbe wechselsweise nach ihrem Munde. Außer-

*) S. Le Rec. des Voyages de la Compagnie des Indes de Hollande. T. IV. p. 34.

Außerdem nehmen sie demjenigen die Scherpe ab, den sie grüßen, um selbige um ihren Leib zu binden. Die Begrüßeten bleiben also halb nackend stehen, weil die meisten bloß diese Scherpe, nebst baumwollnen Beinkleidern an sich tragen *).

In der Beschreibung der vom Admiral Draken um die Welt unternommenen Reise findet man eine höchst sonderbare, doch nicht ganz unglaubliche Nachricht. Es lebt nämlich, wie er saget auf den Grenzen der äthiopischen Wüsteneien ein Volk, welches man Akridophagen oder Heuschreckenfreßer nennet **). Die Leute unter diesem Volke sind schwarz, mager, sehr flüchtig auf den Beinen,

*) S. Les Lettres édifiantes. Rec. IV. p. 349.

**) Acrido-phages. Mangeurs de Sauterelles. Wer von den mancherlei Nutzungen der Heuschrecken in der Oekonomie und Med. etwas ausführliches zu lesen wünschet, ehe noch der Hr. D. Krünitz oder ich selbst, jener in der Oekonomie. Encyklopädie, und ich in meinem Naturlexikon, an die Ausarbeitung dieses Artikels kommen, dem empfehlen wir vorläufig zum Nachschlagen: Rathlefs Akridotheologie II. Th. p. 277 — 282 ꝛc. Leßers Insektotheologie p. 336. de Acridophagis und p. 350. not. r. Adans. Reise nach Senegal. Brandenb. 1773. p. 129. 130. Gesellsch. Erzähl. II. B. p. 199. Kundm. Rar. Nat.

nen, und kleiner, als die andern Aethiopier. Im Frühjahr pflegen ihnen gewisse von Abend herblasende Winde unzählig viel Heuschrecken mitzubringen; da sie nun weder Vieh noch Fische haben, so ist es bei ihnen zu einer Nothwendigkeit geworden, von Heuschrecken zu leben, welche sie scharenweise zu sammeln, mit Salz zu bestreuen, und auf das ganze Jahr, als eine gewöhnliche Nahrung aufzubehalten pflegen. Von dieser schädlichen Kost hat man zwo sonderbare Wirkungen wahrgenommen: erstlich, daß diese Heuschreckenfresser ihr Leben kaum bis zum vierzigsten Jahre bringen, und zweitens, bei der Annäherung zu diesem Alter, in ihrem Fleische geflügeltes Ungeziefer zeugen, welches erst ein leichteres Jucken

Nat. & Art. p. 1059. De La Porte Reisen eines Franz. IV. B. p. 219. Abh. der Schwed. Akad. der Wiß. XIV. Th. p. 81. D. Zückert Mat. alim. p. 273. Vallm. de Bom. Dict. Tom. X. p. 373. Encyklop. Journ. I. St. p. 31. ꝛc. Alt. gel. Merc. 66. p. 129. ꝛc. Nicht bloß in Aethiopien, sondern auch in Arabien, Syrien, Aegypten und Kongo, u. s. w. werden sie gegessen, auch zu Brod verbacken, zu einem Futter für das Vieh, zu Düngung der Felder, auch zu einer guten Arznei ꝛc. verbrauchet.

cken verursachet, und sich da so stark vermehret, daß in kurzer Zeit alles Fleisch auf ihrem Leibe von solchen Insekten wimmelt, die anfänglich den Bauch, hernach die Brust aufzehren und alles Fleisch bis auf die Knochen abnagen. Man muß also von solchen Menschen, die bloß von Insekten leben, behaupten, daß es ihre Bestimmung sey, wieder von Ungeziefer aufgefressen zu werden. Könnte man sich auf die Zuverlässigkeit dieser Nachricht verlassen, so würde sie reichlichen Stoff zu sehr weitläuftigen Betrachtungen an die Hand geben.

In Aethiopien und auf der großen Landspitze, die sich bis zum Vorgebirge Gardafu erstrecket, findet man sehr große sandige Wüsten. Daher auch dieses Land, welches man als den östlichen Theil von Aethiopien zu betrachten hat, fast gänzlich unbewohnet ist. Gegen Mittag ist Aethiopien von den Beduinen und einigen andern, der mahometanischen Lehre zugethanenen Völkern umgrenzet. Ein neuer Beweis, daß die Aethiopier von Arabien abstammen, von welchem Lande sie auch wirklich bloß durch die Meerenge Babel-Mandel getrennet werden! Es läßt sich daher vermuthen, daß die Araber vor Zeiten Aethiopien überfallen, und die natürlichen, durch sie vertriebnen

Ein-

Einwohner genöthiget haben, ihre Zuflucht nordwärts nach Nubien zu nehmen. Die Araber haben sich sogar längs der Küste von Melinde verbreitet. Denn die Einwohner dieser Küste sind von der Sonne nur braun gebrennet und der mahometanischen Religion zugethan *). Sogar die Leute der Landschaft Zanguebar haben keine völlig schwarze Farbe. Die meisten sprechen arabisch, und kleiden sich in baumwollne Zeuge. Dieses Land, pflegt überhaupt nicht allzuheiß zu seyn, ob es gleich im heißen Erdstrich lieget, auch die ursprünglichen Einwohner schwarze und krause Haare, gleich den Mohren haben **). Auf dieser ganzen Küste sowohl, als auf Mosambicke und Madagaskar, findet man auch einzelne weiße Menschen, die von China ursprünglich abstammen, und sich daselbst zu der Zeit niedergelassen haben sollen, als die Chineser alle morgenländische Meere auf eben die Art, wie jetzo die Europäer, durchschiffeten. Uibrigens mag diese gewagte Meinung Grund haben oder nicht, so ist wenigstens dieses

*) S. Indiæ orient. Part. I. per Phil. Pigafettam. Franc. 1598 p. 56.

**) S. l'Afrique de Marmol. p. 107.

gewiß, daß die alten Einwohner dieser östlichen Küste von Afrika ursprüngliche Schwarzen, die braunen oder weißen Einwohner aber, die man daselbst antrift, von andern Orten dahingekommen sind. Um die Verschiedenheit unter diesen schwarzen Völkern deutlich einzusehen, müßen sie nothwendig auch etwas genauer betrachtet werden.

Die vereinigten Zeugniße der Reisebeschreiber beweisen gleich anfangs, daß unser der schwarzen Art von Menschen eben to viel abwechselnde Mannigfaltigkeiten, als unter den weißen, herrschen. Die Schwarzen haben, wie die Weißen, ihre Tartarn und ihre Zirkaßier. Die guineischen Einwohner sind außerordentlich häßlich und von unerträglichem Geruche; dagegen pflegen die sofalischen und mosambikischen desto schöner und am Geruch desto erträglicher zu seyn. Die Schwarzen müssen also nothwendig in unterschiedene, und zwar meines Erachtens, in zwo Hauptarten, in Mohren und Kaffern, eingetheilet werden. Zu der ersten rechne ich die Schwarzen in Nubien, Senegal, auf dem grünen Vorgebirge, Gambia, Sierra-Liona, auf der Elephanten-zahn- und Goldküste, auf den Küsten von Juda, Benni, Gabon, Loango, Kongo, Angola und Benguela bis zu dem Vorgebirge

birge der Mohren; zu der andern Art gehören die Völker jenseit des Mohrenvorgebirges bis zu der Spitze von Afrika, wo sie den Namen der Hottentotten annehmen, zugleich aber alle Völker der östlichen Küste von Afrika, in den Landschaften Natal, Sofala, Monomotapa, Mosambike und Melinde. Die Schwarzen auf Madagaskar und den dabei liegenden Inseln sind, wie mich dünkt, ebenfalls eher für Kaffern, als für Mohren zu halten. Beide Arten schwarzer Menschen gleichen sich mehr an Farbe, als an Gesichtszügen. Am stärksten unterscheiden sie sich in Ansehung der Haare, der Haut, im Geruch ihres Leibes, in ihren Gemüthsneigungen und Sitten.

Betrachtet man ferner die unterschiedenen Völker besonders, aus welchen jede dieser Arten bestehet, so findet man unter ihnen eine so große Mannigfaltigkeit, als unter den weißen Menschen, und bemerket bei ihnen alle die Vermischungen der braunen mit der schwarzen, wie unter den weißen Menschen alle Vermischungen der braunen mit der weißen Farbe.

Den Anfang wollen wir also mit den Ländern machen, die von Senegal nordwärts liegen, hernach längs den afrikanischen Küsten fortgehen, und alle die unterschiedenen

Völker betrachten, welche den Reisenden bekannt geworden, und wovon sie uns eine Beschreibung oder Nachrichten geliefert haben. Vor allen Dingen ist es ausgemacht, daß die ursprünglichen Einwohner der kanarischen Inseln keine Mohren sind, weil die Reisenden die alten Einwohner dieser Inseln als wohlgebildete, schön gewachsene und starke Leute, die Weiber ebenfalls wohl aussehend und ihre Haare schön und fein beschrieben, von den Bewohnern aber im südlichen Theil aller dieser Inseln erzählen, sie wären mehr olivenfarbig, als die Bewohner im nördlichen Theile *). Düret **), meldet uns von den alten Einwohnern der Insel Teneriffa, sie wären ein starkes, langgewachsenes, aber mageres und braunes Volk mit platter Nase ***). Ist es nicht augenscheinlich, daß diese Völker mit den Mohren, außer ihrer platten Nase, gar nichts gemein haben? die Einwohner des festen Landes in Afrika, welches mit diesen Inseln in gleicher Höhe lieget, sind braune Mauren, die aber so gewiß, als diese Insu=

*) S. L'Histoire de la premiere découverte des Canaries par Bontier & Jean le Verriére. Par. 1630. p. 251.

**) S. Relation d'un Voyage á Lima par Duret. p. 72.

***) S. L'Hist. générale des Voyages par Mr. l'Abbè Prevôt. Par. 1746. Tom. II. p. 230.

fulaner, zu der weißen Art von Menschen gehören.

Unter die Mauren, welche den mahometanischen Glauben bekennen, sind auch die Einwohner des weißen Vorgebirges zu rechnen. Sie pflegen sich an einem Orte nie lange zu verweilen, sondern gleich den Arabern, von einem Orte zum andern herum zu ziehen, wo sie eben gute Weide für das Vieh antreffen, von dessen Milch sie leben. Ihr Vieh besteht in Pferden, Kameelen, Ochsen, Ziegen und Schafen. Von den Mohren, mit welchen sie handeln, können sie für ein Pferd acht bis zehn, für ein Kameel zween bis drei Sklaven erhalten *). Von diesen Leuten bekommen sie auch den arabischen Gummi **). Sie pflegen davon immer etwas in der Milch, welche sie genie-

 ßen,

*) S. Les Voyages du Sieur le Maire sous Mr. Dancourt. Par. 1695. p. 46. 47.

**) Dintengummi, Chibugummi. Gummi arabicum offic. Gummi Achantinum, Babylonicum, Saracenicum, Thebaicum, Gomme arabique, Gomme blanc ou du Senegal. Gomme de Gommier. S. des Herrn Hofr. Gleditsch Arzneigew. p. 140. Lemery Mater. Lex. p. 510. Vallm. de Bom. Tom. I. p. 111. Tom. V. p. 162. & IX. p. 572. Adans. Reise, Brandenb. 73 p. 36. nota ff. D. Krünitz ökon. Encykl. I. B. p. 192.

ßen, aufzulösen. Fleisch ist ihre seltenste Kost; denn sie schlachten kein Stück von ih-

Der Baum, woraus dieses Harz oder Gummi fließet, wird eigentlich der weiße Gummi-Baum oder ägyptische Schotendorn genannt. (Mimosa Senegal. Linn. Sp. Pl. II. p. 1506. Acacia foliis Scorpioidis leguminosæ CB. Pin. p, 392. Pr. Alpin. Ægypt. 9. Tab. 15. Acacia vera Veterum & offic. Arbor foliis pinnatis, spicâ pendulâ sericea. Catesby Car. II. T. 44. Dietr. Pflanzenr. II. p. 1218. Bom. V. 162. Lemery p. 399. Gled. Arzneigew. p, 5. Arbor Chibou) Sein Vaterland ist Arabien, Aegypten, Guinea und ein großer Theil von Afrika, unter den heißesten und sandigen Himmelsstrichen, bis nach der westlichen Küste dieses Welttheils. Man könnte diesen Schleimsaft mit Recht Gummi acaciæ nennen, und man weiß, daß er von sehr alten Zeiten her von den Arabern am Schotendorn gesammlet, und in den großen Handelsstädten zur Herbstzeit verkaufet worden sey. Was noch heut zu Tage in den Apotheken und Kramläden unter diesem Namen geführet wird, bestehet aus trocknen, harten, zerbrechlichen, runden, ungleichen und grünlichen Stücken, welche die Größe der kleinen und größern Wallnüße haben, dabei aber äußerlich rauh und runzlich, weißlich, blaßgelb, auch wohl röthlich sind, keinen Geruch, wohl aber einen schleimigen und schwachen, süßlichen Geschmack haben. Innwendig ist dieses Gummi auf dem Bruche glatt, glänzend und durchsichtig.

Man führet auch ein Gummi unter dem Namen Gummi Senegal, Senega und Seneca, das man für wohlfeilere Preise haben kann. Weil

es

ihrem Vieh, es müßte dann seyn, daß sie befürchteten, es mögte vor Alter oder an einer Krankheit sterben *).

Die Wohnplätze dieser Mauren erstrecken sich bis an den Senegalfluß, welcher sie vone den eigentlichen Mohren absondert. Jen sind auch, wie bereits erinnert worden, bloß braun gefärbt, und wohnen auf der nördlichen, diese hingegen auf der südlichen Seite des Flußes, und haben eine pechschwarze Farbe. Die Mauren sind ein im Lande herumschweifendes, die Mohren ein festsitzendes Volk, das in ordentlichen Dörfern wohnet. Die ersten sind frei und unabhängig, die andern sind Sklaven gewißer Könige, von welchen sie tyrannisch beherrschet werden. Jene haben außer einer kleinen Statur, einen magern Körper und eine schlech-

es dem arabischen Gummi an Farbe, Gestalt, Geschmack und innern Eigenschaften gleichet, außer daß es in größern Stücken gefunden wird, so ist man schon längst gewohnt, selbiges an dessen Stelle zu brauchen. Von den medizinischen Kräften und Gebrauch des arabischen Gummi lese man den Herrn Hofr. Gleditsch l. cit. des Herrn Geoffroy Mat. medica II. Band p. 850. &c. und Cartheuf. Fundam. mat. medicæ. Fr. 1767. Vol. I. p. 181. M..

*) S. Voyage du Sieur le Maire sous Mr. Dancourt. Par. 1695. p. 66.

te Mine, zugleich aber Verstand und Verschlagenheit. Diese hingegen sind groß, stark, wohlgebaut, aber einfältig und ohne Genie. Auch das Land, welches die Mauren bewohnen, ist wegen des häufigen Sandes, dermaßen unfruchtbar, daß nur an den wenigsten Orten in selbigem etwas Grünes hervorzukeimen scheinet. Im fetten Lande der Mohren hingegen findet man fruchtbare Viehweiden, häufigen Hirsen und Bäume, die zwar immer grünen, aber fast gar nichts von eßbaren Früchten tragen.

An einigen Orten, sowohl nord- als südwärts vom Fluße, giebt es eine Art Menschen, die man Fulen zu nennen pfleget. Sie scheinen eine Mittelart zwischen den Mauren, und Mohren und vielleicht bloß aus der Vermischung dieser beiden Völker entstanden zu seyn. Diese Fulen sind nicht völlig so schwarz, als die Mohren, aber doch viel brauner, als die Mauren, sie halten das Mittel zwischen beiden, sind gesitteter, als die Mohren, auch, wie die Mauren, Anhänger der mahometanischen Religion, und sowohl höflich, als gastfrei gegen die Fremden *).

Auf

*) S. Les Voyages du Sieur le Maire sous Mr. Dancourt. Par. 1695. p. 75. ingleichen l'Afrique de Marmol. Tom. I. p. 34.

Auf den Inseln des grünen Vorgebirges findet man lauter Mulatten, die von den ersten Portugiesen, welche sich daselbst niederließen, und von den Mohren, welche sie daselbst antrafen, erzeuget worden. Sie heißen die kupferfarbige Mohren, weil sie zwar in Ansehung der Gesichtszüge, viel Aehnlichkeit mit den Mohren, aber statt der schwarzen vielmehr eine gelblichte Farbe haben. Uibrigens hat man sie, bei ungemeiner Trägheit, wohlgestaltet und noch ziemlich vernünftig beschrieben. Sie leben gleichsam bloß von der Jagd und Fischerei. Ihre Hunde pflegen sie zum wilden Ziegenfang abzurichten, ihre Töchter und Weiber aber den Fremden für die geringsten Entschädigungen sehr willig Preis zu geben. Für Stecknadeln und andere dergleichen unbedeutende Kleinigkeiten, kann ein Fremder bei ihnen die schönsten Papageien, die sich ungemein leicht abrichten oder zähmen lassen, die schönsten Porzellanschnecken *) sogar Ambra und so weiter eintauschen **). Die

*) S. Mein neues System. Konchilienkabinet mit illum. Kupfern. Nürnberg gr. 4. 1 B. p. 302. u. f. f. M—.

**) S. Les Voyages de Robert, p. 387. Ingl. Les Voyages de Jean Struys Tom. I. p. 11. und les Voyages d' Innigo de Biervillas p. 15.

Die Mohren also, die man antrift, bewohnen die südliche Seite vom Senegalflusse. Sowohl diese, als alle zwischen diesem und dem Gambafluß wohnende Mohren, werden Jaloffen und Ualoffen *) genennet Sie haben insgesamt eine sehr schwarzgebrannte Haut, ein gutes Verhältniß aller Theile ihres Körpers, eine sehr vortheilhafte Leibesgestalt und nicht so grobe Gesichtszüge, als die andern Mohren. Bei manchen, besonders bei den Frauenspersonen, pflegen diese Züge ungemein regelmäßig zu seyn. Ihre Begriffe von der Schönheit stimmen mit den unsrigen völlig überein. Wen sie für schön halten sollen, der muß schöne Augen, einen kleinen Mund, verhältnißmäßige Lefzen und eine wohlgebaute Nase haben. Bloß in der Grundfarbe des Gemäldes entfernen sie sich von dem, was die Europäer schön finden, weil diese bei ihren Schönen dunkel schwarz und glänzend seyn muß. Ihre Haut ist ungemein zart und weich, und man wird unter ihnen, wenn wir die Farbe ausnehmen, eben so schöne Frauenspersonen gewahr, als in irgend einem Lande des Erdbodens. Gemeinig-

*) Von diesem Volke lese man in Adans. Reise nach Senegal. Brandenb. 73. p. 34.

niglich ist ihre Gestalt reizend und einnehmend, ihre Gemüthsart lustig, munter und sehr zur Liebe geneigt. Sie fühlen eine starke Neigung zu allen Mannspesonen, hauptsächlich aber zu den Weißen, die sie mit einer inbrünstigen Zudränglichkeit verfolgen, theils um einen mächtigen Trieb zu befriedigen, theils um von ihnen Geschenke zu erhalten. Ihre Männer finden es nicht rathsam, ihrer Neigung zu den Fremden einen Zügel anzulegen. Die Eifersucht erstreckt sich bei ihnen bloß auf die Vertraulichkeit ihrer Weiber mit Männern ihres Gleichen. Ein Vorfall von der lezten Art giebt oft Gelegenheit zu starken Zweikämpfen mit Säbeln oder Messern. Dagegen pflegen sie den Fremden selbst ihre Weiber, Töchter und Schwestern freiwillig anzubiethen und sich es zur Ehre zu rechnen, wann sie merken, daß man sich ihrem Wunsche gemäß bezeiget. Uibrigens haben die Weiber hier die Pfeife beständig im Munde, und wenn sie erhitzet sind, eine widrige Ausdünstung der Haut, obgleich der Geruch an den senegalischen Mohren lange nicht so stark als bei andern Mohren ist. Sie halten sehr viel auf das Springen und auf den Tanz, nach dem wüsten Klang eines holen Kürbißes, einer Trommel, oder

ei-

eines Kessels. Alle Bewegungen ihrer Tänze bestehen aus eben so viel geilen Stellungen und unanständigen Geberden *). Sie ba-

den

*) Von diesen Tänzen der senegalischen Mohren, und ihrer Neigung dazu, findet man in Herrn Adans. Reise nach Senegal ꝛc. Brandenb. 1773. hin und wieder ausführliche Nachrichten; der Tanz, heißt es p. 257, ist eine herrschende Lieblingsneigung der Neger. Auf ihren Bällen sieht man Kinder, die kaum sicher auf den Beinen stehen können, in den Tanz mit eingemischet. Wenn man die Genauigkeit, womit sie alle Bewegungen ihres Körpers abmessen, mit Aufmerksamkeit betrachtet, sollte man glauben, sie wären alle tanzend erzeugt und geboren worden. — „Ein anderer Ball beim „Tabaskefest wurde, unter dem Schalle der „Trommeln, Flöten und Sängerinnen eröfnet. „Die Jugend, in ihrem herrlichsten Schmucke, zeigte bei dieser Gelegenheit alle Geschick„lichkeit, deren sie fähig war. Zwo Stunden „lang ermüdete man sich aufs äußerste mit „landüblichen Tänzen, oder mit höchst unbe„scheidenen Stellungen, Bewegungen und „Sprüngen, die meinen, von ihrer Bescheiden„heit und Schamhaftigkeit gefaßten Begriff „gänzlich auslöscheten" S. 238. — Die ausführlichste Nachricht von einem festlichen Tanz der Mohren, zu Ehren eines Verstorbnen, giebt Herr Adanson l. c. auf der 89 und 90 Seite. — Alle junge Leute des Dorfes hatten sich auf einem großen Platze desselben versammlet, und mitten darauf ein großes Feuer angezündet. Die Zuschauer bildeten ein länglichtes Viereck, an dessen beiden Enden sich die Tänzer in zwo ein-

den sich oft, und feilen an ihren Zähnen so lange, bis diese untereinander eine fast gleiche Figur und Größe bekommen. Die meisten Mädchen lassen sich, vor ihrer Verheirathung die Haut einritzen und mit Vorstellungen unterschiedener Thiere, Blumen u. s. w. bemalen und ausschmücken.

Die

einander entgegen gesetzten Reihen, gestellt hatten, die Mannspersonen auf der einen, die Frauenspersonen auf der andern Seite. Zween Trommelschläger, die auf beiden Seiten standen, zum Tanz aufzuspielen, hatten kaum ihren Marsch geschlagen, als die jungen Leute sogleich einen Gesang anstimmten, dessen Schlußzeilen von allen Zuschauern wiederholet wurden. Zu gleicher Zeit sah man einen Tänzer an jeder von beiden Reihen hervortreten, und in beständigem Tanzen auf die Person der andern Reihe, die er sich ausgesucht hatte, bis auf einen Abstand von 2 bis 3 Fuß losspringen und schwebend wieder zurück tanzen, bis der Schall der Trommeln sie aufforderte, sich einander zu nähern, und ihre Schenkel so mit einander zu verwechseln, daß immer ein männlicher gegen den weiblichen Schenkel und so umgekehrt, stoßen müßte. Dieses Possenspiel wurde von einerlei Tänzern oft, hernach auch von andern Paaren wiederholet. Endlich tanzten beide Reihen gegen einander und spielten gemeinschaftlich ihre Rolle. In ihrem ganzen Betragen und in allen ihren Geberden herrscht sehr wenig Bescheidenheit, am allerwenigsten aber in den unsichtbaren Bewegungen. Die Neger setzen im Tanzen keinen Fuß von der Stelle, ohne mit jedem Glied ihres Körpers, mit jedem Gelenke,

mit

Die Mohrinnen tragen ihre kleine Kinder wenn sie arbeiten, fast beständig auf dem Rücken. In dieser Gewohnheit suchen einige Reisebeschreiber den Grund, warum die Mohren gemeiniglich einen dicken Bauch und eine platte Nase haben. Wenn die Mutter, sagen sie, mit schnellen Bewegungen sich bücket und wieder aufrichtet, so stößt gemeiniglich das Kind mit seiner Nase an ihren Rücken. Um diesen öftern Stoß zu vermeiden, pflegt es den Kopf nach Möglichkeit rückwärts zu ziehen, den Bauch aber desto weiter vorwärts zu strecken*). Sie haben alle schwarze und so krau-

mit dem Kopfe selbst, eine ganz unterschiedene Bewegung zu machen; auch beständig den Takt, auch den geschwindesten, genau zu halten.

In der pünklichen Beobachtung dieser unendlich verschiedenen Bewegungen besteht eigentlich der ganze Vorzug, die ganze Kunst ihres Tanzes. Man muß mit eben so vieler Geschmeidigkeit aller Gelenke, wie sie, geboren seyn, wenn man es ihnen in ihrem Tanze gleich zu thun gedenket.

M—.

*) S. Le Voyage du Sieur le Maire sous Mr. Dancourt Par. 1695, p. 144. bis 155. Ingl. La troisieme Partie de l'Histoire des choses memorables advenues aux Indes &c. par le Pere du Jaric. Bordeaux 1614. p. 364. und Hist. des Antilles par le Pere du Tertre, à Paris 1667. p. 493 bis 537.

krause Haare, wie aufgekrazte Wolle. Ihr Unterschied von andern Menschen zeigt sich auch nur hauptsächlich in ihren Haaren und in ihrer Farbe. Denn in Ansehung der Gesichtszüge pflegen sie vielleicht nicht so sehr von den Europäern, als ein tartarisches Gesicht von einem französischen sich auszuzeichnen. Der Pater du Tertre sagt ausdrücklich: die stumpfen Nasen aller Mohren rührten hauptsächlich daher, weil die Aeltern ihren Kindern vorsetzlich die Nase breit drückten; eben dieses thäten sie auch mit ihren Lefzen, um sie dicker zu bilden. Alle Mohren aber, bei welchen dieses in der Jugend nicht geschehen, hätten eben so schöne Gesichtszüge, eine nicht minder erhabne Nase und eben so dünne Lefzen, als die Europäer. Das versteht sich aber bloß von den senegalischen Mohren, die unter allen übrigen Schwarzen die schönsten und am vorzüglichsten gebaute Menschen sind *). Es scheint sogar, daß dicke Lef-

*) Man muß gestehen, sagt Adanson l. c. p. 32, daß die senegalischen Mohren unter allen übrigen die schönsten vorstellen. Sie sind stark, untersetzt und von einem Temperament, welches zur Strapaze gemacht zu seyn scheinet. Ihre Haa-

Lefzen, breite und platte Nasen fast bei allen andern Mohren natürliche Züge sind, welche der bei ihnen gewöhnlichen Kunst, Nase und Lefzen bei denjenigen breit zu drücken, die nicht mit dieser Vollkommenheit geboren sind, zum Muster gedienet haben.

Die Haare sind schwarz, krause, wollicht und ausserordentlich zart. Dabei haben sie schwarze, weit ofne Augen, wenig Spuren eines Bartes, recht angenehme Gesichtszüge und eine ganz schwarze Haut. In einem Stück Leinwand, das zwischen den Beinen durchgezogen wird und dessen beide in die Höhe gezogne, gefaltete Enden eine Art von Unterhosen bilden, die vorn mit einem Bande zugebunden werden, bestehet eigentlich die ganze Bedeckung ihrer Blöße. Sie haben auch ein Stück baumwollen Zeug, von der Figur einer großen Serviette oder eine Pagne, welche sie nachläßig über die Schultern hängen und einen Zipfel davon über die Knie herabflattern lassen.

Die Weiber haben mit ihren Männern fast einerlei Statur und gutes Ansehen. Ihre Haut ist außerordentlich zart und weich, ihre Augen sind schwarz und gut gespalten, Mund und Lippen klein, und ihre Gesichtszüge nach guten Verhältnissen geordnet. Es giebt unter ihnen einige von der vollkommensten Schönheit. Sie besitzen eine besondre Lebhaftigkeit und ein heitres Gesicht, eine freie Mine, die zum Vergnü-

Die Mohrinnen haben, bei der größten Fruchtbarkeit, so leichte Geburten, daß ihnen dabei keines Menschen Beistand nöthig ist. Auch die Folgen ihrer Niederkunft sind von gar keiner Bedeutung. Ein oder zween Tag Ruhe sind genug zu ihrer völligen Erholung. Sie sind außerdem vortrefliche Ammen, und lieben ihre Kinder mit außerordentlicher Zärtlichkeit. Ihre Männer übertreffen diese Mohrinnen ebenfalls an Verstand und Geschicklichkeit, und suchen sich sogar den Ruhm gewisser Tugenden, als der Verschwiegenheit und Mäßigkeit, vorzüglich eigen zu machen. Der Pater du Jarik erzählt von den jaloffischen Mohrinnen, sie nähmen, um sich zur Mäßigkeit im Essen und im Re-

gnügen reitzet. Zu ihrer Bedeckung bedienen sie sich zweier Tücher. Das eine, woraus ihr ganzer Gürtel bestehet, steigt bis auf die Knie herab, und vertritt bei ihnen die Stelle des Unterrockes. Das andere pflegt ihre beide Schultern, oft auch den Kopf zu bedecken. Sie behelfen sich aber gemeiniglich mit der Gürteldecke und legen die andre gleich ab, wenn sie anfängt, ihnen beschwerlich zu werden. Es ist leicht zu erachten, das eine solche afrikanische Schöne nicht nöthig hat, sich lange vor ihrem Putztische zu verweilen. Die Ualoffen besonders sind (nach S. 34.) ungemein gesellige, sanftmüthige und höfliche Leute.

den zu gewöhnen, des Morgens Wasser in den Mund, und behielten es darin so lange sie mit häuslichen Angelegenheiten beschäftigt sind, pflegen es auch nicht ehe auszuspucken, bis die gewöhnliche Stunde der ersten Mahlzeit vorhanden wäre *).

Die Mohren auf der Insel Gorea und auf der Küste des grünen Vorgebirges haben, wie die Mohren am Senegal, zwar ein sehr schwarzes, dabei aber doch recht gutes Ansehen. Ihre Farbe, die wirklich an Glanz und Schwärze dem Ebenholz gleich kömmt, schätzen sich dermaßen hoch, daß alle nicht so schwarze Mohren von ihnen eben so sehr, als die braunen Einwohner von den Weißen, verachtet werden. Ob sie gleich sehr stark von Gliedern und Leibeskräften sind, so kann man sie doch zugleich einer großen Trägheit beschuldigen **). Es fehlt ihnen, ihrer Faulheit wegen, an Getraide, Wein und Früchten. Aus Fischen und Hirsen besteht ihre gewöhnliche Nahrung. Fleisch essen sie höchst selten ***). So wenig sie auch

*) S. La 3me Part. de l'Histoire par le P. du Juric. p. 395.

**) Beweise dieser Trägheit findet man beim Adanson l. cit. p. 37 und 39. M . . .

***) Eben dieser gelehrte Verf. der Senegalischen Reise beschreibt auch l. c. p. 45. 55. und 257. einige senegalische Mahlzeiten.

auch unter ihren Gerichten wählen können, so haben sie doch gegen den Genuß der Kräuter einen so starken Widerwillen, daß sie die Europäer, bloß darum, weil sie Kräuter essen können, mit den Pferden vergleichen. Den Brandwein lieben sie bis zur Ausschweifung. Sie berauschen sich oft in diesem Getränke, und pflegen, um keinen Mangel an diesem Labsal zu leiden, oft ihre Kinder, ihre Aeltern, zuweilen gar sich selbst, dafür zu verkaufen *). Sie gehen fast gänzlich nackend. Ihre ganze Kleidung besteht in einem baumwollenen Tuch, womit sie sich von der Hüfte bis zur Mitte des Schenkels behängen. Die strenge Sonnenhitze verstattet ihnen, wie sie sagen, keine weitere Bedeckung **). Ihre gewöhnliche schlechte Bekösligung, und die Armuth, worinnen sie leben, hält sie nicht ab, äußerst vergnügt und lustig zu seyn. Sie schmeicheln sich, das schönste Land oder den reitzendsten Himmelsstrich auf dem ganzen Erdboden zu bewohnen und selbst, als die schwärzesten, unter allen Menschen zugleich die schönsten zu seyn. Denn wofern ihre

*) S. Le Voyage de Mr. de Gennes par Mr. Froger à Par. 1698. p. 15. &c.

**) S. Lettres édifiantes Rec. XI. p. 48. 49.

Weiber nicht einen besondern Wohlgefallen an den Weißen fänden, würden sie diese, wegen ihrer Farbe, gar keiner Achtung werth schätzen.

Die Mohren in Sierra-Liona sind allerdings nicht so schwarz, als die senegalischen, aber auch nicht so röthlich oder braun, als Struys *) versichert. Die Schwärze ist bei den Mohren in Guinna nicht völlig so dunkel als bei den senegalischen. Der Irrthum des angeführten Reisenden mag wohl daher entstanden seyn, weil die Mohren in Sierra-Liona und Guinea oftmals den ganzen Leib roth färben oder auch mit andern Farben bestreichen, auch öfters einen weißen, rothen oder gelben Ring um die Augen, auf das Gesicht aber allerlei Figuren und Striche von unterschiedenen Farben malen. Beide lassen sich auch ihre Haut aufritzen und allerhand Gestalten von Thieren oder Pflanzen auf derselben vorstellen.

Die Weiber sind unter diesen Mohren der Unzucht weit stärker, als unter den senegalischen, ergeben. Sehr viele derselben überlaßen sich öffentlich den ärgsten Ausschweifungen, ohne dadurch von ihrem guten Rufe das mindeste zu verlieren. Weiber und Männer gehen, unter diesen Mohren, be-

*) S. Tom. I. p. 22.

beſtändig mit entblößten Häuptern. Sie verſchneiden oder ſcheeren ſich ihre ſehr kurze Haare auf mancherlei ſeltſame Weiſe. Ihr gewöhnliches Ohrengeſchmeide pflegt gemeiniglich an Gewichte drei bis vier Unzen oder ſechs bis acht Lothe zu halten, und aus Zähnen, Schneckenſchalen, Hörnern, Stücken Holz und ſo weiter, zu beſtehen. Einige ſind hiemit noch nicht zufrieden, ſondern ſuchen ihre durchgebohrte Lefzen und Naſenlöcher mit ähnlichem Schmucke zu beſchweren. Sie bekleiden ſich mit einer Art von Schürzen aus Baumrinden, über welchen ſie noch einige Affenfelle befeſtigen. Dieſe Felle beſetzen ſie mit Schellen, gleich denen, welche die Mauleſel in Frankreich tragen müſſen. Sie ſchlafen auf Binſenmatten und eſſen Fiſche oder Fleiſch, ſo oft ſie es haben können. Ihre gewöhnliche Koſt aber ſind die Wurzeln der dioſkoriſchen Pflanze (Inhame) *) und Paradiesfeigen **) oder Muſa ***).

*) Die dioſkoriſche Pflanze mit einander gegenüber ſtehenden Blättern. S. Dietr. Pflanzenr. II, p. 1173. Dioſcorea oppoſitifolia. Linn. Sp. Pl. II. p. 1463. n. 8. Inhame maderaſpat. foliis binis pulchre venoſis. Petiv. Gazoph. 50. Tab. 31. f. 6. Igname. Inhame. Vallm. de Bom. Dict.

Die Hauptbegierde dieser Mohren ist auf die Weiber, ihre vorzügliche Neigung, auf den Müssiggang, gerichtet. Elende Strohhütten sind ihre Palläste. Sehr oft bewoh-

Tom. VI. p. 101. Rumph. Amb. V. T. 120. Die gekochte Wurzel, sagt Rumph, ist in unterschiedenen ostindischen Ländern die allgemeine Speise der Einwohner, nachdem zuvor die Rinde von derselben sehr dick abgeschnitten, das übrige aber in Stücken zerlegt und gekocht worden. Herr von Bomare versichert ebenfalls, daß dieses Gewächs nicht allein einigen amerikanischen Wilden, sondern auch den Mohren in Nigritien zur Nahrung diente. Sie rösten die zerschnittne Wurzel auf glühenden Kohlen, oder wenn sie nur ein Mittelgröße hat, laßen sie dieselbe ganz mit Päckelfleisch kochen. Zuweilen wird aus derselben ein schmackhafter Brei, zuweilen auch Brod, verfertiget.

M . . .

**) S. Indiæ orient. Part. II. in qua Jo. Hugonis Linitcotani navigatio Franc. 1599. p. 11. 12.

***) Musa paradisiaca Linn. Sp. Pl. II. p. 1477. Ficus indica fructu racemoso, folio oblongo. C. Bauh. pin. p. 508. Batæ. Rheed. Malab. I. p. 17. Tab. 12 — 14. Paradiesfeige Dietr. l. c. p. 1197. Treus Icon. Tab. 18 — 20. Bananier Figuier d'Adam. Vallm. de Bom. l. c. Vol. I. p. 552. Die Früchte dieses schönen Gewächses sind weiß und mehlartig, ohngefähr 8 Zoll lang, 3 1/2 im Umfange, fast wie ein halber Mond gekrümmt, und in eine glatte, eckichte, hülsenartige Schale eingeschloßen, die, wenn die Frucht reif ist, ihre dunkelgrüne Farbe in eine gelbe verändert. Diese Früchte, wenn sie

völ-

wohnen sie die wüstesten Oerter und unfruchtbarsten Ländereien, da es bloß doch auf sie beruhete, wenn sie Lust hätten, ihren Aufenthalt in anmuthigen Thälern, auf reitzenden mit Bäumen bedeckten Hügeln, auf grünenden, fruchtbaren, von angenehmen Bächen und Flüßen durchkreuzten Feldern zu nehmen. In allen diesen Vorzügen scheinen sie aber für sich nichts Anlockendes zu finden. Ihre Gleichgültigkeit erstrekt sich fast alles, was andern Menschen

völlig ausgewachsen, aber noch unreif sind, ersetzen die Stelle des Brodes, wenn man sie entweder kocht oder röstet. Reife Paradiesfeigen haben ein mildes, lieblich gelbes Fleisch und werden gebraten, oder auch roh, mit zum Nachtische genommen. Ohngefähr funfzig derselben wachsen Traubenweise an einem Stamme.

Einige halten sie für die verbottene Frucht des Paradieses, und glauben, daß Adam, nach dem Falle, sich mit den großen Blättern dieses Gewächses bedeckt habe, wovon auch ihre Benennung entstanden seyn soll. Sie dauert in den Gärten oftmals ein ganzes Jahrhundert hindurch. Blühet sie aber einmal, so kann keine Kunst, keine Erfahrung verhindern, daß ihr prächtiger Stamm nicht im folgenden Jahr ausgehe. Von dem Gebrauch, welchen die Mohren und andere Wilden von dieser Frucht häufig zu machen pflegen und wie vielerlei Gerichte sie daraus zu bereiten wissen, giebt Herr von Bomare l. cit. die ausführlichste Nachrichten.

reitzend seyn würde. Ihre Wege von einem Orte zum andern sind gemeiniglich zweimal so lang, als es nöthig wäre. Es ist ihnen viel zu beschwerlich, sie abzukürzen *). Woll-

*) Es ist ihnen auch viel zu mühsam, sich Wege und bequeme Zugänge zu solchen Orten zu machen, welche sie doch nicht ohne die größte Beschwerden besuchen können. Herr Adanson, erzählet hiervon in seiner Senegal. Reise ꝛc. p. 36. ein merkwürdiges Beispiel. Er wollte mit seinen Begleitern den ungebahnten Fußsteig zu einem dicken Gehölze verfolgen. Allenthalben wurden sie von Dornen aufgehalten, welche die Kleidungen zerfezten und ihre Beine zerkrazten. Er wenigstens mußte bei dieser Gelegenheit einige Stücken seiner Weste und seines Hemdes zum Beßten geben, und seine Neger konnten, mit aller Biegsamkeit und Geschmeidigkeit ihres Körpers nicht verhindern, daß nicht einige Lappen von ihrer Haut auf dem Wege verlohren giengen, ohne der Dornen zu gedenken, welche sich an ihren Füßen eingehacket hatten. Ist es nicht zum Erstaunen, sagt Herr Adanson, daß die Einwohner der Insel Sor seit mehr als 30 Jahren, in welchen sie mit den Senegalensern Handel getrieben, sich dennoch die Mühe nicht genommen, einen gangbaren Weg zu bahnen? Ihre Landstraße selbst, oder der Hauptweg dieser Insel ist nichts weiter, als ein Fußsteig, der sogar diese Benennung nicht einmal verdienet, weil man sich oft längs auf den Bauch legen muß, um durch die stark verwachsene Stellen desselben zu kriechen. Könnte man von der natürlichen Trägheit und Nachläßigkeit der Mohren wohl einen überzeugendern Beweis verlangen?

Wollte man ihnen auch die Mittel dazu an die Hand geben, so würden sie doch nie den kürzern gehen, sondern immer fortfahren, dem ungebahntesten Weg maschinenmäßig zu folgen *). Ihre Zeit pflegen sie gar nicht, wie andere Völker abzumessen, weil es ihnen einerlei ist, wie sie dieselbe verderben oder anwenden.

So gesund inzwischen und so stark die guineischen Mohren sind, so ungewöhnlich ist es doch unter ihnen, zu einem gewissen hohen Alter zu gelangen. Ein funfzigjähriger Mohr gehört bei seines Gleichen unter die ehrwürdigen Greise. Schon im vierzigsten Jahre scheinen sie abgelebte Männer zu seyn. Die kurze Dauer ihres Lebens und ihr voreiliges Alter ist ohnstreitig dem allzufrühzeitigen Gebrauch ihrer Weiber beizumessen. Ihre Kinder sind, auf Zulassung ihrer Aeltern, der Wollust mit solcher Unmässigkeit ergeben, daß sie, von ihrer zartesten Jugend an, sich allen wollüstigen Anforderungen ihrer hitzigen Natur, ohne Zurückhaltung überlassen **).

Die

*) S. Le Voyage de Guinée par Guil. Bosmann. Utrecht 1705. p. 143.

**) S. Le Voyage de Guinée par Guil. Bosmann Utrecht. 1705. p. 118.

Die gröſste Seltenheit unter diesem Volk ist ein Mädchen, welches der Zeit sich erinnern könnte, wo sie aufgehöret hatte, mit Recht diesen unschuldigen Namen zu führen.

Die Einwohner der Insel St. Thomas und Anabon, sind Mohren, welche den Schwarzen auf dem benachbarten festen Lande gleichen. Man findet sie aber nur noch in geringer Anzahl, weil die Europäer sie vertrieben und nur diejenigen beibehalten hatten, welche sie als Sklaven zu gebrauchen dachten. Männer und Weiber gehen, bis auf den Gebrauch einer kleinen baumwollenen Schürze, völlig nackend *). Mandelslo sagt von den Europäern, welche sich auf der Insel St. Thomas, die nur anderthalb Grade von der Mittellinie entfernt ist, niedergelassen, oder daselbst schon gewohnt haben, sie pflegten ihre natürliche weiße Farbe bis ins dritte Glied beizubehalten, und scheint hierdurch andeuten zu wollen, daß nach der dritten Zeugung auch die europäischen Abkömmlinge die Farbe der Mohren annähmen. Mich dünkt aber, daß die Zeit zu dieser groſsen Veränderung zu kurz angegeben sey.

Die

*) S. Les Voyages de Pyrard. p. 16.

Die Mohren an der Küste Juda und Arada sind nicht so schwarz, als die senegalischen, guineischen und so gar die kongoischen. Sie lieben vorzüglich das Fleisch der Hunde, welches von ihnen allen andern Fleischarten vorgezogen wird. Gemeiniglich pflegt bei ihren Festen der erste Gang aus einem gebratnen Hunde zu bestehen. Indessen ist es den Mohren nicht besonders eigen, gern Hundefleisch zu genießen. Dieser Geschmack ist unter den Wilden des nördlichen Amerika und einigen tartarischen Völkern eben so herrschend. In der Tartarei sollen die Hunde so gar bloß darum geschnitten werden, um sie desto fetter und wohlschmeckender zu machen *).

Nach dem Berichte des Pigafetta, ingleichen des Verfassers von Drakens Reise, welcher in diesem Punkte den Pigafetta wörtlich abgeschrieben zu haben scheint, sind in Kongo die Mohren zwar schwarz, aber einige mehr, als die andern, und weniger, als die senegalischen. Die meisten sind mit schwarzen, krausen nur wenige mit rothen Haaren versehen. Unter den Männern, die nur eine Mittelgröße haben, befinden sich einige mit braunen, andere mit meer-

*) Les nouveaux Voyages aux Isles. Paris 1722. T. IV. p. 165.

meergrünen Haaren. Die Lippen sind nicht so dick an diesen, als an andern Mohren, ihre Gesichtszüge haben mit den Europäischen viel Aehnlichkeit *).

In gewißen Landschaften von Kongo bemerket man einige sonderbare Gebräuche. Wenn z. B. jemand in Lowango stirbt, so bringen sie den Leichnam, auf einem sechs Fuß hohen Amphitheater, in die Stellung eines Menschen, der sich im Sitzen mit seinen Händen auf die Knie stützet, sie kleiden ihn mit den schönsten Zeugen, hernach pflegen sie vor und hinter dem Leichnam ein Feuer anzuzünden. So wie dieser allmählig austrocknet und seine Kleidungen gemächlich die ausduftende Feuchtigkeiten einsaugen, bedecken sie den Leichnam so lange mit neuen Zeugen, bis er ganz ausgetrocknet ist. Hierauf wird er mit großer Pracht und starkem Aufwande zur Erde bestätiget. In der Landschaft Molimbar ist es gewöhnlich, daß der Mann von der Frau seinen Adel erhält. Wenn ein König, nach seinem Tode nur eine Prinzeßin hinterläßt, so ist sie sogleich die unumschränkte Beherrscherin des Reiches, wenn sie nämlich

*) S. Indiæ orient. Part. I. p. 5. und Le Voyage de l'Amiral Drak p. 110.

lich ihre mannbaren Jahre völlig erreichet hat. Den Anfang ihrer neuen Regierung macht sie mit einer langen Reise durch ihr ganzes Königreich. Im allen Dörfern und Flecken, durch welche sie reiset, müssen sich die Mannspersonen, bei ihr Ankunft, in Reihen stellen, um sie zu empfangen. Derjenige, welcher ihr davon am reitzendsten in die Augen fällt, muß hernach die Nacht mit ihr zubringen. Bei der Zurückkunft von ihrer weitläuftigen Reise läßt sie denjenigen kommen, bei welchem sie sich unter allen am besten befunden hat, um ihn zu ihrem Gemahl zu nehmen. Gleich bei der Vermählung aber hört sie auf, Beherrscherin ihres Volkes zu seyn, weil von dem Zeitpunkt an alle Gewalt über die Unterthanen dem von ihr gewählten Gemahl anheim fällt. Ich habe diese Umstände aus einer Nachricht des Herrn de La Brosse genommen, welcher die wichtigsten Vorfälle, die er auf einer Reise nach der Küste von Angola, im Jahr 1738, angemerket, aufgeschrieben und mir gütigst mitgetheilet hat. Er füget noch eine nicht minder sonderbare Begebenheit zur obigen Erzählung. „Diese „Mohren, sagt er, sind außerordentlich „rachsüchtig. Ich kann hievon einen über„zeugenden Beweis anführen. Sie schi-

„cken

„cken fast jeden Augenblick nach unsern
„Faktoreien, um sich Brandwein für den
„König und für die vornehmsten des Ortes
„ausbitten zu lassen. Einsmal, da man
„ihnen ihr Gesuch abschlug, hatte man viel Ur-
„sach, es zu bereuen. Denn als nachher
„alle französische und englische Offiziere eine
„Fischerei in einem kleinen, am Ufer des
„Meeres gelegenen See angestellet und am
„Ufer dieses kleinen Sees ein Zelt hatten
„aufschlagen lassen, um darinnen die
„Früchte ihres Fischzuges zu verzehren,
„und da sie, nach geendigter Mahlzeit, sich
„ein Vergnügen zu machen suchten, kamen
„sieben bis acht der vornehmsten Mohren
„aus Lowango zu ihnen, die sich in Ses-
„seln tragen ließen. Sie reichten den Offi-
„zieren die Hand, um sie nach landes-
„üblicher Art zu grüssen; sie hatten aber
„ihre Hände mit einem sehr giftigen Kraut
„gerieben, welches augenblicklich seine
„tödtliche Wirkungen äußert, wenn man
„unglüklicher Weise Tabak nimmt oder et-
„was anrühret, ohne sich vorher die Hän-
„de gewaschen zu haben. Ihr gottloser
„Vorsatz war diesen Mohren so ausneh-
„mend gelungen, daß fünf Hauptleute,
„worunter auch mein Hauptmann mit be-
„grif-

„ griffen war, und noch drei Wundärzte,
„ auf der Stelle todt blieben.“

Wenn die kongoische Mohren Schmerzen im Kopf oder an einem andern Theil des Leibes empfinden, so machen sie an dem schmerzhaften Ort eine leichte Wunde. Hernach pflegen sie vermittelst eines kleinen durchbohrten Hornes, gleich als mit einem Rohre, so lange Blut aus derselben zu saugen, bis der Schmerz nachläſſet *).

Die Mohren in Senegal, in Gambia, bei dem grünen Vorgebirge, in Angola und Kongo, haben eine schönere schwarze Farbe, als die Mohren auf der Küste Juda, Issigny, Arada und an den benachbarten Oertern. So lange sie gesund sind, haben sie alle ein sehr schwarzes Ansehen, so bald sie aber krank werden, verändert sich ihre Schwärze in eine Ruß- oder Kupferfarbe **). Auf unsern Inseln pflegt man die Mohren von Angola den Mohren vom grünen Vorgebirge, in Ansehung der Leibeskräfte, vorzuziehen; sie haben aber, nach vorhergegangner starken Erhitzung, einen so

*) Indiæ orientalis P. I. per Pigafettam. p. 51.
**) S. Les nouveaux Voyages aux Isles de l'Amerique. Par. 1722. T. IV. p. 138.

so üblen Geruch, daß die Oerter, durch welche sie gegangen sind, über eine Viertelstunde lang davon angestecket bleiben. Die Mohren vom grünen Vorgebirge riechen lange nicht so stark und so übel, als die angolischen, sie haben auch eine viel schönere, schwärzere Haut, einen besser gebauten Körper, nicht so grobe Gesichtszüge, eine vortheilhaftere Leibesgestalt *).

Die guineischen Mohren sind ebenfalls zum Ackerbau und andern groben Arbeiten sehr wohl zu gebrauchen. Die senegalischen haben weniger Stärke, aber desto mehr Geschicklichkeit in häuslichen Arbeiten und eine gute Anlage zu Erlernung nützlicher Handwerke **). Der Pater Charlevoix sagt von den Senegalensern, sie wären unter allen Mohren am besten gebildet, am leichtesten abzurichten, und in häuslichen Verrichtungen am vortheilhaftesten zu gebrauchen. Die Bambarer, fährt er fort, sind viel größer, zugleich aber desto ärgere Schelme. Die Mohren von Arada verstehen den Ackerbau am besten. Die kongoischen

*) S. L'Hist. des Antilles du Pere du Tertre. Par. 1667. p. 493.

**) S. Les nouveaux Voyages aux Isles de l'Amerique Tom. IV. p. 116.

schen sind unter allen die kleinsten und sehr geschickte Fischer, die aber keinem Herrn auszuhalten pflegen, sodern gerne bei erster Gelegenheit entfliehn. Die Nagos hält man für die leutseligsten, die Mondangos für die grausamsten, die Mimer für die entschlossensten, eigensinnigsten und vorzüglich der Verzweiflung ergeben. Die kreolischen, sie mögen abstammen von welcher Nazion sie wollen, schildert Charlevoix als Leute, die von ihren Aeltern weiter nichts, als den Geist der Knechtschaft und die Farbe geerbt, übrigens aber mehr Witz, Vernunft und Geschicklichkeit, auch mehr Faulheit und Ruchlosigkeit, als die afrikanischen Abkömmlinge, zu ihrem Eigenthume haben.

Ferner behauptet Charlevoix, daß alle guineische Mohren einen sehr eingeschränkten Verstand besitzen, und viele unter ihnen so dumm, als das Vieh zu seyn scheinen; daß einige nicht vermögend sind, mehr als drei zu zählen, daß die meisten für sich selbst gar nichts denken, gar kein Gedächtniß haben, auch vom vergangnen so wenig, als von der Zukunft wissen, daß die Witzigen unter ihnen einen guten Scherz machen und sehr wohl die lächerliche Seite der Sachen zu treffen verstehen. Uibrigens besäßen sie außerordentliche Verstellungskraft und ließen

sich eher umbringen, als zu einem Bekenntniß ihrer Heimlichkeiten zwingen. Sonst wären sie von Natur ungemein sanftmüthig, leutselig, sehr gelehrig, einfältig, leichtgläubig und sogar dem Aberglauben ergeben, dabei aber treu und so beherzt, daß man, bei guter Anführung und einiger Uibung, ziemlich brave Soldaten aus ihnen machen könnte *).

Wenn es den Mohren gleich an hinlänglichem Verstande fehlet, so haben sie dafür desto mehr Empfindung. Es kömmt bloß auf die Art an, wie man ihnen begegnet, wenn sie uns entweder lustig oder traurig, arbeitsam oder faul, freundschaftlich oder feindselig vorkommen sollen. Bei gutem Unterhalt und liebreicher Begegnung findet man sie vergnügt, fröhlich und bereit, alles zu thun, was wir von ihnen verlangen. Die Zufriedenheit ihrer Seele ist in diesem Fall sichtbar aus ihren Minen zu lesen. Wenn sie aber gemißhandelt werden, so geht es ihnen dermassen zu Herzen, daß oft ein stiller Gram sie deswegen heimlich verzehret und aufreibet. Sie empfinden also Wohlthaten und Beleidigungen

mit

*) S. l'Histoire de St. Domingue par le Pére Charlevoix. Paris 1730.

mit gleicher Stärke. Ihre Beleidiger pflegen sie mit einem tödlichen Hasse zu verfolgen. Sind sie aber einmal für ihren Herrn eingenommen, so findet man sie zu allem auf der Welt bereit und fähig, wodurch sie einem solchen Herrn ihren Eifer und ihre Treue beweisen können. Sie sind von Natur mitleidig und sogar zärtlich, sowohl gegen ihre Kinder und Freunde, als gegen ihre Landsleute *). Sie theilen willig den letzten Bissen mit den Hungrigen, wenn sie von ihnen auch nichts, als ihre Dürftigkeit haben kennen gelernet. Sie haben also ein vortreffliches Herz, in welchem der Keim aller Tugenden verborgen liegt. Ich kann ihre Geschichte, ohne über ihren Zustand äußerst gerühret zu seyn, unmöglich weiter verfolgen. Sind sie nicht unglücklich genug, sich bis zur Sklaverei erniedriget zu fühlen und beständig zu Arbeiten gezwungen zu seyn, wodurch sie doch nichts für sich erwerben können? Ist es nicht unmenschlich, die Sache noch höher zu treiben, und solchen Unglücklichen, durch beständige Prügel, wie dem Viehe zu be-

*) S. l'Hist. des Antilles du Père du Tertre. p. 483. bis 533.

gegnen ? Die Menschlichkeit empöret sich wider ein so niedriges Verfahren, welches die Gewinnsucht eingeführet und die Gewohnheit privilegiret hat. — Vielleicht würden sich die viehische Handlungen täglich verstärken, wenn unsre Gesetze nicht der Grausamkeit solcher unempfindlichen Herrn einen Zügel angeleget und ihrem unmenschlichen Hang, das Elend ihrer Sklaven zu vergrößern, die nöthigen Grenzen gesetzt hätten. Man überladet sie mit Arbeiten, und mißgönnet ihnen doch zugleich die Sättigung an den allergemeinsten Nahrungsmitteln. Zum Glück wird es ihnen, wie man sagt, nicht schwer, lange den Hunger zu ertragen. Zu einer dreitägigen Beköstigung brauchen sie nicht mehr, als ein Europäer zu einer einzigen Mahlzeit. Wenn sie aber auch noch so wenig essen und schlafen, so bleiben sie doch immer bei gleichen Kräften, immer geschickt zu den härtesten Arbeiten. *) Wie war es doch möglich, daß Personen, welche noch den geringsten Funken vom Gefühl der Menschlichkeit haben, dergleichen unmenschliche Grundsätze annehmen, eine Richtschnur ihres Verfahrens daraus machen, und durch so nichtige Gründe die ge-

*) S. l'Hiſtoire de St. Domingue p. 498. &c.

gewaltsamen Ausschweifungen zu rechtfertigen suchen konnten, wozu sie bloß der Durst nach Golde zu reitzen vermogte? Doch wir wollen das Andenken an solche zur Unbarmherzigkeit abgehärtete Menschen vergessen und wieder zu unserm eigentlichen Gegenstande zurückkehren.

Man weiß noch wenig von den Völkern, welche die afrikanische Küsten und innere Länder dieses Welttheiles vom Vorgebirge der Mohren bis zum Vorgebirge Volta, in einer Strecke von beinahe vier hundert Meilen, bewohnen. Es ist bis jetzo nur so viel bekannt, daß diese Menschen lange nicht so schwarz, als die andern Mohren, und den Hottentotten, ihren südlichen Nachbarn, ziemlich ähnlich sind. Desto besser kennet man aber die Hottentotten selbst, von welchen fast alle Reisebeschreiber geredet haben. Dieses Volk gehört nicht sowohl unter die Mohren, als vielmehr unter die Kaffern, die nur eine braune Haut haben würden, wenn sie dieselbe nicht mit Fett und Farben schwärzten. Herr Kolbe liefert von ihnen zwar die vollständigste Beschreibung, er hält sie aber für wirkliche Mohren, und versichert, alle Hottentotten hätten, wie diese ganz kurze, schwarze,

kräuse, wollichte Haare *). Ihm wäre kein einziger Mensch dieser Nazion mit langen Haaren zu Gesichte gekommen. Das ist aber meines Erachtens, nicht hinlänglich, sie für wahre Mohren auszugeben. Denn erstlich unterscheiden sie sich von diesen schlechterdings in der Farbe. Herr Kolbe beschreibt sie olivenfarbig, und versichert, sie könnten es durch alle deshalb angewendete Bemühungen, doch nicht so weit bringen, eine ganz schwarze Gesichtsfarbe zu bekommen. Ferner scheint es mir schwer zu seyn, etwas Zuverläßiges von ihren Haaren zu sagen, weil sie dieselben gar niemals kämmen oder waschen, und sie noch überdies mit einer Menge Fett und Ruß täglich einschmieren, und weil sich allmählig so viel Staub und Schmutz in denselben ansetzet, daß endlich diese Haare sich zusammen kleistern, und einem schwarzen mit Koth angefüllten Schafpelz ähnlich sehen **).

Auf-

*) S. Description du Cap de bonne-espérance par Mr. Kolbe. Amst. 1741. p. 95. Ingl. Kolbens Vorgebirge der guten Hofnung. Frankf. 1745. 4to p. 49. &c.

**) Ebend. p. 92. Deutsch. p. 49.

Außerdem haben auch die Hottentotten ganz andere Neigungen, als die Mohren. Diese lieben die Reinlichkeit, bleiben gern an einem Ort in Ruhe, und sind leicht an das Joch der Sklaverei zu gewöhnen. Die Hottentotten hingegen sind fast unter allen Menschen das unflätigste Volk, das gern herum schweifet, von keiner Oberherrschaft etwas wissen will, und seine Freiheit mit Nachdruck zu behaupten suchet. Bedarf es wohl einer noch grössern Verschiedenheit, um die Hottentotten für ein ganz anderes Volk, als die bisher beschriebene Mohren zu halten?

Vasko de Gama, welcher das Vorgebirge der guten Hofnung zuerst umsegelte, und den europäischen Völkern den Weg nach Indien bahnte, war am 4ten November 1497. an dem Meerbusen von St. Helena gelandet. Die Einwohner schienen ihm sehr schwarz, klein und von häßlichem Ansehen zu seyn *). Er sagt aber nicht, ob ihre Farbe natürlich, wie bei den Mohren, schwarz gewesen. Vielleicht schienen sie es ihm zu seyn, weil sie durch Uiberstreichung des Fettes und Rußes, alle Mühe an-

*) S. l'Hist. des Voyages par Mr. l'Abbé Prevôt, Tom. I. p. 22.

wenden, ein recht schwarzes Ansehen zu erhalten. Ihre Stimme, fährt er fort, hat beim Sprechen beinahe den Laut, wie Seufzer. Ihre Kleidungen bestehen in Thierfellen, ihre Waffen in Stöcken, welche sie am Feuer zu härten, und an der Spitze mit Horn von einem Thiere zu beschlagen pflegen *) u. s. w. Folglich besaßen die Hottentotten keine von den unter den Mohren gebräuchlichen Künsten.

Die holländischen Reisebeschreiber melden, daß die nordwärts vom Vorgebirge wohnende Wilden kleiner, als die Europäer, rothbraun von Farbe, doch einige röther, als andere, dabei aber sehr häßlich wären, und sich alle Mühe gäben, vermittelst aufgestrichener Farben Gesicht und Leib zu schwärzen, und daß ihre Haare den Haaren eines Diebes glichen, welcher schon lange Zeit in freier Luft gehangen **). An einem andern Orte sagen sie, die Hottentotten gleichen in Ansehung der Farbe den Mulatten (oder den Menschen, die aus der Vermischung schwarzer und weißer Nazionen entsprossen sind) sie hätten ein unförmliches Ge-

*) S. Ebend.

**) S. Recueil des Voyages de la Compagnie de Hollande p. 218.

Gesicht, eine mittelmäßige Leibeslänge, und wären dabei mager und schnell im Laufen, ihre Sprache wäre so seltsam, daß man, wenn sie reden, das Kullern der kalekutischen Hähne zu hören glaubte *). Der Pater Tachard versichert, ob sie gleich fast eben so wollichtes Haar, als die Mohren hätten, daß unter ihnen doch viele wären, deren Haar bis auf die Schultern herabhienge. Er füget noch hinzu, daß es unter ihnen Menschen so weiß, als die Europäer, gäbe, die sich aber mit Fett und mit dem Staub eines gewissen schwarzen Steines schwärzten, womit sie das Gesicht und ihren ganzen Leib zu beschmieren pflegten. Ihre Weiber hätten von Natur eine sehr weiße Haut, welche sie aber, um sich bei ihren Männern beliebt zu machen, eben so schwarz, als diese, färbten **). Von Ovington werden die Hottentotten brauner, als die andern Indianer, beschrieben. Sie pflegen, sagt er, den Mohren in Ansehung der Farbe und Gesichtszüge mehr, als irgend ein anderes Volk zu gleichen, ob sie gleich eine nicht völlig so schwarze Haut,

*) S. Le Voyage de Spitzberg p. 443.

**) S. Le Voyage du Pére Tachard. Par. 1686. p. 108.

Haut, nicht völlig so krauses Haar und nicht so platte Nasen haben *).

Alle diese Zeugnisse beweisen hinlänglich, daß die Hottentotten keine wahre Mohren, sondern Leute sind, welche in der Art schwarzer Menschen anfangen, sich den Weißen zu nähern, so wie die Mauren in der Art weißer Menschen den Schwarzen sich zu nähern pflegen. Die Hottentotten sind übrigens eine ganz besondre Art von Wilden. Vornämlich ist an ihren Weibern, die viel kleiner, als die Männer sind, der Fortsatz einer harten breiten Haut merkwürdig, der über das Schambein herunter wächst, und in Form einer Schürze bis mitten auf die Oberschenkel herabhänget **). Thevenot erzählet eben dieses von den ägyptischen Frauenzimmern. Er sagt aber, sie ließen diese Haut nicht auswachsen, sondern pflegten sie mit einem glühenden Eisen bei Zeiten zu brennen. Indessen scheint es mir noch zweifelhaft, ob man dieses von den ägyptischen Weibern eben so gewiß, als von den hot-

*) S. Le Voyage de Jean Ovington. Par. 1725. p. 194.

**) S. La Description du Cap de B. E. par Mr. Kolbe, T. I. p. 91. Deutsch p. 51. Engl. le Voyage de Courlai p. 291.

hottentottischen glauben dürfe. Wenigstens ist es ausgemacht, daß alle Weiber dieser Art in den Gegenden des Vorgebirges diesen seltsamen häutigen Fortsatz haben, und ihn mit Vergnügen denjenigen zeigen, welche Lust und Muth genug haben, ihn sehen oder befühlen zu wollen. Die Männer sind lauter Halbverschnittene, nicht von Natur, sondern weil man ihnen gemeiniglich im achten Jahr, oft auch noch später, eine von beiden Hoden wegzuschneiden pfleget. Hr. Kolbe will dieser Verschneidung bei einem jungen Hottentotten von achzehn Jahren selbst beigewohnt haben. Die Umstände bei dieser feierlichen Handlung sind so außerordentlich, daß ich nicht umhin kann, selbige nach dem Berichte des angeführten Augenzeugen zu erzählen.

Erst wird ein solcher junger Mensch mit dem Fett aus dem Eingeweide eines besonders in dieser Absicht geschlachteten Schafes stark bestrichen, hernach auf den Rücken an die Erde gelegt, an Händen und Füssen gebunden, und von dreien oder vieren seiner Freunde gehalten. Hierauf macht hernach der Prediger, weil es eine gottesdienstliche Handlung ist, einen Einschnitt mit einem stark geschärften Messer, beraubt

ihn auf diese Art seiner linken Hode *), und pflegt an deren Stelle wieder einen Klumpen Fett von gleicher Größe, welcher vorher mit gewissen Arzneikräutern zubereitet worden, hineinzustopfen, hernach aber die Wunde mit den Knochen eines kleinen Vogels, der ihm statt einer Nadel dienen muß, und mit einem Faden von Schafdärmen zu heften. Nach vollendeter Beschneidung wird nun der leidende Knabe wieder losgebunden, und vom Priester, bevor ihn dieser verläßet, mit ganz warmem Fett eines frisch geschlachteten Schafes bestrichen, oder vielmehr sein ganzer Leib so häufig damit besprenget, daß es beim Erkalten über dem ganzen Körper eine fette Rinde bildet. Dabei wird er mit solcher Heftigkeit gerieben, daß der arme Schelm, der schon genug auszustehen hat, in großen Angstschweiß geräth, und wie ein bratender Kapaun am Spieße rauchet. Der Priester, welcher den Schnitt verrichtet hat, ziehet hernach mit seinen Nägeln von einem Ende des Körpers bis zum andern tiefe Streifen in die Talgrinde, und läßt von seinem Wasser soviel darauf, als er kann. Das Ein-

*) Tavernier nennet bei dieser Gelegenheit p. 297. des 4ten Theiles die rechte Hode.

Einschmieren wird alsdann abermal wiederholet, und alle mit Harn erfüllte Furchen werden mit neuem Fett überzogen. Nun läßt ein jeder das leidende Geschöpfe ganz einsam, und mehr todt als lebendig liegen. Er siehet sich alsdann genöthigt, so gut er kann, in eine kleine Hütte zu kriechen, welche man mit Fleiß dichte neben den Ort, wo die Verschneidung vollbracht worden, erbauet hat. Hier mag er nun sterben, oder seinen Schmerz überleben, das ist seinen Verwandten einerlei. Wenigstens läßt man ihn ganz hilflos ohne Nahrung und Erfrischung liegen, wenn ihm nicht etwa in der Angst die Lust ankömmt, sich den Talg, womit er überzogen ist, abzulecken. Innerhalb zween Tagen ist er gemeiniglich wieder hergestellet, und fähig, wieder auszugehen, und sich öffentlich zu zeigen. Die Probe seiner vollkommnen Genesung macht er dadurch, daß er mit der Geschwindigkeit eines flüchtigen Hirsches vor den Zuschauern herumläufet *).

An allen Hottentotten wird man eine sehr platte breite Nase gewahr, die sie nicht haben würden, wenn es die Mütter nicht

für

*) S. La Description du Cap de B. E. par Mr. Kolbe f. 275. Deutsch p. 147. &c.

für eine unverletzliche Pflicht hielten, gleich nach der Geburt ihres Kindes die Nase platt einzudrücken. Eine sehr vorstehende Nase ist in ihren Augen eine wahre Unförmlichkeit. Ihre Lefzen sind überhaupt, besonders aber die obere, stark aufgequollen. Sonst haben sie weisse Zähne, starke Augenbraunen, einen dicken Kopf, einen sehr magern Leib, zarte Glieder, und bringen selten ihr Alter über vierzig Jahre. Die Unreinlichkeit, in welcher sie ein Vergnügen zu finden scheinen, das stinkende faule Fleisch, welches ihre vorzügliche Nahrung ausmachet, gehöret unstreitig unter die Hauptursachen ihrer kurzen Lebensdauer. Ich könnte von diesem schmutzigen Volk eine viel weitläuftigere Beschreibung machen. Weil aber fast alle Reisende schon mehr als zu viel davon erzählet haben, so ist es genug, meine Leser auf die vorzüglichsten zu verweisen *).

Ei-

*) S. außer der angeführten kolbischen Beschreibung des Vorgebirges der guten Hofnung, le Recueil des Voyages de la Compagnie Hollandoise. Le Voyage de Robert Lade, traduit par Mr. l'Abbé Prevôt T. I. p. 88. Le Voyage de Jean Ovington. Voyage de la Loubère. T. II. p. 134. Le premier Voyage du P. Tachard p. 95. Voy. de Innigo de Biervil-

Einen von Tavernier angeführten merkwürdigen Umstand darf ich hier doch nicht ganz unberührt lassen. Die Holländer nämlich hatten ein klein hottentottisches Mädchen kurz nach ihrer Geburt aufgenommen, und unter sich erzogen. Dieses Mädchen hatte völlig die weiße Farbe der Europäer angenommen. Er glaubet aus diesem Grunde, das ganze Volk würde ziemlich weiß aussehen, wenn es nicht gewohnt wäre, sich beständig mit schwarzen Farben zu beschmieren.

Wenn man jenseits des Vorgebirges der guten Hofnung längs der afrikanischen Küste herauf gehet, so zeiget sich nun das Land Natal, dessen Einwohner schon merklich von den Hottentotten abweichen, lange nicht so schmutzig und häßlich, als diese, von Natur viel schwärzer, mit einem eiförmigen Gesicht, einer wohlgebauten Nase, mit weissen Zähnen, einer angenehmen Mine, und mit natürlichen aufgekrauften Haaren begabet sind. Indessen scheinen sie ebenfalls ziemliche Liebhaber der Schmiererei zu seyn; denn

villas I. Part. p. 34. Voy. de Tavernier. T. IV. p. 296. Voyages de Franç. Leguat. Tom. II. p. 154. Voyages de Dampier Tom. II. p. 255. &c.

denn sie pflegen Mützen acht bis zehn Zoll hoch von blossem Ochsentalg zu tragen, auf deren Verfertigung sie viel Zeit verwenden, weil sie den Talg vorher besonders mühsam reinigen müssen, ehe sie denselben allmählig aufragen, und so mit ihren Haaren zusammenkneten können, daß er niemals herabzufallen vermögend ist *).

Nach Kolbens Aussage haben sie von Natur eine platte Nase, ohne daß man sie vorhero gewaltsam in diese Form drücken dürfe. Sie unterscheiden sich auch dadurch von den Hottentotten, daß ihre Sprache nicht stotternd ist, und sie nicht, wie diese, mit der Zunge an ihren Gaum stossen. Ferner, weil sie ordentliche Häuser bewohnen, ihre Felder gehörig bestellen, und auf selbigen eine Art Mais oder türkischen Weizen **) säen, aus welchem sie Bier, ein

den

*) S. Les Voyages de Dampier, T. II. p. 393.

**) Zea. Linn. Sp. Plant. II. p. 1378. Frumentum indicum Mays dictum C. B. Pin. p. 25. Theatr. 490. Cam. Epit. p. 186. Dod. Pempt. 509. Dietr. Pflanzenr. II. 1058. Mais oder türkisches Korn. Blackw. Tab. 547 a. b. Bled de Turquie, d'Inde ou d'Espagne. Mays, Vallm. de Bomare Dict. Tom. II. p. 111. &c. Man hat von diesem Gewächse zwar nur eine Art, aber nach Beschaffenheit der Erdart und des Klima unterschiedene Abänderungen. Eigent-

gentlich theilen die Amerikaner den Mais in zwo Arten, in den großen und kleinen. Der große wird ohne weitern Zusatz Mais genennet. Der kleine hat gemeiniglich den Namen: drei Monats Mais, weil er mehrentheils in solcher Zeit reif wird, indessen da der große wohl sechs Monate zu seiner völligen Reifung brauchet. Der große pflegt wohl etwas ergiebiger, als der andere zu seyn, dieser aber ein weißeres, feineres und besseres Mehl zu geben. Der erste ist mit dem Stiele, vornämlich in Karolina und weiter nach Süden, öfters achzehn Fuß lang, da hingegen der letzte bisweilen in der Höhe nicht über vier Fuß beträget. Am erstern siehet man gemeiniglich kein Zeichen zur männlichen oder weiblichen Blüthe, da hingegen der letzte in völliger Blüthe stehet. Je weiter man gegen Norden kömmt, desto mehr pflegt der große Mais an Größe abzunehmen, und gleichsam in dem kleinen sich zu verlieren. In Ansehung der Farben der Aehren herrscht ebenfalls ein großer Unterschied. Je weiter nach Süden, desto bunter die Farben, je weiter nordwärts, desto einfarbiger. An Ergiebigkeit übertrift der Mais alle übrige Arten von Getreide. Wenn er auch im Frühjahr wirklich erfrieret, so pflegt er doch aus eben der Wurzel wieder aufzukommen.

Die Samenkörner dieses fruchtbaren Gewächses vertreten in Amerika die Stelle unseres Korns. Man kann sie aber auch zum Brodbacken mit unserm Rocken oder Weitzen vermischen. Die Amerikaner machen daraus Breie, Suppen, auch Getränke, zu welchem Ende der Mais, wie unsere Gerste, gemälzet wird, ob gleich zu Erreichung dieser Absicht mehr Zeit gehöret. Das Malz hiervon schmeckt wie gewöhnliches Gerstenmalz; das gebraute Bier giebt an angenehmen Geschmack und Stärke demjenigen gar nichts nach, das von unserm Gerstenmalz gebrauet ist.

den Hottentotten ganz unbekanntes Getränke, verfertigen *).

Aus der Landschaft Natal kömmt man gleich nach Sofala und Monomotapa. Pigafetta beschreibet uns die Einwohner in Sofala schwarz, aber größer und dicker, als die andern Kaffern, und will, daß in den Gegenden des Königreiches Sofala die Amazonen ihren Sitz gehabt haben sollen **). Aber nichts kann unzuverläßiger seyn, als die Geschichte, welche man von diesen frierischen Weibern erzählet hat.

Die Einwohner in Monomotapa sind, nach Anzeige der holländischen Reisebeschreiber, von ziemlicher Größe und ansehnlicher Leibesgestalt; schwarz und von guter Leibesbeschaffenheit. Ihre junge Mädchen pflegen bis auf ein Stückchen übergehängtes baumwollnes Zeug völlig nackend einherzugehen, bis zu ihrer Verheirathung, nach welcher sie ordentliche Kleidungen anlegen ***). Diese Völker haben zwar ein ziem-

*) S. la Description du Cap &c. par Mr. Kolbe Tom. I. p. 136.

**) S. Indiæ or. Part. I. p. 54.

***) S. Recueil des Voyage de la Compagnie de Hollande T. III. p. 625. und Voy. de l'Amiral Drack 2de Part. p. 993. ingl. Voy. de Jean Mocquet p. 266.

ziemlich schwarzes Ansehen, sie unterschei-
den sich aber dennoch von den Mohren,
weil ihre Gesichtszüge weder eben so wild
und häßlich, noch die Ausdünstungen ihrer
Haut so übelriechend, als an diesen, sind.
Außerdem können sie auch weder die Skla-
verei noch die Arbeit ertragen. Nach des
Pater Charlevoix Bericht hat man einige
von diesen Mohren aus Monomotapa und
Madagaskar in Amerika gehabt, welche
niemals Dienste thun konnten, und sogar
in kurzer Zeit ihr Leben daselbst einbüssen
mußten *).

Die madagaskarischen und mosambikischen Einwohner sind schwarz. Doch pflegen es einige mehr, andere weniger zu seyn. Die madagaskarischen Einwohner haben auf dem Wirbel des Kopfes nicht so krauses Haar, als die mosambikischen und beide sind kei-
ne wahre Mohren. Obgleich die Bewohner an der Küste der Portugiesen Herrschaft gern erkennen, so findet man doch mit-
ten im Lande sehr wilde Leute, die für ihre Freiheit ihr Leben aufopfern würden. Männer und Weiber leben daselbst im Stande der Unschuld, ganz von Bede-

*) S. l'Hiſtoire de St. Domingue p. 499.

ckungen entblößt. Sie nähren sich vom Elephantenfleisch, und treiben mit Elfenbein starken Handel *).

Es giebt in Madagaskar Leute von ganz unterschiedener Art, besonders Mohren und Weiße, die zwar ein sehr braunes Ansehen haben, aber doch zu einem andern Geschlechte zu gehören scheinen. Die ersten sind mit ganz schwarzen und krausen, die andern mit nicht so schwarzen, auch minder krausen und längern Haaren versehen. Die meisten Reisebeschreiber halten dafür, die weißen hätten ihren Ursprung den Chinesern zu danken. Allein Franz Kauche hat mit gutem Grund angemerket, es wäre glaublicher, daß diese Art von den Europäern abstammete; denn er versichert, alle, die er gesehen, hätten weder ein so flaches Gesicht, noch eine so platte Nase gehabt, als die Chineser. Er beschreibt auch diese Leute weißer, als die Kastilianer, ihre Haare länger und die Nasen der schwarzen Bewohner minder platt, auch die Lefzen dünner, als an den Bewohnern des festen Landes. Es finden sich auch auf dieser Insel viel

*) S. le Recueil des Voyages Tom. III. p. 623. Le Voyage de Mocquet. p. 265. und la Navigation de Jean Hugues Lintscot p. 20.

viel olivenfarbige oder braune Leute, die muthmaßlich von der Vermischung der Mohren mit den Weißen abstammnen.

Der angeführte Verfasser saget von den Einwohnern am Meerbusen St. Augustin, sie hätten eine braune Farbe, keinen Bart, lange glatte Haare, nebst einer hohen Leibesgestalt und wohlgebildeten Gliedern; sie wären auch alle beschnitten, ob sie gleich von Mahomets Gesetze wahrscheinlicher Weise nie etwas gehöret hätten, weil sie weder Tempel oder Moscheen, noch Religion besitzen *). Die Franzosen landeten zuerst auf dieser Insel, und suchten daselbst Kolonien zu errichten, die sich aber nicht erhalten haben **). Da sie auf derselben ankamen, fanden sie die erwähnten weißen Menschen, und bemerkten, daß die schwarzen, als die muthmaßlichen ursprünglichen Landesbewohner, den Weißen viel Ehrerbietung bezeugten ***).

Diese Insel Madagaskar ist nicht allein stark bevölkert, sondern auch mit reichlichem

*) S. Le Voyage de François Cauche. Paris 1671. p. 45.

**) S. Le Voyage de Flacour. Paris 1661.

***) La Relation d'un voyage fait aux Indes par Mr. Delon, à Amst, 1699.

Vieh und häufigen Weideplätzen versehen. Beide Geschlechter sind ungemein der Wollust ergeben. Den öffentlichen Huren gereicht ihre lüderliche Lebensart im geringsten zu keinem Nachtheil ihrer Ehre. Tanz, Gesang und Vergnügungen lieben sie außer der Maßen. Ihre natürliche Faulheit hindert sie nicht, einige Kenntniß von Handwerkern, und also Ackerleute, Schmiede, Zimmerleute, Töpfer, sogar Goldschmiede unter sich zu haben. In ihren Häusern fehlt es ihnen an allen Arten von Bequemlichkeit und an allem Hausgeräthe. Sie schlafen auf Matten, genießen das Fleisch beinahe ganz roh, und schlingen sogar das Leder von ihren Ochsen herunter, wenn sie vorher die Haare davon ein wenig abgesenget haben. Sie verschlucken auch das Wachs zugleich mit dem Honig. Das gemeine Volk siehet man völlig nackend, die Reichen aber mit Hosen oder Wamsen von Baumwolle oder Seide bedeckt herumgehen *).

Die Völker des innern Theiles von Afrika sind uns zu wenig bekannt, um sie beschreiben zu können. Die von den Arabern so-

*) S. Le Voyage de Flacour p. 90. und de Struys T. I. p. 32. ingl. de Pyrard p. 38.

sogenannte Zinguer gehören unter die schwarzen fast wilden Völker. Nach Marmols Bericht geht ihre Vermehrung bis zum Erstaunen, und es würden von ihnen alle benachbarte Länder überschwemmet werden, wofern unter sie nicht oft ein großes Sterben käme, das die heißen Winde zu verursachen pflegen.

Alles, was wir bisher gesagt haben, beweiset, daß man Ursach habe, die eigentlichen Mohren von den Kaffern zu unterscheiden, welche Schwarze von einer andern Art sind. Noch deutlicher zeigen aber diese Beschreibungen, daß die Farbe hauptsächlich vom Himmelsstrich abhänge, die Gesichtszüge hingegen größtentheils ihren Grund in dem Gebrauch unterschiedener Völker haben, sich die Nase zu verstümmeln oder platt zu drücken, die Augenlieder lang zu dehnen, die Ohren zu verlängern, die Lippen dick, das Gesicht platt zu machen u. s. w. Nichts kann den großen Einfluß des Himmelsstriches auf die Farbe nachdrücklicher beweisen, als wenn man unter einerlei Himmelsstrich in einer Weite so ähnliche Völker, als die Senegaler und Nubier antrift, und wenn man die Hottentotten, welche doch nothwendig von schwarzen Völkern entstanden seyn müssen, als die weis-

festen unter allen afrikanischen Völkern stehet, weil sie die kältesten Gegenden dieses Welttheils bewohnen. Wenn man sich darüber wundert, daß man am Senegal auf der einen Seite braune, auf der andern schwarze Menschen antrift, so darf man sich nur wieder einfallen lassen, was oben bereits von der Wirkung der Speisen gesagt worden, die einen Einfluß auf die Farbe sowohl, als auf die Leibesbeschaffenheit überhaupt äußern müssen. Verlangt man ein Beispiel, so läßt sich ein von den Thieren hergenommenes angeben, dessen Wahrheit in der ganzen Welt leicht untersuchet und bestätigt werden kann. Die Hasen auf dem flachen Feld und in wäßrigen Gegenden haben ein viel weißeres Wildpret, als die auf den Bergen oder auf dem trocknen Lande. Sogar diejenigen, welche sich in einerlei Gegend, theils auf Wiesen, theils auf Anhöhen befinden, sind von einander merklich unterschieden. Die Farbe des Fleisches hat ihren Grund in der Beschaffenheit des Blutes und anderer Feuchtigkeiten des Körpers, in welche der Einfluß der Nahrung ganz unstreitig ist.

Den Ursprung der Schwarzen hat man von jeher für eine streitige Frage gehalten. Die Alten, welchen blos die nubischen

Schwar-

Schwarzen bekannt waren, betrachteten ihre Farbe als die dunkelste Schattirung unter den braunen Völkern und verwechselten sie mit den Aethiopiern und andern Völkern dieser afrikanischen Gegenden, die zwar sehr dunkelbraun sind, aber doch viel mehr von der weißen, als von der schwarzen Art Menschen, an sich haben. Sie glaubten daher die unterschiedene Farben der Menschen wären bloß das Werk der unterschiedenen Himmelsstriche, und die Schwärze dieser Völker wäre bloß der strengen Hitze der Sonnenstralen, welcher sie beständig ausgesetzt seyn müßten, beizumessen. Diese, beim ersten Anblick sehr wahrscheinliche Meinung, macht viel Schwierigkeiten, als man erfuhr, daß jenseit Nubiens, in einem noch weit südlichern Erdstrich, sogar unter dem Aequator selbst, als zu Melinda und Monhaza, die meisten Einwohner nicht so schwarz, als die Nubier, sondern vielmehr dunkelbraun, aussähen, und man aus Erfahrungen wüste, daß die Schwarzen wenn sie aus ihrem heißen Himmelsstrich in einen gemäßigtern versetzt würden, nicht allein von ihrer schwarzen Farbe nichts einbüßeten, sondern dieselbe sogar auf ihre Nachkommen erblich machten.

Wenn man indessen auf der einen Seite sein Augenmerk auf die Wanderungen unterschiedener Völker, anderer Seits aber auf die Zeit richtet, welche vielleicht erfordert wird, bevor eine Art Menschen schwarz werden, oder eine schwarze wieder ausbleichen kann; so wird sichs zeigen, daß dieses alles gar wohl mit der Meinung der Alten sich zusammen reimen läßt. Denn die ursprünglichen Einwohner dieses Theils von Afrika sind gemeiniglich die Nubier, ein Volk, das von Natur schwarz ist und so lange beständig schwarz bleiben wird, als es eben diesen Erdstrich bewohnet und sich nicht mit weißen Völkern vermischet. Die Aethiopier hingegen, die Abyssinier, sogar die Einwohner in Melinda, welche von den Weißen abstammen, weil sie mit den Arabern einerlei Religion und Gebräuche, auch fast einerlei Farbe haben, sind allerdings zwar etwas brauner, als die südlichen Araber; das beweißt aber eben am deutlichsten, wie bei eben derselben Art von Menschen die mehrere oder geringere Schwärze vornämlich von der stärkern oder schwächern Hitze des Himmelsstriches abhängt. Es mögen wohl viele Jahrhunderte und eine große Anzahl neuer Zeugungen erfordert werden, bevor ein weißes Geschlecht, nach allmähligen Schat-

tirungen erst in ein braunes, endlich aber in ein ganz schwarzes verwandelt wird. Indessen scheint es gar wohl möglich zu seyn, daß ein weißes aus Norden unter die Gleich= linie versetztes Volk, durch die Länge der Zeit erst braun, zuletzt aber vollkommen schwartz werden könne; besonders, wenn eben dieses Volk sich nach den Sitten des Landes bequemte, und sich bloß von den ge= wöhnlichen Produkten des Landes, worin es nun lebte, nähren wollte *).

Der

*) Einen starken Beweis vom Einfluß der Nah= rung auf die Farbe der Thiere, giebt uns Hr. D. Günther im Naturforscher 2 St. p. 1. &c. in seinen Gedanken über die Entstehungsart der anomalisch schwarzen Farbe sonst anders gefärbter Vögel. Er hatte nämlich einen hoch= rothen Gimpel, der, weil er gut abgerichtet war, mit seinem Lieblingsfutter, zerquetschtem Hanfsamen, reichlich versehen wurde. Zwei Jahre lang blieb er, was er anfangs gewe= sen, ein rother Gimpel. Im dritten Jahr erhielten seine Federn, nach der Mausterzeit, eine schwärzliche Farbe mit rothen und grauen Spitzen. Im vierten Jahre fand sich an allen seinen kohlenschwarzen Federn keine Spur mehr von einer andern Farbe.

Eben dieses ereignete sich mit einem Hänfling, einer Lerche und einem Stieglitz. Alle waren, durch den Genuß des Hanfsamens aus bunten, in schwarze Vögel verwandelt worden. Hr. Hallen in seiner Vögelgeschichte, p. 81. sagt

eben=

Der Einwurf den man wider diese Meinung machen und aus der Verschiedenheit in den Gesichtszügen, hernehmen könnte, hat,

ebenfalls, daß die Lerchen von vielem Hanfe schwarzbraun werden, und Hr. Frisch versichert, seine schwarze Lerche habe die ungewöhnliche Farbe bloß dem Genuß des Hanfsamens zu danken. Die Ursache dieser Veränderung erkläret Hr. D. Günther aus physische erwiesenen Sätzen sehr gründlich. — Sobald ein hanffressender Vogel durch einen unveränderten und fortgesetzten Genuß des Hanfsamens, so viel ölichte, fette leichte Theilchen vermittelst der Nutrizion empfangen hat, daß sie in seinem Blut über alle andere beigemischte Theilchen die Oberhand behalten, so muß nunmehro sowohl die Nutrizion aller übrigen Theile des Körpers, als auch der Federn, mit lauter lockern und leichten Theilchen besorgt werden. Von dieser Periode fängt er an, seine natürliche in eine schwarze Farbe zu verändern. Sobald aber nichts als lauter ölichte und fette Theilchen in die Zwischenräumchen und Kanälchen der zartesten Federgefäße eindringen, sind auch die Federn vermögend, alle auf sie fallende Lichtstralen durchzulassen und nun den Vogel ganz schwarz darzustellen. — Leindotter, (Myagrum sativum Linn.) soll zuweilen an den Vögeln, welche damit gefuttert werden, gleiche Wirkung hervorbringen Ein mehreres lese man in der angeführten Abhandlung des Naturforschers, eines neuen überaus nützlichen Journales, das, unter der Aufsicht des Hrn. Hofrath Walchs, zu Halle im Gebauerischen Verlag herausgekommen.

hat, meines Erachtens nicht viel zu bedeuten. Denn es läßt sich hier gleich die Antwort entgegen setzen, daß unter den Zügen eines in der Jugend unentstellten Mohren und eines Europäers weniger Unterschied herrschet, als unter den Gesichtszügen eines Tartaren oder Chinesers und eines Zirkaßiers oder Griechens. Die Beschaffenheit der Haare pflegt von der Beschaffenheit der Haut so sehr abzuhängen, daß man unter ihnen keinen andern als einen bloß zufälligen Unterschied annehmen darf. Man hat ja schon in einerlei Land, sogar in einerlei Stadt, Menschen angetroffen, die zwar weiß, aber doch in Ansehung der Haare sehr unterschieden sind; ja man sieht sogar in Frankreich Leute mit eben so kurzen und krausen Haaren, als die Mohren haben. Außerdem wird man aus vielfältigen Beispielen gewahr, daß der Himmelsstrich, daß Frost und Hitze sowohl bei Menschen als bei Vieh, den stärksten Einfluß auf die Farbe der Haare äußern. Daher giebt es z. B. in den mitternächtlichen Ländern keine schwarze Pferde; daher pflegen in solchen Ländern die Eichhörnchen, Hasen, die Wieseln und viel andere Thiere ganz oder wenigstens beinahe weiß, in minder kalten Ländern aber braun

oder grau zu seyn *). Dieser Unterschied vom Einfluß der Kälte oder der Hitze ist so augen-

*) Bei dieser Gelegenheit wird man vielleicht nicht ungern des allzu frühzeitig verstorbenen Hrn. D. Günthers in Kahla Meinung, von der anomalisch weißen Farbe mancher Vögel und anderer Thiere, lesen. Insofern, sagt er, die Empfindung der weißen Farbe dem Auge, nach einem bekannten Satz aus der Naturlehre, dadurch mitgetheilet wird, wenn von der Oberfläche eines Körpers alle auffallende Lichtstralen abprallen, und in einer unzertrennlichen Vermischung zurück ins Auge fallen; (S. Sukows Naturl. Jena 61. p. 313) so muß die Oberfläche eines Körpers, der weiß aussehen soll, eine gehörige Dichtheit und Festigkeit besitzen, um den Durchgang der Lichtstralen zu verwehren. Alles demnach, was die thierischen Säfte dicht und zähe machen kann, muß eine Hauptursache der Farbe anomalisch weißer Thiere seyn. Es ist nicht zu läugnen, daß eine jählinge Veränderung des Futters, der Lebensart und des Himmelsstriches, die Säfte verdicken könne. Vielleicht ist auch die große Kälte um den Nordpol der Grund, warum es dort so viele weiße Vögel giebt, indem wir aus der Naturlehre wissen, daß die Kälte die Säfte zu verdicken und zähe zu machen fähig sey. Allein alle diese Ursachen können unmöglich für den einzigen Grund anomalisch weißer Thiere angenommen werden. Viel weniger lassen sie sich auf unsern gemäßigten Himmelsstrich anwenden, in welche wir gleichwohl weisse Elstern, Schwalben, Sperlinge, Mäuse u. s. w. zu sehen bekommen.

Der Hauptgrund muß also nicht von außen allein, sondern zum Theil in der innern thierischen Oekonomie zu suchen seyn. Menschen und

augenscheinlich, daß in den meisten mitternächtlichen Ländern, als in Schweden, gewisse Thiere, die Hasen zum Beispiel, im Sommer grau, im Winter ganz weiß auszusehen *). Es

und viele Thiergattungen bekommen vom Alter weiße oder graue Haare. Das Alter kann also bei Vögeln, wie bei andern Thieren, die weiße Farbe da, wo sie vorhero nicht war, hervorbringen. Die thierischen Säfte pflegen mit den zunehmenden Jahren immer dichter und zäher zu werden, zuletzt aber die Wände der Pulsadern, sogar oft eine knöcherne Beschaffenheit zu erlangen. Folglich müssen auch alte Vögel aus ihrem nun dichtern und zähern Blut lauter solche Säfte erzeugen, die auch sogar ihren in der Mausterzeit neu erhaltenen Federn eine solche Dichtheit und Festigkeit mittheilen, daß sie die auffallende Lichtstralen unzertrennt zurückwerfen, und folglich unserm Auge weiß erscheinen müssen. Nehmen wir nun an, daß die zu Zeugung der Nachkommenschaft erforderliche Säfte bei alten Vögeln eine gleiche Beschaffenheit erhalten haben, so ist nichts natürlicher, als daß auch in gemäßigten Himmelsstrichen, weiße Schwalben, Sperlinge, Raben und andere Vögel, aus gleichem Grunde, von bejahrten Aeltern hervorgebracht werden können. Eine dergleichen weiße Schwalbe ist freilich ein eben so seltsames Anomalon, als der junge Sohn eines Greises. Gleichwohl sind sie beide nicht nur möglich, sondern auch wirklich in der Natur vorhanden. Man lese hiervon im Naturforscher 1 St. p. 54 — 64. M . . . l

*) Lepus apud Suecos æstate cinereus, hieme semper albus. Linn. Faun. Suec. p. 8.

Es läßt sich aber dieser Meiuung noch ein weit stärkerer, anfänglich unwiderlegbar scheinender Beweisgrund entgegen setzen. Man hat nämlich ein ganzes großes Land, eine ganz neue Welt entdecket, deren bewohnte Länder größtentheils im hitzigen Erdstriche liegen, und wo dem ohngeachtet kein einziger Schwarzer anzutreffen ist. Denn die Einwohner dieses Welttheiles pflegen, insgesamt entweder mehr oder weniger roth, oder braun, oder kupferfarbig auszusehen. Man hätte wenigstens auf den antilliischen Inseln, in Mexiko, im Königreiche Santa Fe, in Guiana, im Lande der Amazonen und in Peru, entweder Mohren oder doch schwarze Leute finden müssen, weil diese amerikanische Länder unter eben der Breite liegen, wie das Land um Senegal, Guinea und Angola in Afrika. In Brasilien, in Paraguai, und Chili hätte man, wenn der Himmelsstrich oder die Entfernung vom Pole die Ursache der unterschiedenen Farben bei den Menschen wäre, Leute finden müssen, welche den Kaffern und Hottentotten ähnlich wären.

Bevor ich aber dasjenige beibringe, was hierbei noch zu erinnern wäre, muß ich wohl billig erst alle die mancherlei amerikanischen Völker auf eben die Art betrachten, wie

wir

wir bei den Völkern der andern Welttheile gethan haben. Wir werden hernach desto richtigere Vergleichungen anstellen und aus denselbigen allgemeine Folgen ziehen können.

Wenn man also von Norden anfängt, so trift man, wie bereits erinnert worden, in den mitternächtlichen Gegenden von Amerika erst eine Art von Lappen, welche viel Aehnlichkeit mit denen in Europa, oder mit den Samojeden in Asien haben. Sie pflegen, in Vergleichung mit diesen, zwar nicht so zahlreich zu seyn, sie haben sich aber doch in einem ansehnlichen Strich Landes verbreitet. Diejenigen, welche um die Strasse Davis wohnen, haben keine sonderliche Leibeslänge, eine olivengrünliche Farbe, kurze und dicke Beine. Sie verstehen sich vortreflich auf den Fischfang und pflegen ihre Fische, so wie anderes Fleisch, roh zu verspeisen, und statt ihres ordentlichen Getränkes entweder das reine Wasser oder das Blut von Seehunden zu genießen. Bei dieser Lebensart haben sie besondere Leibesstärke, und sich zugleich eines ungemein langen Lebens zu erfreuen *). Sieht man in diesem

*) S. l'Hist. natur. des Isles. Rotterd. 1658. p. 189.

Bilde nicht ordentlich die Gestalt, Farbe und Sitten der Lappländer abgebildet? und ist es nicht sonderbar genug, daß man ohnweit dieser amerikanischen Lappen eine andere Art großer, wohlgestalteter, ziemlich weißer Menschen von regelmäßigen Gesichtszügen, so wie nahe bei den europäischen Lappen die weiße, schöne, ziemlich große und wohlgebildete Finnen, antrift *).

Die Wilden um Hudsons Meerbusen und in den mitternächtlichen Gegenden des Landes Labrador, scheinen zu einer andern Art, als die ersten, zu gehören. Sie sind häßlich, klein, und übelgestaltet, und haben dabei ein fast ganz mit Haaren bewachsenes Gesicht, gleich den Wilden im Land Yedso, nordwärts von Japan. Im Sommer wohnen sie unter Zeltern, die von den Häuten des amerikanischen Elendthieres (Orignal **) und

*) S. Ebend.

**) S. Hrn. von Buffons Historie der Natur. Hamb. in 4to VI Th. 2 B. p. 55. Not. 4. VII. Th. 2 B. p. 246. It. desselben Hist. nat. gener. & partic. a Par. 1770. 8vo Vol. X. p. 242. Vallm. de Bom. Dict. T. IV. p. 198. Orignac.

und amerikanischen Rennthieres (Karibu *), erbaut sind; im Winter, gleich den Lappen und Samojeden, unter der Erde, und liegen daselbst, eben so wie diese, ohne Unterschied durch einander. Beim bloßen Genuß des rohen Fleisches und roher Fische pflegen sie doch ein hohes Lebensziel zu erreichen **). Die Wilden auf der Insel Neuland haben mit denen um die Straße Davis wohnenden, viel Aehnlichkeit, einen kurzen Leib, einen kleinen oder fast gar keinen Bart, ein breites und plattes Gesicht, große Augen und gemeiniglich eine stumpfe Nase. Der Verfasser, welcher sie auf diese Art beschreibet, saget von ihnen zugleich, sie wären den Wilden im nördlichen festen Lande und in den Gegenden von Grönland ziemlich ähnlich ***).

*) S. Hrn. von Buffon l. c. 4to II. Th. 1 B. p. 291. VII. Th. 2. B. p. 216. It. Par. 8vo Vol. X. p. 227. Vallm. de Bom. l. c. Tom. II. p. 385. Caribou.

**) S. Le Voyage de Robert Lade, traduit par l'Abbé Prevôt. Par. 1744. T. II. p. 309, &c.

***) S. Le Recueil des Voyages au Nord. Rouen 1716. T. III. p. 7.

Weiter unterwärts von diesen in den mitternächtlichen Theilen von Amerika verbreiteten Wilden, sieht man wieder andere, von der vorigen ganz unterschiedene wilde Völker in beträchtlicher Anzahl, nämlich die kanadensischen und diejenigen Wilden, die sich in diesem ganzen Landstrich bis zu den Aßiniboils aufhalten. Es sind lauter große, mit starken Gliedern und gesunden Kräften ausgerüstete, ziemlich wohlgebildete Leute mit schwarzen Haaren und Augen, sehr weißen Zähnen, brauner Gesichtsfarbe, einem kleinen Bart und fast gar keinen Haare an irgend einem andern Theil des Leibes; lauter abgehärtete, auf Reisen unermüdete, im Laufen sehr schnelle, zum Hunger und zur Uiberladung gleich stark gewöhnte, kühne, beherzte, stolze, gesetzte und in ihren Begierden an sich haltende Leute! Sie kommen mit den orientalischen Tartarn, in Ansehung der Farbe der Haut, der Haare und der Augen, des kleinen Bartes und der wenigen Haare, der Gemüthsneigungen und Sitten so genau überein, daß man sie leicht für Abkömmlinge dieser Nazion halten könnte, wenn man sie nicht als Völker betrachtete, welche durch ein großes Meer von einander getrennt sind. Sie wohnen auch unter eben derselben Breite.

Zum

Zum neuen Beweis, wie stark der Einfluß des Himmelsstriches auf die Farbe, sogar auf die Figur der Menschen seyn müße. Kurz man findet in der neuen, wie in der alten Welt, gleich Anfangs in Norden Leute, die mit den Lappen überein kommen, hernach weiße Menschen mit gelben Haaren, welche den mitternächtlichen Völkern in Europa, sodann stark mit Haaren bewachsene Leute, welche den Wilden in Yedso, und endlich die Wilden auf Kanada, und auf dem ganzen festen Lande, bis zu dem mexikanischen Meerbusen, welche den Tartarn in so vielen Stücken gleichen, daß man sie gewiß für wirkliche Tartaren ansehen würde, wenn man wegen der Möglichkeit ihrer Wanderung nicht noch in Zweifel stünde. Betrachtet man indessen die kleine Zahl von Menschen, die man in den so unermeßlich weitläuftigen Ländern des nördlichen Amerika, und darzu in einer gänzlichen Wildheit angetroffen, so wird man, ohne weiteres Bedenken glauben, daß alle diese wilde Völker neue von einzelnen verlaufenen Personen eines zahlreichen Volkes abstammende Kolonien wären.

Man behauptet freilich, daß in dem nördlichen Amerika, von Norden bis zu den Lukayischen Inseln und bis zum Flüße Mißi-

sippi genommen, jetzo nicht mehr der zwanzigste Theil derjenigen ursprünglichen Einwohner vorhanden wäre, die man bei der ersten Entdeckung des Landes antraf, und daß diese wilden Völker entweder aufgerieben, oder bis zu einer so kleinen Anzahl herabgesetzet worden, daß wir heut zu Tage gar nicht mehr so von ihnen urtheilen dürfen, wie man damals mit recht gethan haben würde. Wenn aber auch vor Zeiten der nördliche Theil von Amerika zwanzig mal so viel Einwohner, als jetzo da sind, gehabt haben sollte, so kann uns dieses doch nicht abhalten diesen Welttheil von der damaligen Zeit an, als ein wüstes und so neu bevölkertes Land anzusehen, worin die Leute noch nicht genug Zeit gehabt, sich ansehnlich zu vermehren. Herr Fabry, den ich ehemals anführete *), und welcher eine sehr lange Reise tief in den nordwestlischen Ländern von Mißisippi unternommen hatte, wohin vor ihm noch Niemand gekommen war, und wo also die wilden Völker noch nicht aufgerieben seyn konnten, beschrieb mir diesen Theil von Amerika so wüste, daß er oft einen Weg von hundert bis zweihundert

*) S. l'Hist. nat. géner. & partic. Paris 1749. T. I. p. 340.

dert Meile zurück geleget hätte, ohne jemals ein Menschengesicht oder nur eine Spur in der Nähe aller durchreiseten Gegenden angetroffen zu haben, woraus er auf eine menschliche Wohnung schließen können. Wenn er ohngefähr einige solcher Wohnplätze fand, so waren sie allemal außerordentlich weit von einander entfernt, und er fand in jedem nicht mehr als eine, zuweilen auch zwo bis drei Familien, höchst selten aber mehr, als zwanzig Personen zusammen, die aber immer wieder auf hundert Meilen weit von andern zwanzig Menschen getrennet wären. Es ist zwar gewiß, daß man längs den Flüßen und Seen, die man durchschiffete, viel zahlreichere wilde Völker angetroffen, und daß noch einige davon übrig sind, welche ihrer Menge wegen sich stark genug fühlen, die Einwohner unserer Pflanzörter in Unruhe zu setzen. Allein die stärksten unter diesen Völkern bestehen aus nicht mehr, als drei oder viertausend Personen, die öfters noch auf einem größern Strich Landes, als ganz Frankreich ist, vertheilet leben. Man könnte daher, nach meiner Uiberzeugung, ohne sich eines Irrthums schuldig zu machen, behaupten, daß in einer einzigen solchen Stadt, wie Paris, ungleich mehr Leute sich aufhalten, als es in dem ganzen mitter-

nächtlichen Theil von Amerika, der zwischen der Nord- und Südsee lieget, vom mexikanischen Meerbusen bis in Norden, wilde Menschen angetroffen worden, obgleich dieser Strich Landes an Größe ganz Europa übertrift.

Die Vermehrung der Menschen pflegt mehr von der Geselligkeit, als von der Natur selbst abzuhängen. Daß Menschen, in Vergleichung mit den wilden Thieren, so zahlreich sind, kömmt hauptsächlich daher, weil sie gesellschaftlich mit einander vereiniget leben, und sich untereinander wechselsweise helfen, beistehen und unterstützen. In dem Theil von Amerika, dessen wir eben gedacht haben, giebt es vielleicht mehr wilde Ochsen (Bisons) *), als Menschen. Gleichwie aber, ohne gesellschaftliche Vereinigung, die Menschen sich nicht sonderlich vermehren, so ist auch, zugleich der starke Anwachs ihrer Menge der kräftigste Wink zu einer nothwendigen Geselligkeit. Insofern man also in diesem ganzen amerikanischen Striche keine gesittete Völkerschaft antraf, so war zu vermuthen, die An-

*) S. Hrn. von Buffons Nat. Gesch. Hamb. 4to VI. Th. 1 B. p. 169. ingl. VII. Th. 2. B. p. 2. 6. Edit. in 8vo &c. à Par. 1770 Vol. X. p. 88 &c. Vallm. de Bom. Dict. Tom. II. p. 76. &c.

Anzahl der Menschen sey daselbst noch zu klein, und ihr Aufenthalt in diesen Ländern annoch viel zu neu gewesen, um das Bedürfniß oder die Vortheile der gesellschaftlichen Vereinigung fühlen zu können. Denn obgleich unter diesen wilden Völkern gewisse Sitten und Gebräuche herrschten, die jedem unter ihnen eigenthümlich zukamen, und sich einige derselben wilder, grausamer und beherzter, als andere zeigten, so waren sie doch eines so dumm und unwissend, als das andere, und wußten sämmtlich nichts von Geschicklichkeit und Künsten.

Ich hoffe daher nicht nöthig zu haben, weitläuftige Nachrichten von den Sitten dieser Völker zu liefern. Alle davon handelnde Schriftsteller haben vergessen zu bedenken, daß alles, was ihnen beständige, dauerhafte Gebräuche oder Sitten einer ganzen Gesellschaft von Menschen zu seyn schienen, bloß einzelnen Personen eigne Handlungen waren, wozu diese bald durch Umstände, bald aber durch besondern Eigensinn verleitet wurden. Von einigen Völkern wurde gesagt, sie fräßen, von andern, sie verbrenneten, und noch von andern, sie verstümmelten ihre Feinde. Von einigen, sie lebten in beständigem Kriege, von andern, sie lieöten und suchten ein friedsa-

sames Leben. Von einigen, sie ermordeten ihre Väter, sobald sie zu einem gewissen hohen Alter gelanget wären, von andern, die Aeltern pflegten ihre Kinder selbst aufzufressen. Lauter Geschichten, worauf sich die Reisebeschreiber mit großer Ausführlichkeit sehr viel zu Gute thun, und welche doch nur von einzelnen Menschen erzählet werden sollten! Denn es ist eben so viel, als ob man sagte: Dieser Wilde hat seinen Feind aufgefressen, jener hat ihn verbrennt, und ein dritter hat ihn verstümmelt, oder: dieser hat seinen alten Vater umgebracht, und jener sein eignes Kind verzehret. Dies alles kann so gut bei einem einzigen, als bei mehrern wilden Völkern statt finden. Denn jedes Volk, das weder nach Vorschriften und Gesetzen, noch unter einem Oberhaupt, oder in einer Art von ordentlicher Gesellschaft lebet, ist nicht sowohl eine Nazion, als vielmehr ein schwärmerischer Haufe barbarischer, zügelloser Menschen zu nennen, welche sich lediglich ihren eigenen Leidenschaften überlassen, und, weil sie durch kein gemeinschaftliches Anliegen gebildet werden, ganz unfähig sind, ihre Handlungen auf einen gemeinschaftlichen Zweck zu setzen oder sich nach dauerhaften Gebräuchen zu richten, die

ei=

eine Folge vernünftig überlegter und vom größten Haufen gebilligter Absichten, vorausſetzen.

Dieſe Nazion beſteht aber, wird man ſagen, aus Menſchen, die ſich kennen, die einerlei Sprache reden, die ſich, wenn es die Noth erfordert, unter einem Anführer vereinigen, ſich auf einerlei Art bewafnen, einerlei Feldgeſchrei haben und ſich mit einerlei Farbe bemalen. Dieſe Einwendung würde freilich einiges Gewicht haben, wenn dergleichen Gebräuche von Dauer wären, wenn ſolche Leute ſich nicht oft vereinigten, ohne zu wiſſen warum? und ſich nicht ohne alle angebliche Urſache wieder trenneten; wenn ihr Anführer ſeine Stelle nicht wieder entledigte, ſobald es ihm, oder ſeinen Untergebenen einfällt, ohne Anführer ſeyn zu wollen, und wenn ſelbſt ihre Sprache nicht ſo einfach, und aus dieſem Grund ihnen allen gemein wäre.

Bei der gewöhnlichen Einſchränkung ihrer Begriffe brauchen ſie nur wenig Ausdrücke, die ſich überdies nur auf die allgemeinſten und bekannteſten Sachen beziehen. Wären auch die meiſten dieſer Ausdrücke wirklich von einander unterſchieden, ſo müßte man ſie doch in ſehr kurzer Zeit verſtehen lernen, weil ſie nur auf eine klei-

ne Zahl von Wörtern sich einschränken, und es muß einem Wilden viel leichter seyn, die Sprachen aller andern Wilden, als ei= nem Menschen aus einem gesitteten Volke, die Sprache eines einzigen andern solchen Volkes, verstehen und reden zu lernen.

Ob es also gleich unnöthig seyn würde, mich hier weitläuftig auf die Beschreibung der Gewohnheiten und Sitten dieser ver= meinten Völker einzulassen, so ist es doch vielleicht nothwendig, die Natur der ein= zelnen Menschen etwas näher zu betrachten. In der That ist ein wilder Mensch unter allen Thieren das allersonderbareste, das unbekannteste, wovon es schwer ist, eine Beschreibung zu geben. Wir pflegen aber dasjenige, was bloß eine Gabe der Natur ist, so wenig von dem, was Erziehung, Nachahmung, Kunst, und Beispiele wirken, zu unterscheiden, oder wir mischen dieses alles dermaßen unter einander, daß man sich es nicht befremden lassen dürfte, wenn wir uns in dem Bild eines Wilden gänz= lich verkenneten, so bald es uns in seinen wahren Farben und in seinen bloß natür= lichen Zügen, welche den wesentlichen Cha= rakter desselben ausmachen, vorgehalten würde.

Ein durchaus wilder Mensch, wie z. B. das von Konor *) angeführte, unter den Bären erzogene Kind, der junge Mensch, welchen man in den hannöverischen Wäldern, oder das kleine Mädchen, das man in den Gehölzen von Frankreich angetroffen **), würde für einen Weltweisen ein sehr merkwürdiger Gegenstand seiner Betrachtungen abgeben. Er würde bei genauer Beobachtung seines Wilden, die wahre Stärke der natürlichen Begierden kennen lernen; die Seele desselben würde vor ihm gleichsam enthüllet liegen, er würde jede natürliche Bewegung derselben einsehen, und in ihr vielleicht mehr Sanftmuth, mehr Gemüthsruhe, mehr Zufriedenheit, als in seiner eigenen, wahrnehmen, vielleicht auch erkennen, daß die Tugend mehr den wilden, als den gesitteten Menschen eigen, das Laster hingegen eine Frucht unserer Geselligkeit sey.

Doch wir müssen unsern Hauptgegenstand nicht zu weit aus den Augen verlieren. Ob man gleich im ganzen mitternächtlichen Amerika

*) S. Evang. med. p. 133 &c.

**) Von diesen und noch mehrern in der Wildniß gefundenen Menschen wollen wir am Ende in einem Anhang ausführlichere Nachricht ertheilen.

rika lauter Wilde antraf, so fand man doch in Mexiko und Peru gesittete Menschen und nach bürgerlichen Gesetzen eingerichtete, von Königen beherrschte Völker, die fleißig, in den Künsten geschickt und nicht ohne Religion waren. Sie wohneten in Städten, wo, durch die Gewalt ihres Beherrschers, Ordnung und gute Polizei aufrecht erhalten wurden. Diese an sich allerdings zahlreiche Völker, können indessen doch nicht als neue Völker, oder als Menschen betrachtet werden, die von einzelnen, den europäischen oder asiatischen Völkern entlaufenen Personen abstammen, weil sie von den Völkern dieser beiden Welttheile zu weit entfernet leben. Wenn gleich die nordamerikanischen Wilden den Tartarn ähnlich sind, weil sie mit ihnen unter einerlei Breite wohnen, so pflegen doch die Mexikaner und Peruaner, die, gleich den Mohren, im hitzigen Erdstrich leben, keine Aehnlichkeit mit diesen zu haben. Wo mögen also wohl diese Völker hergekommen, und was mag der wahre Grund vom Unterschiede der Farbe unter den Menschen seyn, weil hier die Wirkungen des Himmelsstriches ganz anders, als gewöhnlich befunden werden?

Bevor ich noch diese Fragen, so weit es mir möglich seyn wird, beantworte, muß ich in unsern Untersuchungen weiter fortgehen und nun diese Menschen beschreiben, die von dem sehr unterschieden zu seyn scheinen, was sie eigentlich seyn müßten, wenn der Abstand vom Pole die Hauptursache der Verschiedenheit im menschlichen Geschlechte wäre. Von den mitternächtlichen und kanadensischen Wilden *), haben wir schon vorhin geredet, (S. oben S. 214.) Die Wilden in Florida, am Fluße Mißisippi und in andern mittäglichen Theilen des festen Landes im nördlichen Amerika, sind schwärzlicher als die kanadensischen, aber doch nicht braun. Das Oel und die Farben, womit sie

*) Man lese hierüber nach: Les Voyages du Baron de la Hontan à la Haye 1702. La Relation de la Gaspesie par le Pere le Clerq Recolet. Par. 1691. p. 41. und 392. La Description de la nouvelle France par le Pere Charlevoix Par. 1744. Tom. I. p. 16 &c. Tom. III. pag. 24. 302. 310. 323. Les Lettres édifiantes Rec. XXIII. p. 203. 242. Le Voyage au pais des Hurons par Gabr. Sabard Theodat. Recolet. Par. 1632. p. 128. 178. Le Voyage de la nouvelle France par Diereville. Rouen 1708. p. 122 bis p. 191. Les Decouvertes de Mr. de la Salle publiées par Mr. le Chevalier Tonti. Par. 1697. p. 24. 58 &c.

sie den ganzen Leib überstreichen, geben ihnen ein olivenfarbigers Ansehen, als sie wirklich haben.

Nach Koreals Beschreibung sind in Florida die Weiber groß, stark, und wie die Männer, olivenfarbig. Arme, Leib und Beine werden an ihnen mit unterschiedenen Farben bemalet, die sich nie wieder verwaschen, weil sie mit Hilfe starker und häufiger Aufritzungen tief in das Fleisch eingedrungen sind, und weil, an beiden Geschlechtern, die Olivenfarbe nicht sowohl von der Sonnenhitze, als von gewissen Oelen herrühret, womit sie die Haut gleichsam überfirnißen. Ferner beschreibt er diese Weiber sehr behende und eben so geschickt, über die größten Flüße, sogar mit einem Kind im Arm, zu schwimmen, als auf die höchsten Bäume zu klettern *). Alles dieses haben sie mit den wilden Weibern in Kanada und in den andern amerikamischen Ländern gemein.

Der Verfasser der Natur- und Sittengeschichte der antillischen Inseln sagt von den Apalachiten, einem an Florida gränzenden Volke, die Leute wären daselbst von einer ziemlich wohlgebildeten, großen Leibesgestalt und

*) S. Le Voyage de Coreal. Paris 1722. Tom. I. P. 36.

und olivengrünlichen Farbe, auch alle mit langen, schwarzen Haaren versehen; die Karaiben oder die Wilden auf den antillischen Inseln wären Abkömmlinge von den Wilden in Florida, und wüsten sogar, aus mündlich fortgepflanzten Erzählungen, die Zeit ihrer Wanderung anzugeben *).

Die unsprünglichen Einwohner auf den lukayischen Inseln haben zwar nicht ein so braunes Ansehen, als die Einwohner auf St. Domingo und auf der Insel Kuba; von beiden aber ist heut zu Tage nur noch ein so geringer Uiberrest vorhanden, daß man die Nachrichten der ersten Reisebeschreiber von diesen Völkern unmöglich nach der Wahrheit genau untersuchen kann. Nach dem Vorgeben dieser Schriftsteller standen diese Bewohner als ein zahlreiches Volk, unter der Bothmäßigkeit gewisser Befehlshaber, die bei ihnen Kaziken heißen, und hatten unter sich sowohl eine Art von Priestern, als von Aerzten und Wahrsagern. Alles dieses aber ist noch vielen Zweifeln unterworfen, und in unserer Geschichte von keiner besondern Erheblichkeit.

*) S. L'Hiſtoire naturelle & morale des Antilles. Rotterdam 1658. p. 351. 356.

Die Karaiben sind, überhaupt betrachtet, nach des P. du Tertre's Bericht, Leute von einer schönen Leibesgestalt und sehr guten Mine, ein mächtiges, an Gliedern und Kräften starkes, munteres und gesundes Volk. An vielen unter ihnen sieht man zwar eine platte Stirn und Nase. Beides haben sie aber nicht von Natur, sondern durch die Bemühung ihrer Aeltern, welche den Kopf des Kindes, einige Zeit nach der Geburt, in diese platte Form zu drücken pflegen. Fast unter allen wilden Völkern herrschet allgemein der wunderliche Eigensinn, die natürliche Figur des Kopfes zu verändern. Fast alle Karaiben erscheinen mit schwarzen, ziemlich kleinen Augen, die Richtung oder Beschaffenheit ihrer Stirn aber und ihres Gesichtes giebt ihnen ein ziemlich großes Ansehen. Ihre Zähne sind schön, weiß und wohl geordnet, ihre Haare lang, glatt und an allen so schwarz, wie Kohlen. Etwas unerhörtes ist unter ihnen ein Mensch mit gelblichen Haaren. Ihre Haut siehet braun aus oder olivenfarbig; sogar das Weiße im Auge hat etwas davon angenommen. Diese braune Farbe ist ihnen ganz natürlich, und nicht einzig und allein, wie einige Schriftsteller behaupten wol-

wollen, dem Orlean *) beizumessen, womit sie beständig ihre Haut bestreichen. Denn man hat angemerket, daß die von den Europäern aufgezogene und niemal mit dieser Farbe bemalte Kinder dieser Wilden, eben so braun und olivenfarbig, als ihre Aeltern, wurden.

*) Bixa orellana Linn. Sp. Plant. 1. p. 730. Orleana vel Orellana, folliculis lappaceis. Plukn. Almag. 272. 209. f. 4. Commel. Hort. 1. p. 95. f. 33. Arbor mexicana, fructu castaneæ, coccifera. C. B. Pin. p. 419. Urucu. Sloan. Jam. 150. Hist. II. p. 52. T. 181. f. 1. Der Orleanbaum, s. Dietr. Pflanzenr. I. p. 641. Orleana offic. Sled. Arzneigew. p. 255. Roucuyer, Roucou, Rocou, Vallm. de Bom. Dict. Tom. X. p. 103 — 108. Arnotta, Anotta, Bischofsmütze, Roukou. Onom. Bot. Vol. II. p. 126. Dieser schöne amerikanische Baum von mittlerer Größe, welchen Tournefort Mitellam americanam tinctoriam maximam nennet, findet sich in Meriko, Brasilien ꝛc. und wird, um seines Nutzens willen, von den Einwohnern stark um ihre Wohnungen, Gärten und Felder, zu Bezeichnung der Grenzen gebrauchet. Seine Rinde giebt starke und feste Seile, Bänder, und Schnuren. Die rauhe, stachlichte Frucht hat bei ihrer Reife diejenigen rothen Samenkörner, die den in Manufakturen gebräuchlichen Orlean zur Färberei geben. Diese Körner werden in eine Masse zusammen gestossen, die man für einen mittelmäßig getrockneten Teig oder auch für eine sogenannte Faeculam ansehen kann. Die rechte Farbe des

Alle diese Wilden haben ein tiefsinniges nachdenkendes Ansehen, ob sie gleich nichts denken, und ihr trauriges Gesicht scheint bei ihnen eine beständige Schwermuth anzukündigen. Sie sind von Natur liebreich, freundlich und mitleidig. Ihre Grausamkeiten treffen blos ihre Feinde. Es ist ihnen einerlei, Anverwandte oder Fremde zu Weibern zu haben. Ihre leibliche Muhmen gehören ihnen von Rechtswegen. Man hat aber unter ihnen auch viele gesehen, welche zu gleicher Zeit zwo Schwestern, oder Mutter und Tochter, sogar ihre eigene Töchter zu Frauen hatten. Diejenigen, welche von vielen Frauen umgeben sind, schlafen bei jeder einen Monat lang, oder wenigstens bei der einen so viele Nächte, als bei jeder andern, welches unter ihnen hinreichend ist, aller Eifersucht gänzlich vorzubauen. Den Weibern verzeihen sie leicht einen begangenen Ehebruch, aber nie vergeben sie dem Ehebrecher. Ihre Nahrung be-

Orlean ist hoch rothgelb, der Geruch der Violenwurzel gleich, der Geschmack aber herb und zusammenziehend. Er wird aber mehr in der Färberei zur Pommeranzenfarbe, oder in manchen Landwirtschaften die Butter zu färben, als in den Apotheken gebrauchet.

besteht in den Bewohnern der Burgauschnecken *), in Krabben, Schildkröten, Eidexen, Schlangen und Fischen, welche sie mit guineischem Pfeffer **) und Manihotmehl ***) zu-

*) Turbo Pica Linn. S. N. XII. p. 1235. n. 622. Bon. Muſ. Kirch. p. 451. f. 29. 30. Du Tertre Hiſt. des Antill. 239. Burgau la Veuve. Argenv. Pl. VIII. G. La Pie. Regenf. VI. f. 66. T. XI. f. 57. Geve T. X. f. 74. 75. XI. f. 82. Knorr. II. T. 21. f. 3. &c. Diese Schnecken ſind auf den antilliſchen Inſeln eben ſo gemein, als bei uns die gewöhnlichſten Erdſchnecken. Onom. H. Nat. II. p. 357—359.

M—

**) S. oben S. 69. Anmerk. **)

***) Jatropha Manihot Linn. Sp. Pl. II. p. 1429. Ricinus minor &c. ex cujus radice tuberoſa, ſucco venenato turgida, Americani panem conficiunt. Sloan. Jam. 41. Hiſt. I. p. 130. T. 85. Manihot inodorum ſ. Yucca foliis cannabinis C. B. Pin. p. 90. Manihot Theveti, Yucca & Caſſavi Jo. B. hiſt. 2. p. 794. Merian. Surin. 4. f. 4. 5. Dietr. Pflanzenr. II. p. 1123. Manihot. Bankrofts Naturgeſch. von Guiana, p. 23. Die Wurzel dieſes amerikaniſchen Strauches iſt weiß, mehlich, weich und cylindriſch. Sie wird auf großen kupfernen Reibeiſen zu einem klaren Mehl gerieben, von welchem man den Saft durchs Austrocknen abſondert. Dieſes Mehl wird alsdann auf große eiſerne Platten geleget, welche über ein gelindes Feuer geſtellet ſind, und in zirkelrunde Kuchen von

zubereiten *). Weil sie ungemein faul und in der größten Freiheit zu leben gewohnet sind,

unterschiedener Größe geformet, jeder zu vier Linien dick. Auf diesen Platten wird es gebacken, bis die Oberfläche anfänget braun zu werden. So läßt sichs etliche Monate lang süß und frisch erhalten. Ob aber gleich dieses auf den amerikanischen Küsten fast überall das gewöhnliche Brod ist, so enthält doch jeder Theil der Wurzel, woraus es gemacht wird, ein schnelles und tödtendes Gift von kühlender Beschaffenheit, welches, wenn man es einnimmt, häufige Krämpfe, Schwellen des Unterleibes und einen schnellen Stillstand aller Lebenskräfte verursachet. Den wäßrigen Theil drückt man aus, nicht weil er giftiger ist, als die mehlichte Substanz, sondern um das Backen zu erleichtern. Durch die Unachtsamkeit der Sklaven wird dieser ausgequetschte Saft in den Plantagen öfters den Schafen, Schweinen und Federvieh zu Theile, die allemal vom Genuße desselben sterben. So tödtlich aber dieses Gift in seinem rohen Zustand ist, so verliert es gleichwohl durch das Feuer alles Vermögen zu schaden. Daher pflegt auch das Mehl durchs Backen unschädlich und nahrhaft zu werden. Der giftige Saft der Wurzel wird von den Indianern und weißen Einwohnern mit Wildpret, Pfeffer u. s. w. gekocht, und giebt auf diese Art eine wohlschmeckende gesunde Brühe. Die besten Gegengifte wider die Wirkungen dieser Pflanze sind rother Pfeffer und Raam, unmittelbar darauf eingenommen. S. Bankroft l. c. M—

*) S. Hist. generale des Antilles par le Pere du Tertre T. II. p. 453—462.

sind, so verwünschen sie die Sklaverei, und man hat sich ihrer niemals, wie der Mohren, zur Arbeit bedienen können. Um sich wieder in Freiheit zu setzen, sind sie fähig, alles auf der Welt zu wagen. Im Fall einer vorhergesehenen Unmöglichkeit lassen sie sich lieber von Hunger und Schwermuth aufreiben, ehe sie sich zu einem arbeitsamen Leben gewöhnen. Zuweilen hat man sich der Arruagen, die eine sanftere Gemüthsart, als die Karaiben haben, aber blos zur Jagd und Fischerei bedienet, weil sie diese Beschäftigung lieben, und in ihrem Lande von Jugend auf dazu gewöhnet sind. Indessen verlangen diese wilde Sklaven, wenn sie bei uns aushalten sollen, wenigstens eben so gelinde, als unser Gesinde in Europa behandelt zu werden. Im widrigen Fall pflegen sie entweder zu entwischen, oder für Schwermuth zu sterben. Fast eben so ist es auch mit den brasilischen Sklaven beschaffen; ob diesen gleich unter allen Wilden die wenigste Dummheit, Schwermuth und Faulheit eigen zu seyn scheinet. Durch eine gütige Begegnung können sie aber doch gelocket werden, alles zu thun, wenn man sie nur mit Feldarbeit verschonet; denn ihrer Vorstellung nach ist der Ackerbau das eigentliche Merkmal der Sklaverei.

Die Weiber sind unter den Wilden alle kleiner, als die Männer. Die karaibischen haben einen fetten wohlgebauten Körper, schwarze Augen und Haare, ein rundes Gesicht, einen kleinen Mund, sehr weiße Zähne, dabei auch ein lebhafteres, vergnügteres und feineres Ansehen, als ihre Männer, ohne dabei der Sittsamkeit und Eingezogenheit offenbar entgegen zu handeln. Sie bemalen sich zwar mit Orleansaft *), aber sie entstellen ihr Gesicht und ihren Leib nicht mit so schwarzen Streifen, worin die Männer eine Zierde suchen. Sie bedecken sich mit einer kleinen Schürze, 8 bis 10 Zoll breit, 5 oder 6 Zoll lang. Mehrentheils werden diese Schürzen aus baumwollnem Zeuge verfertigt, und überall mit Glaskügelchen ausgeschmücket. Sie erhalten diese Zierrathen von den Europäern gegen andere dafür vertauschte Sachen. Sie pflegen auch ihren Hals mit Schnüren von solchen gläsernen Kügelchen, welche bis auf den Busen herabhängen, feierlich auszuputzen. Das ist aber noch nicht genug. Die Gelenke ihrer Hand und ihrer Ellenbogen müssen auch mit eben dergleichen Zierrathen, die Oh-

*) S. oben S. 229. Anmerk. *)

Ohren aber mit aufgezogenen blauen Steinen und Glaskügelchen als einem kostbaren Ohrengehänge prangen. Ein Schmuck endlich, der ihnen ganz eigen und bei den Männern gar nicht gewöhnlich ist, besteht in einer Art baumwollner, mit Glaskugeln besetzter Halbstiefel, welche die Beine vom Knöchel bis über die Waden umkleiden. Sogleich beim Eintritt in das mannbare Alter beschenkt man die Mädchen mit solchen Schürzen und Halbstiefeln, die sie aber nie wieder ausziehen können, weil sie dermaßen fest anschließen, daß man sie weder aufwärts noch herunterwärs von der Stelle rücken kann. Der untere Theil der Beine wird hierdurch verhindert, in die Dicke zu wachsen, wodurch aber die Waden viel dicker und fester werden, als natürlicher Weise geschehen würde *).

Unter den jetzigen Einwohnern von Mexiko und Neuspanien herrscht eine so große Vermischung, daß man kaum zwei Gesichter von einerlei Farbe zu sehen bekömmt. In der Stadt Mexiko findet man europäische Weiße, Indianer aus nördlichen und südlichen amerikanischen Gegenden, Mohren

*) S. Les nouveaux Voyages aux Isles. T. II. p. 8. &c.

ren aus Afrika, Mulatten und Mestizen *), also Menschen von allen zwischen weiß und schwarz möglichen Schattirungen **). Die natürlichen Einwohner des Landes haben eine braune und olivenartige Farbe, einen wohlgebauten behenden Körper, wenig Haare, sowohl am ganzen Leibe, als auch an den Augenbraunen. Auf dem Kopfe pflegen sie aber doch bei allen sehr schwarz und lang zu seyn ***). Die

*) Im Deutschen fehlt es uns noch an einzelnen Wörtern, wodurch wir eben dieses ausdrücken könnten. Mestizen heißen diejenigen Menschen, die von einem Weißen und einer Indianerin geboren worden. Im ganzen spanischen Amerika werden sie Meltizos, im französischen Metis genennet. Unter den Mulatten (Mulatos, Mulâtres) versteht man Leute, die von einem Weißen oder Europäer und von einer Mohrin erzeuget worden. Die ersten führen bei den Brasilianern den Namen Mamelus. Man lese was hierüber im Vallm. de Bom. Dict. d'Hilt. Nat. T. VII. p. 352. von den unterschiedenen Farben aus unterschiedenen Vermischungen der Menschen gesagt worden.

Mi—

**) S. Lettres édifiantes. Rec. XI. p. 119.

***) S. Les Voyages de Coreal. Tom. I. p. 116.

Die Einwohner auf der amerikanischen Erdenge beschreibet Wafer als Leute, die gemeiniglich eine gute Leibesgestalt, einen guten Anstand, feine Arme, schöne Beine und eine breite Brust, auch im Laufen viel behende Geschäftigkeit haben. Die Frauen schildert er klein und untersetzt, nicht so lebhaft als die Männer, aber doch in der Jugend gesund und stark vom Leibe, aufs artigste gewachsen, und mit lebhaften Augen begabet. Männer und Weiber, sagt er, haben runde Gesichter, dicke kurze Nasen, große, mehrentheils graue, funkelnde, feuerreiche Augen, besonders in der Jugend, eine hohe Stirne, weiße und wohlgeordnete Zähne, dünne Lefzen, einen Mund von mittlerer Größe, und ziemlich regelmäßige, obwohl etwas starke Gesichtszüge, lange, schwarze, gerade, dicke Haare. Die Männer würden Bärte haben, wenn sie wollten; sie pflegen sie aber sorgfältig auszurupfen. Ihre Haut ist braun, kupfergelb, oder pomeranzenfarbig, die Augenbraunen aber sind so schwarz, als ein glänzender Gagath *).

Die

*) Gagates. Succin. nigrum. Ein schwarzes, glänzendes, und im Bruche dichtes Erdpech, das eine Politur annimmt, elektrisch ist, und auf

Die eben beschriebnen Völker sind nicht die einzigen Eingebornen der amerikanischen Erdenge. Man trift unter ihnen Menschen von unterschiedenen Arten an. So gering ihre Zahl auch seyn mag, so verdienen sie doch unsere Aufmerksamkeit vollkommen. Diese Leute sind weiß, aber nicht wie die Europäer, sondern ihre Haut pflegt beinahe milchfarbig, oder wie die Haare weisser Pferde auszusehen, auch völlig mit einer Art von kurzen und weißlichen Flaumfedern, doch bald mehr bald weniger, an den Wangen und auf der Stirn, wo die Haut am deutlichsten hervorschimmert, am schwächsten besetzet zu seyn. Die Augenbraunen sind milchfarbig, so wie die schöne sieben bis acht Zoll lange halbkrause Haare des Kopfes. An Größe können diese Indianer, sowohl die Männer als Weiber, nicht mit andern Indianern verglichen werden. Eine besondre Aufmerksamkeit verdienen ihre länglichten Augenlieder, welche die Gestalt eines halben Mondes mit

auf dem Wasser schwimmet. S. Baumers Miner. I. p. 34. und II. Th. p. 27. Kronst. Miner. p. 250. Fr. Jays. Jayet. Ambre noir des boutiques. Agate noir d'Andersson. Vallm. de Bom. Dict. T. VI. p. 77.

mit abwärts gekehrten Spitzen haben. Mit ihren schwachen Augen können sie am hellen Tage fast nichts erkennen. Sie fliehen daher das Licht der Sonne, und wissen sich beim Scheine des Mondes ihrer Augen desto vortheilhafter zu bedienen. Im Vergleich mit andern Indianern haben sie eine sehr zärtliche Leibesbeschaffenheit. Schwere Arbeiten sind ihnen unerträglich. Sie verschlafen den für sie zu hellen Tag, um des Nachts ihren Geschäften obliegen zu können. Bei Mondenschein laufen sie eben so schnell in den dunkelsten Gegenden der Wälder umher, als es andere bei Tage thun würden. Uibrigens fehlt es ihnen an der Munterkeit und an den Kräften anderer Indianer. Man darf sich indessen unter diesen Leuten kein besonderes, von andern unterschiedenes Geschlecht vorstellen. Es geschieht blos zuweilen, daß kupferfarbige Eltern ein Kind von der beschriebenen Art bekommen. Wafer, von dem wir diese Nachricht entliehen, hat selbst eines von solchen Kindern, das noch kein völliges Jahr alt war, gesehen *).

Bei

*) S. Les Voyages de Dampier. Tom. IV. p. 252.

Bei der vorausgesetzten Zuverlässigkeit dieser Nachricht müßte man von dieser Farbe und sonderbaren Leibesbeschaffenheit blos auf eine gewisse Krankheit schließen, welche sie von den Eltern geerbet hätten. Wäre hingegen dieser Umstand noch nicht genug erwiesen, oder machten sie ein eigen Geschlecht aus, und hätten ihren Ursprung nicht gelben Indianern zu danken, so würden sie mit den Chakrelas in Java und mit den zeilonischen Bedas, von welchen kurz vorher geredet worden, viel Aehnlichkeit haben. Wären diese Weißen aber wirklich Abkömmlinge der gelben Indianer, so könnte man glauben, daß auch die Chakrelas und Bedas von braunen Eltern abstammeten, und alle diese Weißen, die man in so weit von einander entfernten Oertern hin und wieder antrift, blos einzelne, aus zufälligen Ursachen ausgeartete Menschen wären.

Ich muß bekennen, daß mir die letzte Meinung am glaubwürdigsten vorkömmt. Hätten wir durch die Reisebeschreiber von den Chakrelas und Bedas eben so genaue Beschreibungen, als von den Einwohnern in Darien durch Wafern erhalten, so würden wir vielleicht gefunden haben, daß man jene so wenig, als diese, für europäische

Ab=

Abkömmlinge halten könne. Meine Muthmassung erhält noch ein stärkeres Gewicht, wenn ich bedenke, daß auch unter den Mohren weiße Kinder von schwarzen Eltern geboren worden. Die Geschichte der Pariserakademie liefert uns eine Beschreibung von zween dergleichen weißen Mohren. Ich selbst habe von diesen beiden einen gesehen, und in Afrika sollen sich unter den andern Mohren eine Menge weißer befinden *) Ohne Rücksicht auf die Nachrichten der Reisebeschreiber bin ich durch das, wovon ich selbst Augenzeuge war, schon hinlänglich in Ansehung ihres Ursprunges überführet, und zweifle keinesweges an der Gewißheit, daß alle weiße Neger ausgeartete wirkliche Mohren sind; keine besondre und beständige Gattung von Menschen, sondern einzelne besondre Menschen, bei denen sich eine blos zufällige Verschiedenheit äußert; Menschen, die unter den Mohren eben das vorstellen, was nach Wafers Berichte die weißen Indianer unter den gelben, vielleicht auch die Chakrelas und Bedas unter den braunen Indianern sind.

Sehr

*) S. La Venus physique. Par. 1745.

Sehr merkwürdig und sonderbar ist es, daß diese Veränderung in der Natur bloß von der schwarzen in die weiße Farbe, nicht aber umgekehrt von der weißen in die schwarze statt findet. Sie pflegt sich zwar bei den Mohren, bei den braunsten und gelbsten Indianern, folglich bei allen Menschenarten, deren Farbe von der weißen am weitsten entfernet ist, aber niemals bei den weißen Indianern zu ereignen, unter welchen man kein Beispiel eines von ihnen erzeugten schwarzen Kindes aufweisen kann. Eben so merkwürdig ist es, daß alle Völker in Ostindien, Afrika, und Amerika, unter welchen es einzelne weiße Menschen giebt, insgesammt unter einerlei Breite wohnen. Die Erdenge Darien, das Mohrenland und die Insel Zeilon liegen schlechterdings unter eben demselben Parallelzirkel. Sollte daher die weiße Fabe nicht etwa die ursprüngliche der Natur seyn? Sie scheint bloß durch den Himmelsstrich, durch die Nahrung und Lebensart verändert, bloß dadurch bald ins Gelbe, bald ins Braune oder Schwarze verwandelt zu werden, unter gewißen Umständen auch wieder zu erscheinen, aber in einer so großen Veränderung, daß man sie nicht leicht für das ursprünglich Weiße, das aus angeführten Ur-

Ursachen so weit von seiner Natur abgewichen ist, halten sollte.

Fast allemal pflegen die beiden entgegen gesetzten äußersten Grade sich einander zu nähren. Die vollkommenste Natur brachte weiße Menschen hervor, die auf den höchsten Grad veränderte Natur bildet sie ebenfalls weiß. Allein das natürliche oder einer ganzen Art eigenthümliche Weiß, ist von dem zufälligen oder individuellen Weißen (das man an einzelnen Gegenständen bemerket), sehr unterschieden. Beispiele hiervon lassen sich an den Pflanzen sowohl, als bei Menschen und Thieren wahrnehmen. Was für ein Unterschied ist nicht unter natürlich weißen Rosen oder Nelken, in Ansehung der Beschaffenheit ihres Weißen, wenn man sie mit rothen Rosen oder Nelken, wenn diese im Herbste von dem Nachtfrost und von der gewöhnlichen Kälte dieser Jahrszeit weiß geworden!

Einen sehr wahrscheinlichen Beweis, daß diese weiße Menschen in der That nur aus der Art geschlagene einzelne Geschöpfe sind, kann man auch noch daher nehmen, daß alle diese Leute weniger Stärke, und Leibeskräfte, als andere, zugleich aber auch überaus schwache Augen haben. Man wird in diesem lezten Umstand weniger Außerordent-

liches finden, wenn man sich erinnert, daß daß auch unter uns die gelblicht weißen Leute gemeiniglich mit schwachen Augen sehen, auch, nach meiner eigenen Bemerkung, oft ein hartes Gehör haben. Man pflegt sogar ganz weißen, ungefleckten Hunden das Gehör gänzlich abzusprechen. Allgemein will ich dieses nicht behaupten; soviel kann ich aber versichern, daß ich unterschiedene dergleichen Hunde gesehen, die wirklich taub waren.

Die peruanischen Indianer sehen eben so kupferfarbig aus, als die auf der amerikanischen Erdenge. Besonders gilt es von denen, welche die niedrig liegende Länder an der Seeküste bewohnen. In erhabnen Gegenden und in den beiden Reihen der kordillerischen Kettengebirge sind fast alle Bewohner so weiß, als die Europäer. Einige wohnen eine ganze Meile höher, als andere. Dieser Unterschied aber in der Höhe auf der Erdkugel beträgt, in Ansehung der Witterung des Erdstriches, eben so viel, als ein Unterschied von tausend Meilen in der Breite. In der That haben die ursprünglichen Indianer in Terra Firma, die längs des Amazonenflußes und der Landschaft Guiana wohnen, insgesammt eine braune und röthliche bald hellere, bald aber dunklere Farbe. Die verschiedene Schattirung

rung hat, nach Hrn. de la Kondaminens Muthmaßung, ihren vorzüglichsten Grund wahrscheinlich in der unterschiedenen Beschaffenheit der Luft in den von ihnen bewohnten Ländern. Denn diese pflegt sich von der größten Hitze des heißesten Erdstriches an, bis zu der vom nahen Schnee verursachten Kälte, je mehr und mehr zu verändern *). Einige dieser Wilden zwingen das Gesicht ihrer Kinder, wie z. E. die Omanguas, in eine platte Form, indem sie den Kopf derselben zwischen zwei Brettern zusammen pressen **). Andere schmücken ihre durchbohrte Nasenlöcher, Lefzen und Wangen mit Fischgräten, Vogelfedern und andern erborgten Zierrathen. Die meisten finden einen Vorzug darin, ihre durchlöcherte Ohren unglaublich zu vergrößern, und das Loch in den Ohrlappen miteinem großen Büschel Blumen oder Kräuter, statt aller andern Ohrengehänge, anzufüllen ***). Von den allenthalben so berufenen Amazonen will ich nichts weiter sagen. Man

*) S. Voyage de l' Amerique meridionale, en descendant la riviere des Amazones, par Mr. de la Condamine. Par. 1745. p. 49.

**) S. Ebend p. 72.

***) S. Ebend. p. 48. u. f. w.

mag darüber vielmehr die Geschichtschreiber dieser Heldinnen selbst nachlesen. Wenn man sie alle nacheinander zu Rathe gefraget hat, so wird man dennoch keinen entscheidenden Grund für das wirkliche Daseyn dieser merkwürdigen Weiber anzugeben wissen *).

Einige Reisebeschreiber gedenken eines Volkes in Guiana, in welchem die Menschen alle übrigen Indianer an Schwärze weit übertreffen sollen. Die Arrasen beschreibt Raleigh fast eben so schwarz, als die Mohren, zugleich aber als frische, starke Leute, die gewohnt sind, giftiger Pfeile sich zu bedienen **).

Eben

*) S. Le Voyage de Mr. de la Condamine p. 101—113. La Relation de la Guiane, par Walter Raleigh Tom. II. Les Voyages de Coreal p. 25. La Relation du Pere d'Acunna traduite par Gomberville. Paris 1682. Vol. I. p. 237. Les Lettres édifiantes, Rec. X. p. 241, & Rec. XII. p. 213. Le Voyage de Mocquet p. 101—105 &c.

**) Uiberhaupt sind unter den Indianern die vergifteten Pfeile sehr im Gebrauche. Die Karaiben pflegen ihre Pfeile am Safte des Manchineelbaums (Hippomane mancinella Linn.) zu vergiften, welche sehr lange diese Eigenschaft behalten. Die Schützen müssen aber, wenn sie die Rinde desselben aufritzen wollen, den Kopf sorgfältig auf die Seite drehen, daß ihnen kein Tropfen vom Saft in die Augen sprützet. S. Mannigfalt. II. B. p. 564 a. Die Giftpfeile der Einwohner in Guiana werden

aus

Eben dieser Schriftsteller spricht auch von einem andern indianischen Volke mit kurzem

aus Splittern von der harten, dichten äußern Substanz des Kokarikobaums geschnitzet. Sie sind gemeiniglich zwölf Zoll lang und etwas dicker, als eine starke Stricknadel. Das eine von beiden Enden ist scharf zugespitzt, und mit dem Safte von Woorara vergiftet. Um das andere Ende herum ist eine Rolle von Baumwolle gewunden, welche sie nach der Höhlung des Rohres passen, wodurch der Pfeil soll geblasen werden. Sobald sie den Pfeil auf solche Weise zum Verderben zugerichtet und bewafnet haben, wird er in ein gerades, hohles Rohr, von etlichen Fuß in der Länge, gesteckt, das Blasrohr nach dem Gegenstande gerichtet, und der Pfeil mit einem engen, scharfen Hauch durch die Höhlung des Rohres, herausgetrieben, der alsdann mit größter Schnelligkeit und unfehlbarer Gewißheit bis auf eine Entfernung von dreißig bis vierzig Ruthen flieget, wo er dem Thier, welches er bis zum Bluten verwundet, einen plötzlichen und unvermeidlichen Tod bringet. Diese Pfeile zu schießen, ist von der Kindheit an eine Hauptübung der Indianer. Durch langen Gebrauch und Gewohnheit erwerben sie sich einen Grad der Genauigkeit in dieser Uibung, die fast unglaublich ist und von keinem Europäer nachgeahmet werden kann. Fast jeder Stamm der Indianer hat auch zu dieser Absicht seine besondere Gifte. Wenn dieses Gift seine tödtende Wirkung äußern soll, so muß es nothwendig von außen urmittelbar in die Blutgefäße kommen. Man weiß wie unschädlich oder vielmehr wie nützlich an sich das Olivenöl ist,

wenn

Hals und so hohen Schultern, daß ihre Augen scheinen auf den Schultern, und ihr Mund

wenn man es verschlinget oder äußerlich auf den Leib streichet; und doch ziehet es den gewissen Tod nach sich, wenn es durchs Einsprützen unmittelbar in die Blutgefäße gebracht wird. Eben so unschuldig ist auch das Gift der Woorara, wenn es eingenommen oder äußerlich aufgeleget wird, obgleich nichts tödtlicher seyn kann, als eben dieses Gift, wenn man es in die Blut- oder Pulsadern bringet. Die amazonischen und guianischen Indianer speisen ohne Bedenken das Fleisch der Thiere, welche sie durch dieses Gift getödtet haben. Die letztern pflegen das ihrige sogar ohne Schaden zu kosten. Wenn das Oberhäutchen des Körpers unverletzt ist, kann man dieses Gift, aufgelöset, ohne Gefahr über den ganzen Körper streichen und sogar auf der Haut trocknen lassen. Das Leben scheint in solchem Fall bloß auf einer heilen Haut zu beruhen.

Eigentlich werden dergleichen giftige Pfeile bloß auf der Jagd, besonders gegen die Meerkatzen (Simia caudata) gebraucht, welche sonst nach gewöhnlichen Verwundungen, auf die Gipfel der Bäume laufen, und mit ihren Schwänzen sich so fest an einen Ast anklammern, daß sie auch nach ihrem Tode so leicht nicht herunter fallen. In den Kriegen der guianischen Indianer, die ohnedies nur selten vorfallen, werden dergleichen giftige Pfeile nie gegen Menschen abgedrückt. Es ist in der That bewundernswürdig, daß ein Volk ohne Gesetze, von keinen Grundsätzen der Religion geleitet, also durch keine Furcht gegenwärtiger oder zukünftiger Strafen eingeschränket, und mit einem

Mund, in der Brust zu sitzen *). Die Natur ist gewiß an dieser ungeheuren Entstellung vollkommen unschuldig; es hat vielmehr das Ansehen, daß diese Wilden die soviel Vergnügen darinn finden, der Natur Gewalt anzuthun, indem sie die Köpfe ihrer Kinder bald platter, bald runder, bald länglicher bilden, als die Natur that, auch ein Mittel werden ausgedacht haben, den Hals derselben zwischen den Schultern zu zwängen. Zu allen diesen wunderlichen Einfällen konnte bloß die Einbildung Gelegenheit geben, daß durch dergleichen abscheuliche Verstellung ihres natürlichen Ansehens, ihre Feinde mehr in Furcht und Schrecken gesetzet werden könnten. Vielleicht standen ehemals die Skythen, welche vor Zeiten den jetzigen Amerikanern an Wildheit nichts nachgaben, in eben dem thörichten Wahn, und suchten ihre Grillen auf eben diese Art

nem so tödtlichen Gift versehen, doch selbiges nie zur Befriedigung seines Hasses, der Eifersucht und Rache gebrauchet. Wer mehr von den unterschiedenen Arten des Pfeilgiftes, von dessen Wirkungen und vom Gebrauch der giftigen Pfeile zu lesen wünschet, dem kann ich die Abhandlung von einigen vegetabilischen Giften und vergifteten Pfeilen der Indianer im IVten Jahrg. der Berliner Mannigfaltigkeiten S. 241 ꝛc. und 257 ꝛc. empfehlen.

*) S. Les Voyages de Coreal. Tom. II. p. 58. 59.

zur Wirklichkeit zu bringen. Ohnstreitig waren dergleichen Vorfälle die Veranlassung zu dem allen, was die Alten von Menschen ohne Kopf, oder von Hundsköpfigen und wer weiß von was für Menschen, geschrieben und ihren Nachkommen für Wahrheiten verkaufet haben.

Die brasilischen Wilden gleichen an Leibeslänge beinahe den Europäern. Sie haben aber stärkere Glieder, mehr Kräfte und eine geschmeidigere Behendigkeit. Von Krankheiten werden sie nicht sonderlich beunruhiget, und genießen daher gemeiniglich eines langen Lebens. Ihre schwarze Haare pflegen im Alter selten grau zu werden. Ihre braune Gesichtsfarbe spielt bei ihnen ein wenig ins Rothe. Sie haben einen dicken Kopf, breite Schultern, und lange Haare. Die lächerliche Gewohnheit, sich den Bart, das Haar auf dem Leibe, die Augenbraunen, sogar die Augenwimpern auszurupfen, giebt ihnen ein wildes, höchst seltsames Ansehen. In ihre durchbohrte Unterlefzen pflegen sie einen kleinen, wie Elfenbein polirten Knochen, oder einen Stein von ziemlicher Größe zu stecken. Die Mütter drücken ihren Kindern, gleich nach der Geburt die Nase breit. Sie gehen alle na-

nackend und bemalen sich den Leib mit unterschiedenen Farben *).

Die Bewohner der an die Seeküste grenzenden Länder haben, bei Gelegenheit eines freiwilligen oder gezwungenen Gewerbes mit den Portugiesen, ein wenig Lebensart gelernet. Mitten im Lande sind aber die Einwohner grösstentheils ganz wild geblieben. Man hat es zwar versucht, gesittetere Menschen aus ihnen zu machen. Allein man bediente sich der Gewalt, man suchte sie zu Sklaven zu machen, und das waren gerade die verkehrtesten Mittel, diesen Endzweck zu erreichen. Die Mißionarien haben unter diesen barbarischen Völkern mehr Wilde zu wahren Menschen umgeschaffen, als die siegreichsten Armeen der Printzen, welche sie unter das Joch beugeten. Die Landschaft Paraguai gehört unter die mit Sanftmuth gemachten Eroberungen. Die Mißionarien hatten durch anhaltende Gelindigkeit, gute Beispiele, Mildthätigkeit und Ausübung christlicher Tugenden endlich diese

*) S. Le Voyage fait au Brefil par Jean de Lery. Par. 1578. p. 108. Voyage de Coreal Tom. I. p. 163. Memoires pour servir à l'Hist. des Indes 1702. p. 287. Hist. des Indes de Maffée. Par. 1665. p. 71. Voy. de Pyrard. 2de Part. Tom. II. p. 337. Lettres édifiantes Rec. XV. p. 351. &c.

diese Wilden gerühret, und über ihr Mißtrauen und Unbändigkeit gesieget. Sie haben sich oft selbst gemeldet und gebeten, sie das Gesetz kennen zu lehren, welches die Menschen so vollkommen machte. Sie haben sich diesem Gesetz willig unterworfen und sich zusammen in Gesellschaft vereiniget. Nichts auf der Welt kann der wahren Religion zu einer größern Ehre gereichen, als daß durch ihre Macht diese Völker gesittester wurden, und bloß die Waffen der Tugend hier den Grund zu einem großen Staate geleget haben.

Die Einwohner dieser Landschaft Paraguay sind gemeiniglich Leute von einer ziemlich artigen und langen Statur. Ihr Gesicht ist etwas lang und ihre Farbe olivengrünlich *). Bisweilen herrscht unter ihnen eine außerordentliche Krankheit. Sie besteht in einer Art von Aussatz, welcher den ganzen Leib überziehet, und auf selbigem eine Rinde, so schuppicht, wie eine Fischhaut, bildet. Indessen verursachet ihnen dieser Zufall nicht den geringsten Schmerz, oder sonst irgend eine, der Gesundheit nachtheilige Folge **).

Von

*) S. Les Voyages de Coreal. Tom. I. p. 240 und 259. Lettres édifiantes Rec. XI. p. 391. Rec. XII. p. 6.

**) S. Lettres édifiantes Recueil XXV. p. 122.

Von den Indianern aus Chili weiß man durch Herrn Frezier, daß sie braun und wie die peruanischen Indianer, etwas kupferfarbig aussehen. Diese Farbe läßt sich merklich von der Farbe der Mulatten unterscheiden. Weil diese von einem weißen und einer Mohrin, oder von einem Mohren und einer Weißen erzeugt und geboren worden, so haben sie eine braune oder aus dem weißen und schwarzen gemischte, die Indianer hingegen im ganzen südlichen Amerika, eine gelbe oder vielmehr eine röthliche Farbe. Die Einwohner in Chili haben eine gute Leibesgestalt, starke Glieder, eine breite Brust, ein etwas unangenehmes, unbärtiges Gesicht, kleine Augen, lange Ohren, schwarze, gerade und so dicke Haare, wie Pferdemähnen. Sie verlängern sich die Ohren und pflegen ihren Bart mit kleinen, aus Muscheln gemachten Zängelchen auszureißen. Die meisten leben im Stande der Unschuld. Ob es gleich in diesen Gegenden merklich kalt ist, so hängen sie doch nur einige Thierfelle über die Schultern.

Am äußersten Ende von Chili, gegen das magellanische Land, ist eigentlich die Gegend, wo sich, wie man vorgiebt, eine Art Menschen von Riesengröße aufhalten

soll,

soll. Herr Frezier will von unterschiedenen Spaniern erfahren haben, daß einige dieser Menschen, welche sie gesehen, wenigstens vier spanische Ellen, oder neun bis zehn Fuß hoch gewesen. Seiner Angabe nach wohnen diese patagonische Riesen auf der östlichen Seite der wüsten Küste, deren die alte Nachrichten gedenken. In der Folge hat man aber diese Nachrichten unter die Mährchen gerechnet, weil man bei der magellanischen Meerenge Indianer von der gewöhnlichen Menschengröße gefunden. Hr. Froger, fährt Frezier fort, konnte dadurch in seiner Beschreibung von des Herrn de Gennes Reise, wie andere, seyn hintergangen worden; denn einige Schiffe hatten zu gleicher Zeit sowohl die erstern, als die letztern gesehen. Die Leute auf dem Schiffe Jakob und St. Malo erblickten im Jahr 1709 sieben von diesen patagonischen Riesen im Meerbusen Gregorius, und die Leute vom Schiffe St. Peter de Marseille hatte deren sechse wahrgenommen, denen sie sich auch näherten, um ihnen Brod, Wein und Brandwein anzubieten. Sie hatten aber alles ausgeschlagen, ob sie gleich diesen Bootsleuten ein Geschenke mit einigen Pfeilen gemacht und ihnen treulich beigestanden hatten, da sie eben ihr Boot auf

den

den Strand laufen ließen *). Da indessen Hr. Frezier nicht saget, er habe selbst einen von diesen Riesen gesehen, auch die von ihnen bekannt gemachte Nachrichten in andern Stücken das Wunderbare zu sehr angehäufet haben; so bleibt es noch immer zweifelhaft, ob man wirklich eine aus lauter Riesen bestehende Art Menschen, besonders zehn Fuß hoher Menschen annehmen dürfe; denn der Körper eines Menschen dieser Art würde, im Ganzen betrachtet, achtmal stärker, als der Körper eines gewöhnlichen Menschen, seyn. Insofern die ordentliche Höhe der Menschen gemeiniglich fünf Schuh beträgt, so pflegen sich die äußersten Grenzen derselben so leicht nicht über einen Fuß mehr oder weniger zu erstrecken. Ein sechsfüßiger Mensch ist in Wahrheit schon sehr groß, und ein vierfüßiger äußerst klein. Beide, sowohl Riesen als Zwerge **), welche diese Grenzen der Größe entweder übersteigen oder nicht

*) S. le Voyage de Frezier. Paris 1732. p. 75 &c.

**) Von den Riesen sowohl, als von den Zwergen, wollen wir am Ende dieses Bandes etwas ausführlicher sprechen.

nicht erreichen, müssen bloß als einzelne zufällige Abweichungen in ihrem Geschlecht und nicht als beständige Arten betrachtet werden, die eine fortdaurende Menschengattung hervorbringen können.

Wenn es übrigens in dem magellanischen Lande wirklich dergleichen Riesen geben sollte, so müssen sie wenigstens nur in geringer Zahl und einzeln vorhanden seyn. Denn die Einwohner der Meerenge und der angrenzenden Inseln sind größtentheils Wilde von einer mittelmäßigen Leibeslänge, olivenartiger Farbe, breiter Brust, von einem ziemlich vierschrötigen Körper, starken Gliedern, schwarzen und geraden Haaren *). Mit einem Worte, sie gleichen in Ansehung der Leibeslänge allen andern Menschen, in Ansehung der Farbe hingegen und Haare, den übrigen Amerikanern.

Man findet also in der ganzen neuen Welt nur eine Art von Menschen, die alle mehr

*) S. Voyage du Cap. Narbrugh. II. Vol. de Coreal p. 231. und 284. L'Histoire de la Conquête des Molucques par Argensola. Tom. I. p. 35. und 255. Le Voyage de Mr. de Gennes par Froger p. 97. Recueil des Voyages qui ont servi à l'Etablissement de la Compagnie d'Hollande. Tom. I. p. 651. Les Voyages du Capitain Vood Vme Vol. de Dampier p. 179. &c.

mehr oder weniger braun sind. Bloß die nördlichsten Amerikaner, unter denen viele den Lappen gleichen, und einige den nördlichen Europäern ähnliche Leute mit gelben Haaren, muß man ausnehmen, sonst wird man in allen übrigen Ländern dieses grossen Welttheiles lauter Menschen antreffen, welche sich nicht sonderlich von einander unterscheiden. Wie groß war hingegen die Verschiedenheit unter den mancherlei Völkern der alten Welt, von denen wir eben geredet haben! Ich vermuthe nicht unrecht zu schließen, wenn ich die Gleichförmigkeit unter den amerikanischen Einwohnern von der einförmigen Lebensart aller dieser Völker herleite. Alle ursprüngliche Amerikaner waren oder sind noch itzo wilde oder halbwilde Menschen. Die Mexikaner und Peruaner waren erst so neuerlich in eine bürgerliche Verfassung gekommen, daß man von ihnen keine Ausnahme gegen unsern Grundsatz hernehmen kann. Diese Wilden mögen also entsprossen seyn woher sie wollen, so scheinen sie doch insgesammt einen gemeinschaftlichen Ursprung zu haben. Alle Amerikaner gehören zu einerlei Stamm, und sie haben die eigentlichen Kennzeichen ihrer Art bis auf den heutigen Tag, ohne merkliche Veränderung, beibehalten;

denn sie sind alle wild geblieben, sie haben fast sämmtlich einerlei Lebensart geführet, und in ihrem Himmelsstrich herrschet bei weitem kein so großer Unterschied in Ansehung der Hitze und Kälte, als man in der alten Welt bemerket. Uiberdies haben sie erst neuerlich in ihren Ländern sich niedergelassen. Die Ursachen also, welche die Verschiedenheiten bewirken, haben lange noch nicht genug Zeit gehabt, sichtbare Veränderungen hervor zu bringen.

Jeder von den angeführten Gründen verdienet besonders in Erwägung gezogen zu werden. Daß die Amerikaner neue Völker sind, läßt sich wohl nicht in Zweifel ziehen, wenn man bedenket, wie klein ihre Zahl, wie groß ihre Unwissenheit und wie gering der Fortgang der gesittetsten unter ihnen, in Ansehung der Künste, ist. Diese erste Nachrichten von Entdeckung und Eroberung dieses Welttheiles schildern uns zwar Mexiko, Peru, St. Domingo u. s. w. als ungemein volkreiche Länder und wollen uns überreden, die Spanier hätten allenthalben wieder sehr zahlreiche Kriegesheere streiten müssen. Wer begreift aber nicht, daß hinter diesen Berichten eine spanische Großsprecherei verborgen ist? Siehet man dieses

nicht

nicht offenbar an den wenigen Denkmalen, welche von der vorgegebenen Größe dieser Völker noch übrig sind? Sieht man es nicht aus der Beschaffenheit des Landes selbst, welches, ob es gleich von den Europäern, also von geschicktern Einwohnern besetzt worden, als die alten waren, dennoch wüst, ungebaut und mit Holz bedeckt blieb? Ist es wohl überhaupt etwas anderes, als eine Kette unzugänglicher Gebirge, die folglich nur sehr kleine Plätze übrig lassen, welche mit Vortheil angebauet und bewohnet werden könnten? Finden wir nicht sogar in den eignen Uiberlieferungen dieses Volkes von der Zeit, wo sie gesellig sich zu vereinigen gesucht, eine neue Bestätigung unserer Meinung? Die Peruauer zählten mehr nicht, als zwölf Könige, wovon der erste sie gesitteter zu machen angefangen *). Sie waren also vor etwa dreihundert Jahren eben so wild, als die anderen. Ferner beweiset unsern Satz die geringe Zahl von Menschen, die man zur Eroberung dieser großen Länder brauchte. Ob ihnen gleich das Schießpulver außerordentlich zu statten kam, so würden ihnen doch diese Völker, wenn sie

*) S. l'Hiſtoire des Incas par Garcilaſſo &c. Par. 1744.

zahlreich gewesen wären, den Sieg ohnfehlbar streitig zu machen gesucht haben. Der Beweis dessen, was ich behaupte, liegt in der historischen Erfahrung, daß man noch niemals die Mohren unter das Joch bringen oder ihr Land erobern können, obgleich die Wirkungen des Schießpulvers für sie eben so neu und erschrecklich, als für die Amerikaner waren. Die wenige Schwierigkeiten, die man bei Eroberung des ganzen amerikanischen Welttheiles gefunden, scheinen mir hinlänglich zu beweisen, daß Amerika nur wenig bevölkert und noch gar nicht lange bewohnt gewesen sey.

Daß in den unterschiedenen Himmelsstrichen der neuen Welt, ein geringerer Unterschied in der Witterung, als in der alten herrschet, ist ebenfalls unterschiedenen Ursachen beizumessen. Die Wärme im amerikanischen hitzigen Erdstrich ist bei weitem so groß nicht, als im afrikanischen. Die amerikanischen, in diesem Erdstrich liegenden Länder sind Mexiko, Terra firma, Peru, das Land der Amazonen, Brasilien und Guiana. Die Hitze steigt in Mexiko, Terra firma und Peru nie zu einem sehr hohen Grade, weil diese Länder über die gewöhnliche Fläche des Erdbodens ungemein weit erhaben sind. In Peru steigt, bei der stärk-

sten Hitze, das Wetterglas nicht so hoch als in Frankreich. Der Schnee, welcher hier beständig die Gipfel der Berge bedecket, verursachet in der Luft eine merkliche Kälte. Und dieser Grund, welcher eine Wirkung der vorigen Ursach ist, hat einen großen Einfluß auf die Witterung dieses Erdstriches. Daher pflegen auch die Einwohner dieses Reiches weder schwarz noch sehr braun, sondern von der Sonne bloß braungelb gefärbet zu seyn. Da sich im Lande der Amazonen eine ungeheure Menge von Wasserflüssen und Wäldern befindet, so muß in selbigem nothwendig eine außerordentlich feuchte und weit kühlere Luft, als in einem trocknern Lande, herrschen. Außerdem hat man zu merken, daß der zwischen den Wendezirkeln beständig wehende Ostwind erst alsdann in Brasilien, im Lande der Aragonen und in Guiana gespüret wird, wenn er vorher über ein großes Meer gestrichen und eine Kühlung angenommen hat, die er sodann über alle östliche Länder verbreitet, welche unter der Mittellinie liegen. Dieser Umstand sowohl, als die Menge von Wasser und Wäldern, ingleichen der häufige anhaltende Regen, geben uns den wahren Grund an, warum diese amerikanische Gegenden, in Ansehung

der Witterung, viel gemässigter sind, als sie außerdem wirklich seyn würden. Wenn der Ostwind aber vorher die niedrigen amerikanischen Länder durchstrichen hat und nun Peru erreichet, so ist seine Wärme natürlicher Weise um einen beträchtlichen Grad erhöhet. Er würde sogar in Peru wärmer, als in Brasilien und in Guiana seyn, wenn die Luft nicht sowohl durch die hohe Lage des Landes als durch den häufigen Schnee eine merkliche Abkühlung erhielte, und alle Hitze verlöhre, welche der Ostwind bei Durchstreichung des flachen Landes angenommen haben könnte. Indessen ist er immer noch warm genug, um einen Einfluß auf die Farbe der Wilden zu haben. Denn alle diejenigen Einwohner, die vermöge ihrer Lage diesem Wind am stärkesten bloß gestellet sind, haben die gelbeste, diejenigen aber, welche zwischen den Bergen in Thälern wohnen, und folglich wider die Wirkungen desselben geschützet bleiben, eine viel weißere Farbe, als die andern. Uiberdies muß auch eben dieser Wind, indem er auf die hohen kordillerischen Gebirge stösset, weit in die angrenzende Länder zurückprallen und ihnen die Kühlung zuführen, die er von dem Schnee angenommen, womit ihre Gipfel bedecket sind. Dieser Schnee selbst muß

zu

zu seiner Abschmelzungszeit kalte Winde hervorbringen.

Wie viel Ursachen vereinigen sich nicht, um die Wärme des hitzigen Erdstriches in Amerika zu mäßigen? Ist es also wohl zu bewundern, wenn man hier weder schwarze noch braune Menschen, wie unter eben dem hitzigen afrikanischen und asiatischen Erdstrich antrift, wo die Umstände, wie gleich soll gezeiget werden, sehr verschieden sind? Man mag also die Amerikaner entweder als uralte Bewohner dieser Länder, oder als Menschen betrachten, die sich erst in viel neuern Zeiten daselbst niedergelassen haben, so darf man doch, weil ihr hitzigster Himmelsstrich noch immer so gemäßiget ist, daselbst keinen Schwarzen anzutreffen hoffen.

Die Gleichförmigkeit in der Lebensart macht den letzten Beweisgrund von den Ursachen des geringen Unterschiedes bei den Amerikanern aus. Sie waren alle wild, oder erst sehr neuerlich, etwas gesittet worden. Sie lebten jetzt und hatten vorher immer auf einerlei Weise gelebet. Wären sie auch alle von einem gemeinschaftlichen Stammvater entstanden, so hatten sich doch die einzelnen Geschlechter, ohne sich einander in Weg zu kommen, allenthalben zerstreuet. Jede Familie machte gleichsam ein

eignes Volk aus, das unter sich selbst eine vollkommene, mit andern aber eine große Aehnlichkeit hatte. Wodurch hätten sie auch ausarten oder sich verbessern sollen, da sie fast allenthalben einerlei Nahrung und Witterung genossen? Sie mußten daher wie man auch allenthalben fand, sich immer ähnlich bleiben.

Ohne so gar auf die Gründe der Gottesgelehrten hierbei Rücksicht zu nehmen, kommt es mir sehr natürlich vor zu glauben, diese Wilden müßten mit uns vom Anfange her einerlei Ursprung haben. Aus der Aehnlichkeit der nordamerikanischen Wilden mit den östlichen Tartarn läßt sich schon die Abstammung der ersten von diesen letztern schließen. Die neuen Entdeckungen der Russen jenseit Kamtschatka, wo sie unterschiedene Länder und eine Menge von Inseln gesehen haben, die sich bis an den westlichen Theil des festen Landes von Amerika verbreiten, würden die Möglichkeit einer Gemeinschaft dieser Völker außer Zweifel setzen, wenn diese Entdeckungen hinlänglich bestättigt, und diese Länder beinahe zusammenhängend wären. Sollten aber auch wirklich beträchtliche Strecken des Meeres dazwischen liegen, was beweget uns denn an der Möglichkeit zu zweifeln, daß einige Menschen diese Zwischenräume zu durchschiffen, und selbst aufzusu-

chen

chen sich bemühet haben oder durch Stürme dahin verschlagen seyn könnten? Der Zwischenraum des Meeres zwischen den mariänischen Inseln und Japan ist vielleicht viel größer, als zwischen irgend einem von den Ländern um Amerika, die jenseit Kamtschatka liegen; dennoch fand man die mariänischen Inseln mit Menschen besetzet, welche nirgends anders woher, als vom östlichen festen Lande gekommen seyn konnten. Ich hätte daher große Neigung zu glauben, daß die ersten Ankömmlinge in Amerika in den Ländern angelanget sind, welche nordwestwärts von Kalifornien liegen. Die ungemein große Kälte dieses Erdstriches mag sie dann wohl genöthiget haben, sich nach den mehr südwärts gelegenen Gegenden ihres neuen Aufenthaltes zu begeben. Sie mögen sich also anfänglich in Mexiko und Peru festgesetzet, hernach aber von da in allen Theilen des nord- und südlichen Amerika verbreitet haben; denn man hat Mexiko und Peru für die ältesten, am ersten bewohnten Länder dieses Welttheiles zu halten. Sie liegen am höchsten und sind unter allen die einzigen, wo man gesellschaftlich vereinigte Menschen angetroffen. Aller wahrscheinlichen Vermuthung nach sind auch die Einwohner des nördlichen Theiles von

Amerika bei der Strasse Davis und in den nördlichen Gegenden des Landes Labrador aus Grönland, welches von Amerika bloß durch diese nicht sonderlich breite Meerenge getrennt ist, gekommen. Wir haben auch schon oben erinnert, daß unter den Wilden der Strasse Davis und Grönländern eine vollkommene Aehnlichkeit herrschet. Von der Bevölkerungsart Grönlandes läßt sich aber mit eben so viel Grunde vermuthen, daß die Lappen vom Nordkap, welches nur ohngefähr hundert und funfzig Meilen davon entfernt lieget, sich dahin begeben haben. Insofern aber Island mit Grönland beinahe zusammen hänget, und nicht weit von den nordischen orkadischen Inseln entfernt lieget, insofern auch Island von alten Zeiten her bewohnet und von den europäischen Völkern besuchet worden ist; ja, insofern sogar die Dänen sich in Grönland festgesetzet und Kolonien darin angeleget haben, würde man sich nicht wundern dürfen, in diesem Lande weiße, von den Dänen entsprossene Leute mit gelben Haaren anzutreffen. Es ist sogar wahrscheinlich, daß die weiße Menschen bei der Strasse Davis von den europäischen weißen herstammen, die sich in Grönland niedergelassen haben. Von

da

da war es ihnen leicht, über die kleine Meerenge, welche die Strasse Davis bildet, nach Amerika zu kommen.

So groß die Gleichförmigkeit der ursprünglichen Amerikaner in Ansehung der Farbe und Gestalt befunden wird, so groß pfleget hingegen die Verschiedenheit unter den afrikanischen Völkern zu seyn. Dieser Welttheil war vor alten Zeiten her und sehr häufig bevölkert. Er liegt unter einem sehr brennenden Himmelsstrich, unter welchem aber dennoch in den unterschiedenen Ländern eine sehr ungleiche Witterung bemerket wird. Auch in den Sitten hat man bei den mancherlei afrikanischen Völkern eine große Verschiedenheit wahrgenommen, wie man aus den von uns gegebnen Beschreibungen sehen kann.

Von allen diesen Ursachen hat jede das Ihrige beigetragen, die Verschiedenheit unter den afrikanischen Menschen beträchtlicher, als in irgend einem andern Welttheile zu machen. Man darf nur zuvörderst den Unterschied der Witterung in den afrikanischen Ländern erwägen, so wird man gleich finden, daß in der Barbarei und im ganzen Strich Landes an der mittelländischen See, wo die Hitze nicht übermäßig stark ist, alle Menschen entweder ganz weiß oder nur

bräunlich aussehen. Die ganze Barbarei wird auf der einen Seite durch die Luft aus der mittelländischen See, auf der andern durch den Schnee des Berges Atlas abgekühlet; außerdem liegt sie noch in dem gemäßigten Erdstrich diesseit des Wendezirkels, daher auch alle Völker, von Aegypten an bis zu den kanarischen Inseln bloß eine bald hellere, bald etwas dunkler braune Farbe haben. Jenseit des Wendezirkels und an der andern Seite des Berges Atlas, wo die Hitze viel stärker ist, findet man zwar sehr braune doch keine ganz schwarze Bewohner. Unter dem 17ten und 18ten Grade nördlicher Breite liegt endlich Senegal und Nubien, wo die Einwohner wegen der übermäßigen Hitze dieser Länder völlig schwarz aussehen. In Senegal ist sie bekanntermaßen so heftig, daß der Weingeist im Wetterglase daselbst bis zum 38ten Grade steiget, da er hingegen in Frankreich nur höchst selten den dreißigsten Grad berühret, und in Peru, das doch im hitzigen Erdstriche lieget, fast immer auf eben demselben Grade stehet und fast niemals über 25 Grade sich erhebet. In Nubien sind noch keine Beobachtungen mit dem Wetterglas angestellet worden; alle Reisebeschreiber aber versichern einstimmig, daß daselbst überaus star-

ke Hitze bemerket werde. Die Sandwüsten zwischen Oberägypten und Nubien können die Luft auf einen solchen Grad erhitzen, daß man den Nordwind bei den Nubiern für einen brennenden Wind erkennen muß. Auf der andern Seite kömmt auch der zwischen den Wendezirkeln gemeiniglich herrschende Ostwind ehe nicht nach Nubien, bis er das Land von Arabien durchstrichen hat, wo er einen Grad von Hitze bekömmt, welchen der kleine Strich desselben über das rothe Meer unmöglich zu mäßigen fähig ist. Man darf sich also in diesen Ländern keinesweges über den Anblick ganz schwarzer Menschen wundern. Doch muß es in Senegal *) noch

*) Von der Hitze auf Senegal, saget Herr Adanson in seiner Reise dahin, Brandenb. 1773. p. 39. Ich hatte meinen Weg auf einem Sandboden fortzusetzen, der mit allem Rechte brennender Sand genennet werden konnte, weil man daselbst gewöhnlichermaßen eine Hitze von 60 Graden und noch drüber ausstehen mußte. — Meine Schuhe waren so hart, als Horn, sie sprangen in Stücken und waren zuletzt gänzlich in Staub zerfallen. Sogar die Füße meiner Neger fiengen an aufzuspringen. Das bloße Zurückprallen der Hitze des glühenden Sandes machte, daß die Haut in meinem ganzen Gesicht sich abschälte und mir ein Brennen verursachte, welches zuweilen 5 oder 6 Tage lang daurete. — p. 76. — Die Hitze, welche die

noch schwärzere Leute geben, weil der Ostwind in dieses Land nicht eher ankommen kann, bis die Sonne im August bei der Zurückkunft aus dem Wendezirkel des Krebses nach dem Aequator verursachete, war viel heftiger als diejenige, welche sie beim ersten Durchgang im Mai veranlasset hatte. Denn das Wetterglas zeigte im Mai des Nachts auf 22, des Tages aber auf 6 bis 28 Grade, da hingegen die Nächte im August eine Hitze von 26, die Tage, von 32 Graden hatten. — p. 195. Bei andern Beobachtungen mit 2 gleichen Wettergläsern fand Herr Adanson im Julius, daß der eine Luftmesser in der kühlsten Gegend der Insel in der freien Luft auf den 30 Grad von Hitze wies, da hingegen die Hitze des verbrennten Sandes das andere bis auf den 60ten und $\frac{1}{3}$ Grad getrieben hatte. Drei im Sande verscharrte Hünereier, die nur drei Stunden darin gelegen, hatten sich nicht verhärtet, sondern das Weisse hatte sich nur leicht an die Schale angesetzet und waren stark genug gekocht, um gegessen werden zu können. Wäre die Röhre des Luftmessers höher und also zum Steigen für den Weingeist mehr Raum gewesen, so würde die Hitze denselben gewiß noch weit über den 60ten Grad getrieben haben. — p. 118. Auf Podor war das Thermometer Mittag vom 40ten bis zum 45ten Grade gestiegen, und von der Sonnenhitze dermassen durchdrungen worden, daß es auch in der Nacht noch auf eine Hitze von 30 bis 32 Graden zeigte. Die Schifskammer war so heiß, als eine Badestube. Sie glich einem von Ofenhitze durchglüheten Zimmer, in welchem das Pech und Schifftheer, von übermäßiger Hitze geschmolzen, tropfenweise, in der flüßigsten Gestalt herabfiel.

bis er alle Länder in Afrika nach ihrer größten Breite durchstrichen und folglich eine ganz unerträgliche Hitze angenommen hat.

Wenn man also den ganzen Theil von Afrika überhaupt zusammen betrachtet, welcher zwischen den Wendezirkeln enthalten ist, wo der Ostwind beständiger, als irgend ein anderer wehet; so wird man leicht begreifen, daß alle westliche Küsten dieses Welttheiles eine weit grössere Hitze, als die östlichen dulden müssen und wirklich dulden, weil der Wind auf den östlichen Küsten mit der Kühlung ankömmt, die er während seines Striches über ein großes Meer angenommen hat. Da er hingegen, wenn er über die afrikanischen Länder streichet, eine brennende Hitze annimmt, bevor er zu den westlichen Küsten dieses Welttheiles gelangen kann. Daher pflegen auch die Küsten von Senegal, Sierra, Liona, Guinea, kurz aller westlichen Länder in Afrika, die unter dem hitzigen Himmelsstriche liegen, die heißesten Gegenden auf dem ganzen Erdboden, die östlichen Küsten aber von Afrika, Mosambik z. B. Mombaza u. s. w. lange nicht so heiß zu seyn.

Ohnstreitig ist also dieses der Grund, warum die wahren Mohren oder die schwärzesten unter allen Schwarzen in den westlichen

chen afrikanischen Ländern, die Kaffern hingegen oder die minder schwarzen, in den östlichen Ländern dieses Welttheiles angetrofen worden. Der sichtbare Unterschied, welcher zwischen diesen beiden Arten von Schwarzen herrschet, kömmt von den unterschiedenen Graden der Hitze ihres Himmelstriches, welche zwar sehr groß in den östlichen, aber ganz übermässig heftig in den westlichen Theilen von Afrika befunden wird. Jenseit des Wendezirkels nach Mittag hin, erhält sie nicht allein durch die Größe der Breite, sondern auch dadurch eine beträchtliche Verminderung, weil die Spitze von Afrika enger zusammen läuft und auf allen Seiten mit der See umgeben ist. Aus diesem Grunde muß hier die Luft weit gemäßigter, als mitten im festen Lande seyn. In der That fangen auch die Menschen hier schon an weiß zu werden, und, wie bereits erinnert worden, von Natur mehr weiß, als schwarz auszusehen.

Den deutlichsten Beweis, daß der Himmelsstrich die vornehmste Ursach der Verschiedenheiten unter den Menschen sey, findet man, wie mich dünket, in der Farbe der Hottentotten, deren Schwärze bloß durch die gemäßigte Witterung des Erdstriches vermindert werden konnte. Füget man diesem

Be-

Beweis noch die andern Gründe hinzu, die man aus den von uns angestellten Vergleichungen hernehmen kann, so werden hoffentlich alle fernere Zweifel hierüber auf einmal verschwinden.

Noch mehr Bestätigung dieser Meinung findet man in der nähern Betrachtung aller andern Völker, die jenseit Afrika unter dem hitzigen Himmelsstriche wohnen. Auf den maldivischen Inseln, auf Zeilon, auf der Landspitze der indianischen Halbinsel, auf Sumatra, Malacka, Borneo, Zelebes und auf den philippinischen Inseln giebt es lauter überaus braune, doch nicht völlig schwarze Menschen, weil alle diese Länder entweder Inseln oder Halbinseln sind. In allen diesen Gegenden wird natürlicher Weise die Hitze der Luft durchs Meer abgekühlet. Sie kann auch außerdem niemals zu dem hohen Grade gelangen, als mitten im Land und auf den westlichen afrikanischen Küsten, weil der in diesen Gegenden der Erdkugel abwechselnd herrschende Ost- oder Westwind erst alsdann in diesen Ländern des indianischen Archipelagus ankömmt, wenn er vorher seinen Strich über ungemein große Meere genommen hat.

Alle diese Inseln also sind, wegen der nicht bis zum Uibermaße steigenden Hitze, bloß mit braunen Menschen bevölkert; hingegen werden auf Neuguinea oder auf dem Lande der Papus wieder schwarze Menschen, oder, nach der Aussage der Reisebeschreiber, wahre Mohren angetroffen. Man weiß, daß diese Länder auf der östlichen Seite ein festes Land ausmachen, auch der Wind, welcher sie duchstreichet, viel heißer als derjenige sey, welcher im indianischen Meere wehet. Auch Neu-Holland, wo die Hitze des Himmelsstriches, wegen der etwas entfernten Lage dieses Landes von der Mittellinie, minder heftig ist, pflegen sich nicht so schwarze, sondern den Hottentotten ziemlich ähnliche Leute zu finden. Liegt nicht in diesen Mohren und Hottentotten die unter einerlei Breite, so weit von den andern Mohren und Hottentotten angetroffen werden, ein offenbarer Beweis des Satzes, daß der Grund ihrer Farbe hauptsächlich in der Hitze des Himmelsstriches zu suchen sey? Und läßt sichs wohl vermuthen, daß zwischen Afrika und diesem südlichen festen Lande jemals eine Gemeinschaft statt gefunden habe? Dennoch erscheinen daselbst eben die Arten von Menschen wieder, bloß weil sich

hier

hier alle Umstände vereinigen, die eben denselben Grad von Hitze verursachen können.

Ein von den Thieren hergenommenes Beispiel mag zur Bekräftigung alles dessen dienen, was ich bisher zu behaupten gesuchet. In Dauphine pflegen, wie man bemerket hat, alle Schweine schwarz, auf der andern Seite der Rhone hingegen, in der Landschaft Vivarais, wo eine stärkere Kälte, als in Dauphine verspüret wird, ganz weiß zu seyn. Unmöglich können es die Einwohner dieser beiden Provinzen mit einander verabredet haben, in der einen bloß schwarze, in der andern bloß weiße Schweine zu erziehen; es kömmt mir daher sehr wahrscheinlich vor, daß dieser Unterschied bloß von der unterschiedenen Witterung des Landes, vielleicht auch von der unterschiedlichen Nahrung dieser Thiere, herzuleiten sey.

Die Schwarzen, die man, obwohl in geringer Anzahl, auf den philippinischen und einigen andern Inseln des indianischen Meeres gefunden hat, scheinen von diesen Papus oder Mohren in Neu-Guinea, welche die Europäer erst seit ohngefähr siebenzig Jahren kennen lernten, ursprünglich abzustammen. Dampier entdeckte zuerst 1700 den östlichen Theil dieses Lan-

des, den er Neu-Brittanien nennte, man weiß aber noch nicht, wie weit ohngefähr dessen Größe sich erstrecket; soviel aber weiß man, daß er in den Gegenden, die man gesehen hat, nicht sonderlich bevölkert ist.

Die Mohren hat man also bloß in den Erdstrichen zu suchen, wo alle zu Hervorbringung einer beständigen und übermäßigen Hitze nothwendigen Umstände sich mit einander vereinigen. Diese Hitze wird nicht allein zur Zeugung, sondern auch zu Erhaltung der Mohren unentbehrlich befunden; denn man hat auf den französischen Inseln, wo die Hitze zwar sehr stark, aber nicht mit der senegalischen zu vergleichen ist, bei neugebornen Mohrenkindern ein so starkes Gefühl der Wirkungen der Luft wahrgenommen, daß man genöthigt ist, in den ersten neun Tagen nach ihrer Geburt, diese Kinder in wohl verschlossenen und sehr heißen Zimmern zu lassen, weil sie, bei Vernachläßigung dieser Vorsicht, oder wenn man sie nach der Geburt gleich in die Luft bringet, am Kinnladen Zuckungen bekommen, wodurch sie am Saugen gehindert und ihrem Tode mit schnellen Schritten entgegen geführet werden.

Herr

Herr Littre, der im Jahr 1702 einen Mohren zergliederte, hat an demselben die mit der Vorhaut nicht bedeckte Spitze der Eichel so schwarz, als die ganze Haut, den übrigen bedeckten Theil aber vollkommen weiß gefunden *). Ein sicherer Beweis, daß zu Hervorbringung der Schwärze in der Mohrenhaut die Wirkung der Luft unentbehrlich sey. Ihre Kinder werden auch wirklich, wie anderer Leute Kinder, weiß, oder deutlicher zu sprechen, roth geboren. Zween oder drei Tage nach ihrer Geburt verändert sich aber die Farbe aus dem Gelbbraunen ins Dunkelbraune und gegen den 7 oder achten Tag immer mehr und mehr ins Schwarze. Es ist bekannt, daß alle Kinder zween oder drei Tage nach der Geburt, eine Art von Gelbsucht haben, die bei den Weißen eine sehr vergängliche Wirkung ist und in der Haut keine Merkmale von ihrem Eindruck zurücke läßt, bei den Mohren aber der Haut eine unauslöschliche, immerschwärzer werdende Farbe mittheilet. Herr Kolbe will bemerkt haben, daß die Kinder der Hottentotten, die, gleich

*) S. L'Hist. de l'Académie des Sciences de Paris, Année 1702 p. 32.

den Kindern der Europäer, weiß zur Welt kommen, durch Hilfe dieser Gelbsucht, welche sich, drei oder vier Tage nach der Geburt, auf der ganzen Haut des Kindes verbreitet, hernach aber nicht wieder vergehet, eine Olivenfarbe bekämen. Indessen können sowohl diese Gelbsucht, als die wirklichen Eindrücke der Luft, meines Erachtens, bloß für eine zufällige, keineswegs aber für die Hauptursache der Schwärze gehalten werden. Denn man hat wahrgenommen, daß die Mohrenkinder schon im Augenblick ihrer Geburt, an den Wurzeln der Nägel und an den Geburtstheilen schwarz gezeichnet sind. Die Wirkung der Luft und die Gelbsucht mögen zu Ausbreitung dieser Farbe wohl etwas mit beitragen, es ist aber wohl unstreitig, daß der Grundstoff der Schwärze durch die Aeltern auf die Kinder übertragen, daß ein Mohr, wo er auch immer geboren werden mag, so schwarz, als ob er in seinem eignen Vaterlande geboren worden, zur Welt kommen wird, und daß der Unterschied, wenn ja nach der ersten Fortpflanzung bereits ein solcher statt fände, kaum wahrzunehmen seyn könne. Das ist aber doch nicht genug, um zuverläßig behaupten zu können, daß nach einer gewissen Anzahl von Zeugungen diese Farbe sich

nicht

nicht merklich zu verändern vermögte. Vielmehr läßt sich mit Grunde vermuthen, daß die urspünglich bloß von der Hitze des Erdkreises und der anhaltenden Wirkung der Wärme herrührende schwarze Farbe in der gemäßigten Witterung eines kalten Erdstriches allmählig vergehen, und daß folglich die Abkömmlinge der in eine nördliche Landschaft versetzten Mohren im achten, zehnten oder zwölften Grade lange nicht so schwarze, als ihre Vorfahren, sondern vielleicht eben so weiß aussehen würden, als die urspünglichen Völker des kalten Landes, worin sie nunmehro wohnen.

Erfahrne Zergliederer haben sich die Mühe genommen, emsig nachzuforschen, in welchem Theile der Haut sich die schwarze Farbe der Mohren eigentlich befände? Unterschiedene glaubten dieselbe weder im Felle, noch im äußersten Häutchen, sondern in der netzförmigen Haut anzutreffen, welche man zwischen beiden wargenommen *). Wenn diese Netzhaut, sagen sie, gewaschen und lange in laulichtem Wasser gehalten wird, pflegt sie von ihrer Farbe nichts zu ändern, sondern beständig schwarz zu bleiben. Das

*) S. L'Hist. de l'Academie Royale des Sciences de Paris 1702. p. 32.

Fell aber, und das äußere Häutchen scheint bei den Mohren fast eben so weiß, als bei andern Menschen zu seyn. Der Doktor Towns und einige andere Zergliederer sagen, das Blut sey in den Mohren viel schwärzer, als bei den andern Menschen. Mir hat es an Gelegenheit gefehlet, Untersuchungen über die Zuverläßigkeit dieses Umstandes anzustellen, dem ich außerdem gern Glauben beimessen mögte. Denn ich habe die Bemerkung gemacht, daß bei uns Leute von gelblichter oder brauner Gesichtsfarbe schwärzeres Blut, als andere haben; und die angeführten Schriftsteller behaupten, daß die Farbe der Mohren von der Farbe ihres Blutes abhängt *). Herr Barrere, welcher die Sache näher, als irgend ein anderer Gelehrter, untersuchet zu haben scheinet **), und Herr Winslow ***), sagen, das äußere Häutchen der Mohren sey schwarz, und wenn es denen, die es näher betrachtet haben,

*) S. L'Ecrit du Docteur Towns addressé à la Société Royale de Londres.

**) S. Diss. sur la couleur des Negres par Mr. Barrere. Par. 1741.

***) S. Expos. anatom. du Corps humain par Mr. Winslow, p. 489.

ben, weiß vorgekommen wäre, so könne dieses bloß von der ungemeinen Dünnheit und Durchsichtigkeit hergeleitet werden, übrigens aber sey es eben so schwarz, als ein schwarzes Horn, das man eben so dünn, als dieses Häutchen zubereitet hätte. Von eben diesen Schriftstellern hat man auch die Versicherung erhalten, das Fell der Mohren habe durchaus eine rothbraune, ins Schwarze fallende Farbe, die, nach des Herrn Barrere Bemerkung, von der Galle herzuleiten ist, welche bei den Mohren nicht gelb, sondern allemal so schwarz ist, wie Dinte. Hiervon glaubt er durch viel in Kayenne zergliederte Mohrenkörper völlig überzeuget zu seyn.

In der That pflegt eine sich ergießende Galle die Haut weißer Menschen gelb zu färben. Von einer schwarzen Galle müßte sie also wahrscheinlicher Weise schwarz gefärbet werden. Weil aber die Haut, sobald nur die Ergießung der Galle nachlässet, ihre natürliche Weiße wieder annimmt; so müßte man voraussetzen, die Galle habe sich allemal bei den Mohren ergossen oder sie wäre bei ihnen, wie Barrere saget, so häufig anzutreffen, daß sie von Natur in dem äußern Häutchen sich in genugsamer Menge verbreiten

könne, um demselben diese schwarze Farbe mitzutheilen. Uibrigens ist es gar nicht unwahrscheinlich, daß bei den Mohren das Blut und die Galle, gleich ihrer Haut, brauner, als bei den Weißen, ist. Allein durch den ersten dieser Umstände läßt sich darum noch nicht die Ursache des letzten erklären. Denn bei der Voraussetzung, daß entweder das Blut oder die Galle durch ihre Schwärze die Haut eben so dunkel färbeten, bleibt alsdann, statt der Frage: Warum die Mohren eine schwarze Haut haben? immer noch ein Verlangen übrig zu wissen, warum sie mit einer schwarzen Galle und eben solchem Blute begabet wären? Das heißt aber die Frage nur weitläuftiger ausdehnen, anstatt sie aufzulösen. Mir scheint eben die Ursache, die uns braun färbet, wenn wir uns der freien Luft und Sonnenhitze bloßstellen, eben die Ursache, welche die Spanier brauner, als die Franzosen, die Mauren aber brauner, als die Spanier machet, auch den Grund in sich zu fassen, warum die Mohren schwärzer als die Mauren sind. Inzwischen wollen wir uns hier nicht so wohl um die Wirkungsart dieser Ursache bekümmern, als vielmehr uns überzeugen, daß diese Ursach in der That, und zwar desto stär-

stärker und merklicher wirke, je mehr und je länger sie sich thätig beweiset *).

Die

*) Es wird nicht undienlich seyn, über die Entstehung und über den Sitz der schwarzen Farbe hier noch die Meinung einiger neuern und sehr großen Aerzte zu lesen. In dieser Absicht will ich kürzlich anführen, was der Herr Professor Schreber zu Erlangen in seiner allgemeinen Geschichte der Menschen S. 15. ꝛc. davon saget: Der Sitz der schwarzen Farbe der Neger, ingleichen der braunen und röthlichen anderer Völker, ist in dem Schleime zu suchen, welcher die Haut unter dem Oberhäutchen überziehet. (v. Hallers Elem. Physiol.) Die Haut selbst ist bei allen Völkern weiß, das beinahe durchsichtige Oberhäutchen aber bei den Weißen weißlich, bei den Mohren grau, oder wie andre wollen, schwarz oder weißfleckig, auch wohl an den Stellen, wo es am dicksten ist, schwärzlichem Horne gleich. (Ebend.) Dagegen sieht erwähnter Schleim dunkelbraun, und fällt desto mehr ins Schwarze, je schwärzer der Mensch aussiehet. (Ebend. Tom. V. p. 17.) Was ist aber die Ursache dieser Schwärze? Es ist ganz natürlich, zuerst auf die Sonne zu verfallen, welche die Haut eines Weißen desto bräuner färbet, je heftiger sie darauf wirket, oder je näher sein Aufenthalt der Linie und zugleich der Oberfläche des Meeres lieget. Allein diese Ursache wirket nur auf einzelne Personen, und es ist schwerlich zu erweisen, daß sie eine erbliche Schwärze zuwege bringe. Man hat an den Mohren schwarzes Blut, eine noch schwärzere Galle, und einen bräunlichen Schweiß wahrgenommen. (Ebend. S. 21. 22.) Sollte sich

ihr

ihre Farbe nicht aus eben der Quelle, woraus die Gelbsucht der Weißen entstehet, herleiten lassen? Sollte nicht die Wärme der Himmelsgegend fähig seyn, eine immerwährende so feine Auflösung der Galle zu bewirken, wodurch sie geschickt würde, ins Geblüte zurück geführet zu werden, und sodann die Haut zu färben? Daß die mit dem Geblüt vermischte Galle sich an den Schleim unter dem Oberhäutchen vorzüglich anleget und ihn färbet, lehret uns die Gelbsucht, wie sie an den Weissen sich zeiget. Dennoch ist aber die Farbe dieser Krankheit, selbst bei den Schwarzen, eine ganz andere, als diejenige, welche die braunen und schwarzen Völker von Natur zu haben pflegen. Und sollte wohl die Galle vermögend seyn, auch die feinsten und am besten ausgearbeiteten Säfte des Körpers zu färben? Im Gehirne der Mohren hat man deutliche Spuren der Schwärze gefunden. (S. Mem. de l'Acad. des Sciénc. de Berlin 1757. p. 69.) Selbst in ihrer Samenfeuchtigkeit soll eben diese Farbe herrschen. (S. Le Cat traité sur la couleur de la peau.) Aus diesem Umstand sucht man die Fortpflanzung der Farbe begreiflich zu machen. (S. Recherches sur les americains Tom. II. p. 27), welche in gemäßigten Gegenden, sogar nach mehrern Fortpflanzungen, kaum sichtbar abzunehmen pfleget. Welche Ursache hat aber zuerst das Blut, die Galle und Samenfeuchtigkeiten der Mohren gefärbet? Hat etwa die Sonne durch die Länge der Zeit an den entblößten Körpern der Eingebornen sehr heißer Länder eine Wirkung hervorbringen können, die sie an den weißen Kolonisten in den wenigen Jahren, welche seit ihrer Niederlassung daselbst verflossen sind, nicht zu leisten im Stande gewesen? — (Daß dieses in Nigritien, und wie es bei den Papus, bei den Einwohnern der philippinischen Inseln und Neuhollandes möglich sey, ist im vorhergehenden

Die Hitze des Erdstriches hat man als die vornehmste Ursache der schwarzen Farbe anzusehen **). Ist nun diese Hitze, auf

Er-

den durch den Herrn von Buffon erwiesen worden. — Wäre es aber nicht auch möglich, fragt der Herr Professor Schreber weiter, daß ein uns verborgner Zufall in ganz kurzer Zeit aus weißen Menschen schwarze gemacht haben könnte? Die schwarze Flecken, die zuweilen an Europäern gesehen worden sind, ohne daß man eine färbende Ursach zu entdecken vermögend gewesen wäre (S. des Herrn von Haller Elem. Physiol. Tom. V. p. 18.), scheinen es dem Herrn Professor Schreber glaublich zu machen; wir sind aber hier mehr für die allmählige Entstehung der schwarzen Farbe, bei den ersten Mohren eingenommen, weil dergleichen einzelne schwarze Flecken ehe von einer besondern und ungewöhnlichen, als von einer so allgemeinen Ursache scheinen entstanden zu seyn. Uibrigens nimmt man viel Aehnlichkeit zwischen der Farbe der Neger und zwischen derjenigen wahr, die dem Schleim auf dem Aderhäutchen des Auges (Choroidea) jederzeit, bei allen Farben unterschiedener Körper eigen ist. Wäre die Entdeckung der Ursache von dieser zu hoffen, die noch niemand anzugeben gewußt, so würde man in Ansehung jener ebenfalls die beträchtlichsten Aufklärungen zu erwarten haben.

M . . .

**) Besonders merkwürdig sind unter den bisher beschriebenen weißen, gelblichen, braunen und schwarzen, die schäckichten oder gefleckte Menschen. Unter den Negern sind unterschiedene

ver-

Senegal und Guinea, übermäßig heftig, so findet man in solchen völlig schwarze Menschen. Auf den östlichen Küsten von Afrika, wo sich eine minder starke Hitze spü-

ren derselben bemerket worden. In den philoso-phischen Transakt. vom Jahr 1697 n. 235. Art. 2. wird ein junger, an unterschiedenen Stellen weißer Neger beschrieben. Ebendaselbst im 54 Theil 1765 Art. 6. wird eines Negerkin-des mit weißen Streifen gedacht. Ein ähnli-ches ist, nach dem Zeugnisse des Gumilla 1738 in Neu-Granada geboren worden, das über-dem einen Busch weißer Haare zwischen den schwarzen auf dem Kopfe gehabt. In Afrika sollen die Mulatten, wie Barbot in der allge-meinen Hist. der Reisen IV. Th. S. 121 an-gemerket, bisweilen weiß, braun und gelb gefleckt seyn. Unter den braunen Völkern sie-het man zuweilen Leute, die auf braunem Grunde mit weißen Flecken getiegert sind, mit-hin dem äußerlichen Ansehen nach zu jenen gehören. In diesen erkennet man die wahren Kakerlacken, welchen die Aehnlichkeit der Far-be, mit dem gleichnamigen Insekte diese Be-nennung gegeben hat. Doch sind ihre Flecke, wie der Hr. Pr. Rudolfs versichert, welcher in Ostindien dergleichen Personen gesehen hat, etwas tiefer und rauher, als das Uibrige der Haut, und scheinen vielmehr eine Art von Aus-satz vorzustellen. Strahlenberg redet in seiner Beschreibung des nord- und östlichen Theiles von Europa und Asien, auch von gefleckten Tartarn in Siberien, von denen wir aber noch nicht genug zuverläßige Nachrichten ha-ben. S. Hr. Prof. Schreber l. c. p. 15.

ren läßt, giebt es auch minder schwarze Menschen. Wenn diese, wie in der Barbarei, in Mogol, in Arabien u. s. w. anfängt, ein wenig mäßiger zu werden, so sind allda nur braune Menschen, die endlich, bei so gemäßigter Hitze, wie man in Europa und Asien empfindet, ganz weiß aussehen, und keine andere Verschiedenheit an sich wahrnehmen lassen, als von Unterschied ihrer Lebensart herrühret. So pflegen zum B. alle Tartarn braun, die europäischen Völker aber, die doch unter eben derselben Breite leben, weiß zu seyn. Dieser Unterschied rühret, meines Erachtens, daher, weil die Tartarn sich beständig der Wirkung der freien Luft aussetzen, weder Städte noch beständige Wohnungen haben, auf der Erde schlafen, und überhaupt ein hartes, rohes oder wildes Leben führen. Das wäre schon allein ein hinlänglicher Grund, warum sie nicht so weiß, als die europäischen Völker seyn können, denen es an keiner Anmuth und Bequemlichkeit des Lebens zu fehlen pfleget. Warum haben die Chineser eine weissere Farbe, als die Tartaren, mit welchen sie außerdem in den Gesichtszügen so viel Aehnlichkeit beweisen? Bloß weil jene in Städten wohnen, eine bürgerliche Verfas-

sung

sung und alle Mittel in ihrer Gewalt haben, wodurch sie sich gegen die Ungemächlichkeit der Luft und der Erde, welchen die Tartarn beständig ausgesetzet sind, verwahren können.

Allzu große Kälte pflegt eben solche Wirkungen, als übermäßige Hitze zu verursachen. Die Samojeden, Lappen und Grönländer haben ein braunes, ja einige von den leztern ein eben so schwarzes Ansehen als die Afrikaner, wie einige versichern wollen, und wir schon oben beiläufig erinnert haben. Die beiden äußersten Grade von Hitze und Kälte begegnen sich hier gleichsam einander, und man sieht aus Erfahrung, daß eine sehr heftige Kälte und brennende Hitze, weil beide durch eine ihnen gemeinschaftlich zukommende Eigenschaft wirken, auf der Haut einerlei Wirkung hervorbringen. Diese Eigenschaft ist eigentlich die Trockenheit, welche in einer kalten Luft eben so groß, als in einer heißen, seyn kann. Die Kälte sowohl, als die Hitze, muß die Haut austrocknen, verändern und ihr diejenige braune Farbe mittheilen, welche man bei den Lappen gemeiniglich zu finden pflegt. Die Kälte macht alle Werke der Natur kleiner, enger und vermindert ihre Ausdehnung.

Da-

Daher sind auch die Lappen, welche beständig in der strengsten Kälte leben, unter allen andern Menschen die kleinsten. Der Einfluß der Witterung erhellet am deutlichsten aus diesem Lappengeschlecht, welches längs dem ganzen Polarzirkel in einem sehr langen Landstriche wohnet, dessen Breite sich so weit, als der kälteste Himmelsstrich erstrecket, und erst an den Grenzen eines gemäßigtern Landes aufhöret.

Der gemäßigte Himmelsstrich erstreckt sich vom 40sten bis zum funfzigsten Grade. In diesen Gegenden findet man die schönsten und wohlgebildetsten Leute. Hier ist auch die Gelegenheit, sich von der wahren und natürlichsten Farbe der Menschen einen Begrif zu machen. Hier muß man das Muster nehmen, wornach man alle andere Schattirungen der Farbe und Schönheit beurtheilen sollte; denn die beiden äußersten Grade sind von dem Wahren und Schönen gleich weit entfernt. Die gesitteten Länder in diesem Erdstriche sind Georgien, Zirkaßien, die Ukräne, die europäische Türkei, Ungarn, das südliche Deutschland, Italien, die Schweitz, Frankreich und der nördliche Theil von Spanien. Alle diese Völker machen den schönsten und am besten gebildeten Theil des

menschlichen Geschlechtes aus, der sich auf dem ganzen Erdboden befindet Der Himmelsstrich ist also wohl unstreitig die vornehmste und beinahe die einzige Ursache der Farbe bei den Menschen.

Die Nahrung hingegen, welche viel weniger, als der Himmelsstrich zur Farbe beiträget, pflegt in die Gestalt ihren größten Einfluß zu äußern. Grobe, ungesunde, übel zubereitete Speisen, können zu einer merklichen Ausartung der Menschen Gelegenheit geben. Man siehet dieses an der ungestalteten Häßlichkeit aller sehr armselig lebenden Völker. So gar bei uns finden wir auf dem Lande mehr häßliche Menschen, als unter der Bewohnern der Städte. Ich selbst habe in den Dörfern, wo nicht so viel Armuth, als in andern benachbarten herrschte, besser gebildete Menschen und nicht so häßlich aussehende Gesichter angetroffen.

Auch Luft und Erde haben einen großen Einfluß in die Gestalt der Menschen, Thiere und Pflanzen. Man darf nur, in einerlei Gegend, die Menschen, die an hohen Oertern, als an den Seiten der Berge oder auf Anhöhen, wohnen, genau betrachten, und mit denenjenigen vergleichen, welche in den daran grenzenden Thälern leben, so

wird

wird man die erstern munter, hurtig, wohlgebildet, geistreich, und ihre Weiber insgemein artig, unter den lezten aber auf dem platten Lande, wo die Luft mehrentheils dick, das Erdreich rauh, und das, Wasser nicht so rein ist, die Bauern grob, ungestaltet, plump, dumm u. s. w. die Bäuerinnen aber fast alle häßlich finden. Nun bringe man einmal spanische oder barbarische Pferde nach Frankreich. Unmöglich wird man sich von den Bemühungen, ihre Rassen zu erhalten, hier einen gewünschten Erfolg versprechen können. Gleich bei der ersten Zeugung fangen sie schon an auszuarten. Nach der dritten oder vierten Zeugung werden aus den spanischen oder barbarischen, ohne Vermischung mit andern Arten, lauter französische Pferde zum Vorschein kommen. Um also diese Ausartung zu verhüten und so schöne Arten wirklich fortzupflanzen, ist es nothwendig, solches durch neue, aus Spanien oder aus der Barbarei verschriebene Hengste zu bewerkstelligen. Der Einfluß des Himmelsstriches und der Nahrung in die Bildung der Thiere ist viel größer, als daß man dessen Wirkungen in Zweifel ziehen könnte. Obgleich diese Wirkungen bei den Menschen weder so schnell,

noch so augenscheinlich zu seyn pflegen, so müssen wir doch aus der Aehnlichkeit schließen, daß dieselben beim Geschlechte der Menschen ebenfalls statt finden, und sich durch die Verschiedenheit, welche man unter den Menschen wahrnimmt, deutlich offenbaren.

Es vereinigen sich demnach alle Umstände zu dem Beweis, daß nicht wesentlich unterschiedene Gattungen das Geschlecht der Menschen ausmachen, sondern das es vielmehr ursprünglich aus einer einzigen Art bestehe, die, nach ihrer Vervielfältigung und mehreren Ausbreitung auf der Erdkugel, durch den Einfluß des Himmelsstriches, durch den Unterschied in der Nahrung und Lebensart, durch ansteckende Krankheiten, ingleichen durch ungemein vielfältige Vermischung einzelner Menschen, die einander bald mehr, weniger ähnlich waren, unterschiedene Veränderungen erlitten hat. Es ist ferner klar, daß diese Veränderungen anfänglich nicht so merklich waren und nur eine Verschiedenheit einzelner Personen verursacheten, die hernach einen Unterschied in den Gattungen hervor brachte, weil sie durch die festgesetzte Wirkungen eben derselben Ursachen allgemeiner, merklicher und beständiger wurde. Diese Gattungen haben sich hernach beständig und mit der Fortpflanzung

des

des menschlichen Geschlechts von einer Zeugung zur andern so erhalten, wie sich Ungestaltheit oder Krankheiten von den Aeltern auf die Kinder fortpflanzen. Da sie nun ursprünglich bloß durch die Vereinigung äußerlicher und zufälliger Ursachen hervorgebracht, da sie endlich bloß durch die Zeit und fortgesezte Wirkung eben derselben Ursachen bestätigt und beständiger gemacht worden, so ist es überaus wahrscheinlich, daß alle diese verschiedene Arten mit der Zeit und allmählig wieder vergehen oder eine andere Beschaffenheit annehmen würden, so bald entweder diese Ursachen gar nicht mehr vorhanden wären, oder sich unter andern Umständen und in einer Vereinigung mit andern Ursachen wirksam beweisen sollten.

Anhang
zur Beschreibung der unterschiedenen Arten von Menschen.

Da der scharfsinnige Herr Verfasser bereits alles gesagt und mit einer hinlänglichen Deutlichkeit erkläret hat, was von den Spielarten des menschlichen Geschlechtes in Ansehung der unterschiedenen Größe, Gestalt und Farbe zu der Zeit, als er sein kostbares Werk geschrieben, sagen konnte, so ist uns in diesem Anhang nur ein kleiner Beitrag einzelner Merkwürdigkeiten übrig geblieben, wodurch wir unsern Lesern theils aus dem neuern und prächtigen schreberischen Werke mit illuminirten Kupfern, worin er die linneischen Thiergeschlechter und Gattungen kürzlich zu beschreiben und in richtigen Abbildungen vorzustellen suchet, theils aus andern Werken, noch eine nützliche Unterhaltung zu verschaffen gedenken.

Nach dem, was Herr von Buffon schon vom Unterschiede der Farben an den Menschen

schen, im Werke selbst angeführet, bleibt noch die Frage übrig: ob es möglich sey, daß Aeltern von einerlei Farbe Kinder von unterschiedener Farbe zeugen können? Schwarze Kinder von weißen Aeltern, sagt Herr Professor Schreber *) sind wohl noch nicht ganz zuverläßig entdecket worden, indessen ist, so viel man weiß, der borstige Engelländer **) ein Beispiel davon gewesen. Er war zu Brandon in Suffolk ohngefähr 1710 geboren. Auf seiner ganzen Haut sprosseten überall unzählige dünne, warzenartige Stacheln, so dick, als ein Bindfaden, hervor, die an der Spitze theils hohl, theils platt, entweder konisch oder unregelmäßig erschienen. Bloß das Gesicht, der Kopf, die flache Hand, die innere Fläche und Spitzen der Finger, wie auch die Fußsohlen blieben davon befreiet. Die Farbe dieser Stacheln fiel theils ins Dunkel-

 brau-

*) Im angeführten Buche S. 10.

**) Das menschliche Stachelschwein, der stachlichte Mensch, Berl. Samml. III B. p.266. L'homme Porc-epic. Journ. Encycl. 1756. Tom. II. Part. 3. p. 119. Edwards Glean. of. Nat. Hist. Vol. I. Pl. 212. ingl. Philos. Transact. 1731. n. 424. a. 1755. Vol. 49. p. 21. Seel. Vögel. VII Band. Porcupine man.

braune oder ins röthlich Schwarze. Sie waren so steif und elastisch, daß man, beim Uiberstreichen mit der Hand, ein deutliches Geräusche hören konnte. An einigen Stellen fand sichs, daß ihre Länge mehr als einen halben Zoll betrug. Dennoch schien die Haut nicht ungleich, weil sie gegen die kahlen Stellen hin stuffenweise abnahmen. Als dieser Mann geboren war, sah er aus wie andere Kinder. Erst fünf oder sechs Wochen nach seiner Geburt entdeckte man auf seinem Leibe unzählige kleine Ausschläge, die man sogleich für eine Krankheit der Haut erklärte. Unvermuthet aber zeigte sichs, daß es eine Art kleiner Borsten war, deren Wachsthum nichts aufzuhalten vermogte. Sie glichen, wenn sie anfiengen zu treiben, den Stoppeln des noch kahlen Federviehes. Herr Askanius (im Journ. Encycl.) beschreibt sie 6 Linien lang, 2 bis 3 Linien dick und, wie bei den Igeln die Stacheln, senkrecht gleichsam in die Haut eingepflanzet. Ihr Ansehen war bleifarbig, und, gegen das Licht gehalten, durchsichtig. Wenn man die Haut faltete und alsdann die Borsten wagerecht zu liegen kamen, so sahe die Haut an einer solchen Stelle weiß aus, die sonst an allen übrigen Theilen des Körpers schwärzlich zu seyn schien. Angezo-

gen

gen und mit Handschuhen bekleidet, glich dieser Mensch andern vollkommen. Die Haare auf dem Kopf und der Bart waren schwarz, sein Bau regelmässig und seine Figur einnehmend. Sonderbar ist es, daß die Borsten im Herbst allemal ausfielen, hernach aber neues Wachsthum erhielten. Man kann von ihm sagen, daß er in diesem Stücke den Thieren glich, welche zu gewissen Zeiten sich mausern oder hären, alsdann aber neue Federn oder Haare bekommen. Einst ist ihm ein Stück Fleisch am Bein abgenommen worden, und diese Stelle hernach kahl geblieben. Im 20ten Jahr bekam er die zusammenfliessende Pocken. In kurzem verlohr er die Borsten am ganzen Leibe. Nach seiner Genesung kamen sie aber, in voriger Gestalt, alle wieder zum Vorschein. Außerdem hat er sich fast beständig sehr wohl befunden. Er hat zweimal sehr große Kuren, sogar den Speichelfluß, ohne Erfolg versuchet. Hätte wohl jemand glauben sollen, daß ein solcher stachlichter Mensch ein junges Mädchen für sich empfindlich machen, oder daß dieses ihn heurathen würde? Dennoch ist es geschehen, und er hat in seiner Ehe sechs Kinder von beiderlei Geschlecht erzeuget. Sie waren alle, wie er, mit borstigen Borsten bedecket. Gegenwär-

tig (1756) ist von ihm noch ein einziger, ihm völlig ähnlicher Sohn übrig, der mit gleichem Erfolg, wie der Vater die Pocken ausgestanden. Herr Edwards hat im Jahr 1756 dessen Hand abgemalet, wie sie hier unsern Lesern in einer genauen Kopie vorgeleget wird. In den philosophischen Transaktionen ist die Hand des Vaters von einer andern Seite gezeichnet.

Häufiger werden von rothen, braunen oder schwarzen Aeltern *) in Amerika, Ostindien, Afrika, Madagaskar, und den Südländern, weiße Kinder, aber von einer eigenen Beschaffenheit, erzeuget. In Afrika nennet man sie Albinos, Dondos, weiße Neger, in Ostindien, obschon uneigentlich, Kakerlacken. Ihre Farbe ist nicht wie der andern Weißen, sondern milchfarbig und leichenhaft **), wie man sie auch zuweilen bei den Weißen unter den dunkelbraunen Völ-

*) S. Marcgravii tr. topogr. & meteorol. Brasiliae. p. 12. Vidi etiam albissimum juvenem octodecim annorum, pilis crispis albissimis & superciliis albis, cute albissima, naso pleno, more Æthiopum, qui natus in Brasilia è patre & matre Nigritis. Cf. Hist. de l'Acad. Royal. des Scienc. de Paris. 1734. p. 15. und 1744. p. 12.

**) S. oben S. 42. besond. S. 179. von den Chakrelas.

Tab. IIII.

v. B_ allg. N. VI. Th.

Völkern antrift. Ihre Haut ist runzlich, die Augen sind graugelb oder auch röthlich. Weil ihnen das Tageslicht beschwerlich ist und ein beständiges Blinzen verursachet, so pflegen sie nur des Nachts, oder bei Mondenschein ihre Geschäfte zu verrichten und werden daher Nachtmenschen genennet. An den beiden weißen Mohrenkindern, deren in den Schriften der Pariser Akademie gedacht worden, hatte der Regenbogen ein feuerrothes, mit einigen weißen ins blauliche fallenden Strichen marmorirtes, auch der Stern selbst ein ungemein rothes Ansehen. Die Röthe des letztern hat ihren Grund in dem durchscheinenden Aderhäutchen, (Choroidea) dem es hier an seinem gewöhnlichen schwarzen Schleime fehlet. Die Röthe des Regenbogens ist theils in den Flökchen desselben, die sonst allerlei Farben, hier aber eine rothe oder gelbliche haben, theils in der Abwesenheit des schwarzen Schleimes auf der Traubenhaut (Uvea) oder des dadurch hervorscheinenden rothen Aderhäutchens zu suchen *). Der Mangel des erwähnten Schleimes, um dessentwillen die

*) S. des Herrn von Hallers Elem. Physiol. Tom. V. p. 365.

die Stralen der Sonne zu häufig oder auch zu frei ins Auge fallen können, ist eigentlich die Ursach von der Empfindlichkeit dieser milchweißen Menschen gegen das Tageslicht und des daher entstehenden Blinzens. Herr von Haller hat auch unter den Europäern ein Beispiel von eben so gefärbten Augen, angeführet, aber nicht gesaget, ob damit auch die andern Eigenschaften eines Dondo verbunden gewesen *). Die Schwäche der Albinos an Leibeskräften und ihre Armuth an Gemüthsfähigkeiten hat schon Herr von Buffon **), nebst andern Umständen, berühret. — Diese Leute haben das Schicksal gehabt, von Reisenden und Naturforschern bald für eigne Nazionen, bald gar für eine besondere Gattung von Menschen angesehen zu werden. Sie haben aber zuverläßig ächte Menschen zu Aeltern, doch sind sie nur wenig zu Vermehrung ihrer Art geschickt; am wenigsten sind es die weißen Neger, die meistens für unfruchtbar gehalten ***) und von welcher Spielart viel seltner Frauens- als Mannspersonen angetroffen werden ****). Wenn sich

*) S. Hrn. Prof. Schreber l. c. p. 12. Not. v.
**) S. oben S. 42 und 179.
***) S. allgem. Hist. der Reisen, IV Th. p. 667.
****) Ebend. XVIII Th. p. 97.

sich die Albinos wirklich vermehren, so pflegen ihre Kinder gemeiniglich in die Haupt-farbe, aus welcher die Aeltern selbst ausgeartet gewesen, wieder über zu gehen; aber selten die gewöhnliche Statur der Völker, von welchen sie entsprossen sind, zu erreichen *).

Man hat noch vielerlei Erzählungen von diesen milchweißen Leuten, die aber einer nähern Bestärigung bedürfen. Köping, ein Schwede, der Ostindien zwischen den Jahren 1644 und 56. bereiset hat, und eine unvollkommne doch nicht unebne Nachricht von den Kakerlacken auf Amboina und Ternate giebt, schreibt ihnen eine pfeifende Aussprache zu **). Der Herr von Dalin, der ihrer in einer Rede gedenket, setzt ihr gewöhnliches Alter nur auf fünf und zwanzig Jahre, giebt ihnen lange Ohren und ein Blinzhäutchen unter den Augenliedern, wie die Vögel haben. Seine Gewährleute sind aber unbekannt, und gewissere Nachrichten verbiethen besonders, die Blinzhaut hier als wirklich anzunehmen.

Ein

*) S. Schreber l. c.

**) S. das 86ste Kap. seiner Beskrifning om en resa genom Asia, Africa och andra hedna länder. Stokh. 1734. S. 156.

Ein ungenannter Holländer, der in Ostindien gewesen war, hat dem Herrn Archiater von Linné erzählet, das weibliche Geschlecht wäre mit einer über das Schambein herunter hangenden Haut, wie die Hottentotten *) versehen. Herr Brad, ein Schwede füget hinzu, die Arme der Kakerlacken wären länger, als die menschlichen und pflegten bis an die Knie zu reichen **). Wenn er sie nur nicht, sagt Herr Schreber l. c. mit dem Drang Utang verwechselt, dessen Arme ohngefähr diese Länge haben, und welcher schon mehrmalen mit den milchweißen Menschen in Ostindien verwechselt worden. Bontius hat im Gegentheil das Bild einer wirklichen Kakerlacke fälschlich für das Weibchen des Drang Utang ausgegeben ***).

Ohne Zweifel gehören zu den Dondos die gelben oder die rothen Neger, mit eben solchen Haaren, die auch nur selten vorkommen. Von jener Art sind einige von glänzend gelber Farbe in Afrika und Madagaskar ****), von dieser eine Frauensperson

*) S. oben 140.
**) S. Car. à Linné Amoen. acad. Vol. VI. p. 72.
***) S. dessen Hist. nat. Ind. Orient. S. 84.
****) S. allg. Hist. der Reisen III Th. S. 480.

son in Brasilien gesehen worden. Alle diese Ausartungen lassen sich mit nichts füglicher vergleichen, als mit den weißen und aschgrauen oder aus beiden Farben gefleckten Kaninchen, oder mit den weißen Ratten und Mäusen, welche insgesammt zärter und schwächer sind, als es ihre Art mit sich bringet und sich von derselben durch rothe Augen unterscheiden. Die Ursache dieser sonderbaren Verfärbung ist noch ein unentdecktes Geheimniß.

Niemand hat bemerket, daß die Dondos oder milchweiße Menschen ihre Farbe mit der Zeit verändern und schwarz oder braun werden, es ist auch so wenig zu vermuthen, als eine solche Verwandlung bei erwähnten Thieren statt findet. Dagegen haben wir ein Beispiel von einer weiß gewordnen Mohrin. Diese war bis in ihr fünf und zwanzigstes Jahr völlig schwarz geblieben. Um diese Zeit fieng die weiße Farbe an, sich um den Mund, um die Nägel an Händen und Füßen zu zeigen, und verbreitete sich so über die Haut, daß im Jahr 1758, da sie vierzig Jahr alt war, über vier Fünftel der ganzen Oberfläche so weiß und glatt,

*) S. Marcgravii Brasil. p. 12.

glatt, als an den Europäerinnen, aussahen. Das übrige der Haut hatte zwar noch eine schwärze, aber nicht mehr so dunkle Farbe, als vorher. An den gebleichten Theilen, so weit als die Kleider darüber hiengen, waren auch sogar die Haare weiß geworden. Diese Veränderung war weder die Folge von einer Krankheit, noch mit einigen Unpäßlichkeiten begleitet *). Sonst pflegen die Mohren bei gewissen Krankheiten gelb oder blaß, und fast weiß, nach dem Tode hingegen desto schwärzer zu werden **). Die Brandblasen und Narben bleiben an ihnen lange weißlich; die von den Blattern aber sind im Anfang gelb, und scheinen erst spät wieder eine so schwarze Farbe, wie die andre Haut, anzunehmen. Im Alter verlieren die Mohren einen Theil ihrer Schwärze, und werden blaß oder gelblich, ihre Haare und Bärte hingegen grau ***).

*) S. Philosoph. Transact. 1759. S. 175.
**) S. allg. Gesch. der Reisen III Th. p. 189.
***) S. Ebend. S. 459. IV Th. S. 114. Marcgravii Bras. l. c. Cf. Schreber l. cit. p. 14. 15.

Nachtrag von der unterschiedenen Größe der Menschen.

Die Größe ist unter den Menschen am wenigsten wesentlich und beständig. Die gewöhnliche Höhe des menschlichen Körpers fällt, bekanntermaßen, zwischen fünf und sechs Fuß, in gerader Stellung. Kleiner als fünf Fuß sind einige Völker, die am Eismeere wohnen, und die Einwohner der Eisgebirge in den nordischen Ländern; als die Grönländer, die Esquimeaux oder Eskimos *), die Lappen **), Samojeden ***), Ostiaken ****), Wogulen *****), ein Theil der Tunguſen und vielleicht noch mehr

*) S. Kranzens Grönl. I Th. S. 178. III Th. S. 319. Allg. Hist. der Reisen XVII Th. S. 206.
**) S. allg. Hist. der Reisen I B. S. 311.
***) Diese finden sich nie unter vier, bisweilen 6 Fuß hoch. Ebend. XIX Th. S. 492.
****) Ebend. S. 503.
*****) S. D. Büschings Erdbeschr. IV B. S. 160.

mehrere Nazionen des nördlichen Siberiens*). Die Bewohner der Alpen sind kleiner, als ihre Nachbarn in den niedrigern Ländern, welches auch Herr von Haller **) von den Bewohnern Helvetiens versichert.

Das kleinste unter allen Völkern, welches nur erst seit kurzem bekannt worden ist, wohnet auf den höchsten Gebirgen des Innern von Madagaskar. Es hat eine Größe, die kaum vier Fuß betragen soll. Diese kleinen Madagaskarer, die von den andern Einwohnern der Insel Kimos genennet werden, sind Schwarze, oder von hellerer Farbe, als alle Neger, von denen wir einige Kenntniß haben. Ihre Haare sind kurz und wollicht. Ihre Gesichtsbildung kömmt der europäischen näher, als derjenigen, die an den übrigen Insulanern bemerket wird. Ihre Arme reichen ihnen bis an die Knie und scheinen daher verhältnißmäßig länger, als bei andern Menschen, zu seyn. Vermuthlich weil sie, wie alle Nazionen von kleiner Statur, kürzere Beine haben, welches die Arme verlängert ***). Sie sind außerdem untersetzt, breit von Schultern und Leibe, fleischig, und,

*) S. oben S. 6.
**) S. Elem. Physiol. Tom. VIII. P. II p. 40.
***) S. Hrn. Prof. Schreber l. c. p. 26 not. n.

und, in Ansehung ihrer Gemüthsbeschaffenheit, freundlich, lebhaft, geschäftig und herzhaft. Ihre Waffen sind Wurfspieße und Pfeile, welche sie so geschickt zu brauchen wissen, daß man sie noch nie hat bezwingen können. Sie nähren sich von Erdfrüchten und von der Viehzucht. Ihr gewöhnlichstes Vieh sind afrikanische Buckelochsen*) und das breitschwänzige Schaf **). Herr von Kommerson, ein Gefährte des Herrn von Bougainville auf dessen Reise um die Welt, hat im Fort St. Dauphin eine solche Frauensperson gesehen ***) Ein ähnliches Volk soll auf dem festen Lande von Afrika, dem Kapo Negro gegen Nordosten, wohnen. Dieses Volk soll von Statur dick, aber nicht größer, als ein zwölfjähriger Knabe seyn****). Beide sind werth genauer untersucht zu werden.

Verschiedene unter diesen Zwergvölkern sind Abkömmlinge solcher Nazionen, die eine ordentliche Leibeslänge haben. Die Ursach ihrer verminderten Größe ist also wohl

*) Bos indicus Linn. Müllers Linn. Syst. I B. p. 442.
**) Ovis arabica platyura Linn. Müller l.c. p. 423.
***) S. Lettre de Commerson à Mr. de la Lande in dem Supplem. au Voyage de Mr. Bougainville. Neuchatel 1773. p 177.
****) S. allg. Hist. der Reisen IV Th. p. 656.

hauptsächlich in der Beschaffenheit der Gegenden zu suchen, welche ihnen zum Aufenthalt dienen. Da wir nun wissen, daß in denselben die Kälte, welche den größten Theil des Jahres hindurch mit großer Strenge herrschet, vermögend ist, die Statur der Gewächse *), und Thiere **) kleiner zu machen, warum sollte sie dieses nicht ebenfalls an den Menschen thun können? Doch ist hierbei die Mitwirkung mancher Nebenursachen wohl nicht zu läugnen, als bei einigen von den angezeigten Völkern die frühzeitige Anstrengung des Körpers zur Arbeit, ingleichen der bisweilen sich ereignende langwierige Mangel der Nahrung, wodurch der Wuchs in die Länge sehr gehindert wird.

Eine ganz andere Bewandtniß hat es mit den Zwergen ***), die unter allen Völkern ein-

*) Je näher diese der Grenze des ewigen Eises auf den Alpen, oder je näher gegen Norden in Hudsonsbai, wachsen, desto kleiner sind sie. S. Halleri Hist. Plant. Helv. Præf. p. VIII. Linn. Amoen. Acad. Vol. IV. p. 423. Ellis Reise nach Hudsonsbai S. 279. Allgem. Hist. der Reisen XVII Th. p. 206. Kranz versichert im I Th. p. 79, daß eben dieses auch von Grönland gelte.

**) S. Ellis am anführten Ort. Dieses kann aber nicht ohne Ausnahme gelten.

***) S. oben S. 255.

einzeln gefunden werden, und das Maß des gedachten kleinen Volkes noch lange nicht erreichen, auch dabei oft einfältig, allezeit aber zur Zeugung ungeschickt sind. Einer der berühmtesten davon war der sogenannte Bebe des Königs Stanislaus in Polen *). Er war ein Bauerssohn und am 11ten November 1749 im Dorf Plaine geboren. Bei der Geburt hat er kaum ein Pfund und ein Viertel gewogen. Er war auf einem Teller überreicht worden, um getauft zu werden, und hatte lange Zeit hindurch in einem Holzschuhe gelegen. Da es ihm nicht möglich war, Milch aus der Mutterbrust heraus zu ziehen, so gab man ihm eine Ziege zur Amme, die auch ihr Amt sehr treulich verrichtete, und allemal von selbst auf die Stimme des Kindes zulief. Die Pocken überstand er nach sechs Monaten, bloß durch die Wartung der Mutter und seiner Ziege. In einem Alter von achtzehn Monaten fieng er an zu lallen, nach zwei Jahren stand er auf seinen Beinen und konnte fast ohne Hilfe gehen. Die ersten

*) Ausführliche Nachricht von ihm findet man in des Herrn von Buffon Hist. der Natur, 4to. VIII B. I Th. p. 118. Cf. Gaz. Litt. de Berlin 1764. p. 293. Müllers Linn. Natursyst. I B. p. 102. Schreber l. cit. p. 27.

Schuhe dieses Zwergen hatten die Länge von achtzehn Linien. Im sechsten Jahre war er ohngefähr fünfzehn Zoll hoch, und hatte nicht mehr, als dreizehn Pfund, am Gewichte. Er war von einer guten Gestalt und alle Theile seines Leibes hatten ein richtig Verhältniß. Er genoß einer guten Gesundheit, sein Verstand gieng aber nicht über die Grenzen des Naturtriebes. Um diese Zeit lies ihn der König von Polen nach Lüneville kommen, gab ihm den Namen Bebe und behielt ihn in seinem Pallaste.

Bis in ein Alter von fünfzehn oder sechzehn Jahren blieb er, ohnerachtet seiner veränderten Lebensart, bei guter Gesundheit. Die Unterweisungen seiner Lehrmeister waren ihm ganz unnütz. Er gab niemals einen Beweis, daß er einigen Begriff von der Religion, oder einige Beurtheilungskraft besäße Seine Leidenschaften waren eine heftige Begierde, Zorn und Eifersucht.

Im fünfzehnten oder sechzehnten Jahre war Bebe nur neun und zwanzig Zoll hoch, und bis zu dieser Zeit war im Wachsthum der unterschiedenen Theile seines Leibes keine Unordnung vorgegangen. Jetzo schien die Mannbarkeit an den Zeugungsgliedern auf einmal eine gar zu grosse Wirkung hervor-

zu-

zubringen, welche das Verderben des übrigen Leibes verursachte. Die Kräfte fiengen bald an, abzunehmen, das Rückgrad krümmte sich, der Kopf senkte sich, die Beine wurden schwach, ein Schulterblatt wuchs schief und die Nase bekam eine beträchtliche Vergrößerung. Bebe verlohr nun alle Munterkeit und wurde kränklich, dennoch aber in den vier folgenden Jahren fast noch vier Zoll größer.

Man hatte voraus gesehen, daß dieser Zwerg noch vor dem dreißigsten Jahre vor Alter sterben würde. In der That war er auch vom ein und zwanzigsten Jahr an schwach und hinfällig. In zwei und zwanzigsten, als dem letzten seiner Lebensjahre, konnte er kaum hundert Schritte hintereinander gehen. Im Maimonat 1764 bekam er einen Schnupfen mit einem kleinen Fieber, und fiel in eine Art von periodischer Schlafsucht. Indessen versichert man, daß er in den fünf letzten Tagen seines Lebens deutlichere Begriffe gehabt, als im Zustand seiner vollkommensten Gesundheit. Sein Todeskampf dauerte sehr lange. Er starb am 9ten des Brachmonats 1764 in einem Alter von beinahe 23 Jahren, und seine

ganze Höhe betrug damals drei und dreißig Zolle *)

Diesem Bebe können wir einen andern Zwerg entgegen setzen, welcher 1760 in Paris gesehen worden. Er war ein pohlnischer Edelmann, der in einem Alter von zwei und zwanzig Jahren nur acht und zwanzig Pariser Zoll in der Länge, dabei aber einen wohlgebildeten Körper, einen sehr fähigen Kopf und viel Kenntniß in unterschiedenen Sprachen besaß. Er hatte aber noch einen ältern Bruder von vier und dreißig, und eine sechsjährige Schwester von ein und zwanzig Zollen, welches ohngefähr die Größe von einem neugebornen Kinde ausmacht **)

Ein anderer Zwerg zu Bristol, der 1751 in seinem fünfzehnten Jahr eine Länge von 31 Zoll hatte, war mit allen Zufällen des hohen Alters behaftet, und von neunzehn Pfunden, die er im siebenten Jahr gewogen, auf dreizehn herunter gekommen ***). Alle diese Beispiele werden von einem friesländ-

*) Cf. Vallm. de Bomare Dict. d'Hist. nat. Tom. VII. p. 317 - 319.

*) S. Müller l. c. p. 102. Schreber l. cit. p. 27. Journ. de Med. Tom. XII. p. 167. Comment. Lipf. Vol. XI. p. 264.

***) S. Philosoph. Transact. Tom. XLVII. p. 278. Schreber l. c. p. 27.

ländischen Bauer, Namens Wiebe Lolkes übertroffen, der sich in dem bekannten Hause Blau Jan zu Amsterdam sehen ließ und am 2ten Mai 1751 sechs und zwanzig Jahr alt, aber nicht länger als 29 Amsterdamer Zolle war *).

Ein Zwerg aus Norfolk, den man zu London in eben diesem Jahr zeigte, als er zwei und zwanzig Jahr alt war, hatte einen wohlgebildeten Körper von 38 englischen Zollen und nur $27\frac{1}{2}$ Pfund am Gewichte **). Ja man hat Beispiele von solchen Zwergen, (wie Herr Prof. Schreber zeiget,) die nur zween Fuß ***), auch wohl nur ein und zwanzig ****) oder gar nur achtzehn Zolle a) gemessen haben. Der kleinste war ohnstreitig derjenige, welcher im 37ten Jahre nur 16 Zoll lang gewesen b). Ein ganzes Volk von einer dieser kleinen Staturen ist, wie leicht zu erach-

 ten,

*) S. Houttuyn's Naturl. Hist. 1 Deel, 1 St, p. 148. Müllers Linneisch. Naturs. 1, p, 102. Schreber l. cit.

**) S. Philos, Transact,. 495. Schreber l, cit,

***) S. Cardanus de Subtil. p. 357.

****) S. Journ. de Medecine Tom, XII. p. 167. &c.

a) Telliamed. Tom, II, p, 194.

b) S. Birch, Hist. of the Royal Society T. IV. p, 500,

ten, noch nirgends gefunden worden. Es würde auch, wie Herr von Haller sehr wohl anmerket, den Absichten des Schöpfers entgegen gewesen seyn, ein Geschlecht von Menschen entstehen zu lassen, welches zur Oberherrschaft über die Thiere so wenig Fähigkeiten besäße. Unter den Pygmäen der Alten hat man sich ohnstreitig bloß eine Art von Affen zu denken.

Von

Von den riesenartigen Menschen *).

Das Alterthum gedenket vieler Menschen von außerordentlicher Größe, die man zu verschiedenen Zeiten will gesehen haben. Sowohl die heiligen als weltlichen Geschichtschreiber, sogar die Reisenden melden von Riesen die erstaunenswürdigsten Sachen. Einige der neuern Schriftsteller bezogen sich, um dieser Meinung, daß es ungeheuer große Menschen gebe, noch ein stärkeres Gewicht ertheilen zu können, auf die Entdeckung so ungeheurer Knochen, daß die Menschen, denen sie angehöret hätten, wahre Kolossen gewesen seyn

*) Von den Riesen und Riesenknochen, von den Meinungen und wunderbaren Erzählungen, welche die Alten davon aufbehalten, lese man hier besonders Anton. Sangutelli novam disquisit. hist. & criticam de Gigantibus, edente Godofr. Schütze, Altonae 1756. 5 1/4 B. 8vo. Cf. Vallm. de Bomare Dict. d'Hist. nat. Tom. V. p. 54. Die physische Gigantologie des Ritters Hans Sloane in den Philos. Transact. n. 404. und die Gigantologie des Paters Jos. Torrubia. 1756.

seyn müßten. Wenn man aber die Nachrichten der Alten mit einiger Aufmerksamkeit lieset und mit einander vergleichet, so findet man bald das Uibertriebne und Irrige in ihren Erzählungen. Der Ritter von Jaucourt hat sich viel Mühe gegeben, im encyklopädischen großen Wörterbuch diese Materie in ein helleres Licht zu setzen und zu zeigen, daß alle die häufigen und wunderbaren Erzählungen mit Widersprüchen und Zeitirrungen angefüllet, ja sogar durch die Umstände selbst vernichtet worden sind, welche die Verfasser als Beweisgründe gebrauchet hatten. Die entdeckte große Zähne, Wirbelbeine, Ribben, Röhrenknochen, Schulterblätter u. s. w. die man ihrer ausserordentlichen Größe wegen für lauter Knochen von ehemaligen Riesen ausgab *), und wovon in so vielen Städten große Stücken als eben so große Merkwürdigkeiten aufbehalten werden, die man fremden Reisenden als Riesenknochen zeiget, sind nach der einstimmigen Aussage der Naturforscher wirk-

*) Man lese von ausgegrabnen Skeletten sehr ansehnlicher Riesen die Gaz. litt. de l'Europe 1764. Juill. p. 139 und 1767 Juin p. 449. Celle de Berlin, 1764. p. 126 - 128.

wirkliche Knochen von Elephanten oder andern großen Landthieren, von Wallrossen oder Nilpferden, Wallfischen u. s. w. Es ist also gar nicht wahrscheinlich, daß es in der Welt eine zahlreiche Art Menschen von so ungeheurer Größe, wie die Riesen der Alten beschrieben werden, gebe. Man hat überhaupt im ganzen Geschlechte der Menschen die Riesen, wie die Zwerge, bloß als ungemein seltne, zufällige und einzelne Abänderungen zu betrachten.

Ganze Völker, die gewöhnlich eine Höhe von sechs Fuß und drüber haben, sind von den Reisenden in der südlichen Hälfte der Erdkugel angetroffen worden. Auf der Insel Formosa *), den marianischen Eiländern **) und auf den Inseln des stillen Meeres ***), hat man Völker von größerer Statur, als die Europäer, gesehen. Am berühmtesten sind ohnstreitig die patagonische

*) S. Mandelslo's Reise. Anhang S. 161.

**) S. allgem. Hist. der Reisen XI. Th. S. 381. Dampier Voy. Tom. I. p. 378.

***) Z. B. auf der Hornsinsel. Le Maire. Allg. Hist. der Reisen XI. Th. p. 354. Auf der Insel Anton Kava. Dampier. S. Ebend. XII. Th S. 243. und auf andern Inseln. Roggewein. S. Ebend. XVIII. Th. p. 557. 560. 562. 569.

sche Riesen *), in der Nachbarschaft der malleganischen Meerenge. Man giebt ihnen eine Länge von sieben Fuß **), acht Fuß ***), acht bis neun Fuß ****), neun bis zehn Fuß, a) zehn bis zwölf Fuß b) eilf Fuß c) zwölf Fuß d) oder überhaupt eine Riesenmäßige Größe e). Ihre Wirklichkeit wird noch von vielen in Zweifel gezogen, welche der Meinung

*) Von diesen hat Herr von Buffon schon oben S. 253 ꝛc. seine Meinung gesaget. Man lese von denselben die Frankf neue Ausz. aus den besten Wochen- und Monatsch. V. Th. p. 81 ꝛc. Berl. Samml. IV. B. p. 180. Recherches philos. sur les americains par Mr. de P. . . . à Berl. 1768. Tom. I. p. 281. - 309. Schreber l. cit. p. 28.

**) So schätzte sie ohngefähr Moore, der 1618 einige von ihnen sahe.

***) Pigafetta im Jahr 1519.

****) Byron 1764 und Reainaud 1712.

a) Frezier 1711 und Syraudais 1766.

b) De Wehrt und de Kordes 1599.

c) Le Maire und Schouten 1615.

d) Sarimento 1579.

e) De Moort 1599 Spilberg 1614. Harington und Karman 1704. Cf. Die Untersuchung de Frage: Ob es in den Südländern Riesen gebe? in der allg. Hist. der Reisen XVIII. T. S. 575.

nung sind, die Furcht oder die Liebe zum Wunderbaren habe diese Ungeheuer allein erzeuget. Die Verschiedenheit des ihnen zugeschriebnen Maßes erregt allerdings starke Zweifel wider ihre Wirklichkeit. Der Herr Abt, Don Pernety, ein eifriger Vertheidiger derselben, leitet diese Verschiedenheit vornämlich daher, weil sie von allen denen, welche sie gesehen zu haben versichern, keiner genau zu messen Gelegenheit gefunden. Allerdings scheinen sie durch die Einbildung der Freunde des Wunderbaren ungemein vergrößert worden zu seyn. Daß indessen ein Volk, dessen Größe die unter den Europäern gewöhnliche um ein Merkliches überträfe, nicht unmöglich sey, beweisen, außer den Spuren, die man in den glaubwürdigen Denkmalen des Alterthums findet, unterschiedene Beispiele solcher Personen, die bei einer Länge von siebenthalb Fuß und noch drüber, dennoch wohlgebildet, gesund und zu allerlei Verrichtungen, welche Leibeskräfte nothwendig erfordern, aufgeleget gewesen sind *). Wir wollen in der Folge die merkwürdigsten Beispiele solcher ungewöhnlichen großen Menschen, sowohl

*) S. Schreber l. cit.

wohl unter den europäischen, als andern Völkern anführen, wenn wir vorher unsern Lesern eine kurze Geschichte der Patagonen werden vorgeleget haben.

Patagonien *) ist, bekanntermaßen, derjenige freie, noch keinem europäischen Joch unterwürfige Theil des mittäglichen Amerika, welcher sich von den südlichen Grenzen von Chili und Brasilien bis an die magellanische Straße, oder ohngefähr vom 38 bis zum 53 Grade südlicher Breite ausdehnet, in Osten an die Nord- in Westen an die Südsee grenzet, und sonst auch, nach dem Magellan, seinem ersten Erfinder, Terra Magellanica genannt wird. Die rauhe Witterung, der unfruchtbare Boden, und der gänzliche Mangel an allen den eingebildeten Schätzen, welche dem europäischen Geitz allein zu einer Lockspeise dienen, haben dieses Land bisher, zu seinem Glücke, noch für der Tyrannei aller gesitteten Völker bewahret.

Hernand Magaglians, oder, wie er gemeiniglich heißet, Ferdinand Magellan, war der erste Europäer, der, soviel man weiß, diese Küsten beschiffet hat. Nach Pigafet-

ta

*) S. Frankf. neue Ausz. l. cit.

ka Bericht, welchem wir die Nachricht von seinen Reisen zu danken haben, sahen seine Leute 1519 am Rio de la Plata, also noch im heutigen Brasilien, aber nicht weit von der patagonischen Grenze, einen Wilden von riesenförmiger Größe, der aber sogleich die Flucht ergriff, und ein Gebrülle, wie ein Ochse hören ließ. Nicht lange hernach, da sich Magellan den Winter über im Hafen St. Julian aufhielt, welcher im $47\frac{1}{2}$ Grad an der patagonischen Küste lieget, kam ein anderer dergleichen Riese tanzend und singend auf die Spanier los, wobei er beständig Staub über seinen Kopf streute. Die Spanier thaten ein gleiches. Hierauf bekam der Wilde Muth, sich ihnen, voller Verwunderung, zu nähern. Kaum reichten ihm die Spanier bis an den Gürtel. Er war sehr aufgeräumt, und hatte ein langes, um die Augen gelbes, auf den Backen mit Herzgestalten bemaltes Gesicht und weiß gefärbte Haare. Seine Kleidung bestand aus einer über seine Schultern hangenden Thierhaut. An seinen Füßen sahe man einige Stücke Fell, beinahe wie Pantoffeln, welche ihnen das Ansehen der Thierpfoten oder Patten gaben, daher ihn auch Magellan Patagone nannte, welches hernach

die allgemeine Benennung der dasigen Wilden geworden ist. Da ihn Magellan mit einigen seiner Leute wieder ans Land schickte, kamen bald mehrere von seinen Landsleuten zum Vorschein, welche, nach dem Pigafetta 10 Palmen oder etwa 7 Fuß, nach dem Argensola hingegen, über 15 Spannen oder 12 Schuh hoch waren.

Ein andermal erhielt Magellan einen Besuch von sechsen dieser Wilden, die einen Kessel voll Fleisch verzehrten, woran sich zwanzig Matrosen hätten sättigen können. Da er gern ein Paar dieser Leute mit nach Spanien bringen wollte, lokte er einige derselben auf ein Schiff, legte zweenen mit List Fessel an, welche, so bald sie die Fessel merkten, fürchterlich zu brüllen anfiengen. Den einen ließ man wieder laufen, den andern aber behielt man auf dem Schiffe, wo er dann einen ganzen Korb voll Zwieback auf einmal aufzufressen und einen halben Eimer Wasser in einem Zuge zu trinken pflegte. Bald hernach starb er in der Meerenge am Scharbock.

Garcie de Loaise, der im Jahr 1525 durch Magellans Strasse segelte, ward in derselben, bei der Bai St. Georg zween Kähne mit Wilden vom hoher Statur gewahr, die von einigen seiner Leute Riesen ge-

genannt wurden. Sie blieben aber zu weit entfernt, als daß man sie hinlänglich unterscheiden können. Zween andere Spanier, Simon de Alkazora und Alfonso de Komargo, welche in den Jahren 1535 und 1539 diese Gegenden besegelten, sagen kein Wort von der Leibeslänge der Einwohner, obgleich die Leute des ersten, an dem Flusse Quadalquivir in der Meerenge, viel mit den dasigen Wilden zu thun hatten.

Eben so wenig erkläret sich hierüber der Verfasser der Reisebeschreibung des Admirals Drake, ob er gleich die Bewohner der nördlichen Küste der Meerenge als starke, flüchtige und verschlagne Leute beschreibet. Joh. Winter aber, der ein Schiff von Drakens Flotte kommandirte, und eine besondere Beschreibung dieser Reise hinterlassen hat, behauptet ausdrücklich, daß die Bewohner vom Port St. Julian an der östlichen Küste von Patagonien bloß eine mittelmäßige Größe hätten und bei weitem nicht so hoch wären, als die Spanier vorgäben. Unterschiedene Engelländer hätten den grösten Patagonen an Länge übertroffen.

Pietro Sarmento, welcher 1579 den Drake aufsuchen sollte, hatte vielen Verkehr mit den Wilden an der östlichen Küste von

Patagonien, sagt aber nichts von ihrer Grösse; daher er auch wohl nichts außerordentliches daran muß bemerket haben. Allein in der Meerenge sah er einen ganzen Haufen Riesen, bemächtigte sich auch eines der grösten unter ihnen, der einem Cyklopen gleich sahe. Die andern hat er über drei Ellen lang und nach Verhältniß dick und stark beschrieben.

Anton Knivet, des Thomas Kandisch oder Kavendisch zwote Reise vom Jahr 1592 beschrieben, macht noch ein fürchterlicheres Bild von diesen Riesen. Die Küsten um den Port Desire, sagt er, (im 48ten Grade der östlichen Küste von Patagonien) wird von Riesen, funfzehn oder sechzehn Spannen hoch, bewohnet. Ich habe die Fußstapfen eines derselben am Ufer gemessen, welche viermal so lang, als unsrigen waren. Ich habe auch zween vor kurzem begrabne Wilden gemessen, deren todte Körper 14 Spannen in der Länge hatte. Diese Leute gehen völlig nackend, sie tragen lange Haare u. s. w. Richard Hawkins, welcher 1593 eben diese Gegend besuchte, schildert die Patagonen als grausame, treulose und so grosse Leute, daß einige sie auch Riesen zu nennen pflegen.

Sebald der Wert, ein berühmter holländischer Seefahrer, sahe im Jahr 1599 in der Meerenge bei der grünen Bai, sieben Kähne mit Wilden, die, so viel man bemerken konnte, zehn bis eilf Schuhe hoch waren, aber sogleich ans Land flohen und mit Steinen die Holländer abhielten, hernach aber mit Händen Bäume ausrissen, welche von Fern eine Spanne dick zu seyn schienen, und sich hinter dieselben verschanzten.

Olivier von Nort, ein anderer holländischer Admiral, der in eben demselben Jahre in die Südsee segelte, hatte mit den Patagonen im Port Desire Händel bekommen, er beschrieb sie als Leute von großem und fürchterlichem Ansehen. In der Meerenge bei dem Kap Nassau oder Forland wurde er von einem Haufen Wilden von mittlerer Größe angegriffen, von denen er sechse gefangen bekam; einer davon, welcher nachmals die holländische Sprache lernte, sagte ihm, daß es in dem Lande verschiedene Völkerschaften gebe, worunter viere von gewöhnlicher Größe wären; daß aber im Innern des Landes ein Riesenvolk, Namens Tiremenen, wohne, das in der Länge zehn bis eilf Schuh hätte, und beständig die andern vier Nazionen bekriegte.

George Spilberg, ebenfalls ein holländischer Admiral, sah im Jahr 1615 auf dem Feuerland einen Wilden von sehr großer Länge. Unterschiedene begrabne todte Körper waren aber von gewöhnlicher Größe.

Aris Klaffon, Konniß auf des Le Maire Flotte, ein sehr glaubwürdiger Mann, versichert, er habe im Jahr 1616 unterschiedene, an der patagonischen Küste begrabne Leichen untersuchet und gefunden, daß gar wohl dasjenige, was die vorigen Seefahrer berichtet, wahr seyn könnte, weil diese Leichen fast alle 10 bis eilf Fuß lang gewesen. Wenigstens muß man von dieser Untersuchung sagen, daß die Furcht, weil sie mit kaltem Blute geschehen, hier die Gegenstände nicht habe vergrößern können.

Garcie de Nodal, ein Spanier, welcher zwei Jahre hernach durch die Meerenge schiffete, sagte nur, daß die Einwohner an der patagonischen Küste die Europäer um einen ganzen Kopf überträfen.

Die folgende Seefahrer, als Narborough und Wood, Barthelemy, Sharp, Rowley, Dampier, Lionel, Wafer und Herr de Gennes haben an diesen Küsten entweder gar keine Einwohner oder doch nur lauter Menschen von gewöhnlicher Größe, gesehen.

Der

Der letztere, der im Jahr 1696 die Meerenge besegelte, saget, die Bewohner derselben wären zwar von ansehnlicher Größe, bei weitem aber nicht acht bis 10 Fuß hoch, wie von einigen auf eine übertriebene Art vorgegeben worden. Allein im Jahr 1704 sahen Harrington und Torman, zween französische Schiffkapitäns, einmal sieben dieser Riesen in der Baye de Possession, ein andermal erblickten sie deren sechs, zum drittenmal über 200 Mann, theils Riesen, theils Leute von gewöhnlicher Größe.

Frezier, ein zuverläßiger Seefahrer, der 1712 sich an der Küste aufhielt, giebt uns eine umständliche Nachricht von den Einwohnern Patagoniens, „die westliche Küste desselben, „sagt er, wird von der magellanischen Meerenge „bis zur Insel Chilon von einem Volke bewoh„net, welches Chanons genennet wird. Sie „gehen, ohngeachtet sie zwischen Bergen in ei„nem überaus kalten Lande wohnen, dennoch „ganz nackend. Bisweilen bedecken sie sich mit „einer Thierhaut, welche bloß viereckicht „geschnitten ist und um ihre Schultern ge„hangen wird. Etwas tiefer im Lande „wohnet ein Riesenvolk, welches Kauna„hues heißt, und weil diese mit den Cha„nons in Freundschaft stehen, kommen sie

„ mit ihnen oft bis an die Spanischen Woh-
„ nungen auf der Insel Chilon.“ Frezier hat wohl dieses Riesenvolk nicht selbst gesehen; allein Don Pedro Molina Gouverneur der Insel Chilon und andere Augenzeugen haben ihn versichert, man habe sie wenigstens neun oder zehn Fuß lang befunden. Dieses sind eigentlich diejenigen Patagonen, die an der nächsten östlichen Küste sich aufhalten und in den alten Berichten der Seefahrer gemeinet werden. Die Spanier, welche die Küsten der Südsee in dem mittägigen Amerika bewohnen, sagt Raveneau de Büsson in den Reisen der Flibüstiers, haben gewisse weiße Indianer zu Feinden, die einen Theil von Chili bewohnen und Leute von einer erstaunlichen Größe und Dicke sind. Sie werden beständig von ihnen bekrieget, und wenn sie einige Spanier erwischen, pflegen sie denselben den Leib aufzureißen und das Herz heraus zu nehmen.

Zu allen diesen sowohl ältern als neuern Zeugnissen nehme man hier noch dasjenige, welches der Kommodore Byron und seine Leute von diesen Riesen erzählet haben, so wird man wenigstens das Daseyn derselben unmöglich in Zweifel ziehen können, ob man gleich auch diejenige nicht verwerfen darf, die uns die Patagonen als Leute von

ge-

g wöhnlicher Größe beschrieben haben. Daraus folget weiter nichts, als daß jeder die Sache so erzählet, wie er sie gesehen hat. Man muß also den Schluß machen, daß diese Art Leute wirklich vorhanden sey, und man sie deswegen gar nicht für erdichtet ausgeben könne, weil einige Seefahrer sie endweder gar nicht, oder doch keine andere Patagonen, als die von gwöhnlicher Größe, gesehen haben.

Frezier, dieser scharfsinnige Schriftsteller, ist ebenfalls der Meinung, und füget seiner vorhin angezeigten Stelle noch hinzu: „Was „ich, nach dem Zeugniß glaubwürdiger Leu„te, hier angeführet habe, ist mit dem, „was wir in den Berichten der berühmte„sten Seefahrer lesen, so übereinstimmend„daß man, meines Erachtens, ohne Leicht„sinnigkeit glauben kann, es gebe in diesem „Theile von Amerika eine Art Menschen, „deren Größe die unsrige weit übertrift. „Ihr seltner Anblick hat vielleicht eine Ver„größerung in dem ihnen beigelegten Mas„se verursachet. Man muß aber auch er„wägen, daß die meisten die Größe nur „von ohngefähr, nicht aber nach der streng„sten Schärfe bestimmet haben, und als„dann wird sich finden, daß ihre Zeugnis-

„ se, nach allen Umständen der Zeit und „ des Orts, genau mit einander überein „ kommen. "

Es ist unstreitig, daß die heutigen Bewohner der beiden Ufer der magellanischen Meerenge von gewöhnlicher Größe sind. Eben so gewiß scheint es zu seyn, daß diese besondere große Art vor 200 Jahren ihren ordentlichen Aufenthalt an den wüsten Küsten der Nord- und Südsee gehabt, wo sie entweder in elenden Kabanen oder in Höhlen fast unzugänglicher Felsen gewohnet, wie es Olivier von Noort berichtet. Aus dem Berichte dieses berühmten Seefahrers erhellet, daß von der Zeit an, wo die europäischen Schiffe in diesen Gegenden anzulangen pflegten, diese Leute sich verborgen halten, solange sie Schiffe gewahr werden; daher man sie auch nicht entdecken können, ob man gleich fast alle Augenblicke Merkmale von ihrem Daseyn an der Küste gefunden. Zu dieser Schüchternheit hat sie vermuthlich das Betragen der ersten Europäer bewogen, die an diese Küste gelandet sind, und sich immer bemühet, sich einiger dieser Leute zu bemächtigen und sie mit nach Europa zu nehmen.

Wenn man weiß, wie hoch alle im Stande der Natur lebende Wilden ihre Freiheit

schätzen, so wird man sich über die schüchterne Zurückhaltung dieses ungemein wild und furchtsam beschriebnen Volkes gar nicht verwundern können. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat sie die allzu öftere Landung europäischer Schiffe an dieser Küste bewogen, selbige zu verlassen und sich tiefer in das Land hinein zu ziehen, von wannen sie jetzt nur zu gewissen Zeiten an das Ufer des Meeres kommen.

Anson vermuthet, daß sie unter den Kordilleras an der westlichen Küste wohnen, und sich nur selten an der östlichen zeigen. Wenn also diejenige Schiffe, die seit 100 Jahren an die patagonische Küste gekommen, diese große Leute nur selten gesehen, so rührt es vermuthlich daher, weil sich dieses wilde, furchtsame Volk von dem Meere, das nun ihrer Freiheit so gefährlich ist, weit entfernt, und sich, nach dem Beispiel so viel andrer indianischer Nazionen, in die Gebirge zurückgezogen hat, um den Europäern so leicht nicht in den Wurf zu kommen. *)

Un-

*) Um sich von der Wirklichkeit eines patagonischen Riesengeschlechtes vollkommen überzeugen zu können, lese man in dem vierten Bande unserer Sammlung der besten Reisebeschrei-

Unter den einzelnen Beispielen solcher Personen die zu einer außerordentlichen Grösse und folglich zu riesenartigen Menschen erwachsen waren, sind folgende merkwürdig:

1.) Keißler fand auf dem kaiserlichen Schloß Ambras, unweit Inspruck in Tyrol, das Gemälde von einem gewissen Hans Brav, der im Jahr 1550, nach dem Leben, da er ins 48ste Jahr gieng, verzeichnet war. Er hatte über 12 rheinländische Fuß, also eine wirkliche Goliathslänge.

2.) In Hannover befand sich am Hofe des Herzogs Johann Friedrich, ein Trabant aus dem Amte Münden, der, nach

der

schreibungen die allgemeine Einleitung zu den neuesten englischen Seereisen von S. 22. bis 40. in den Reisen selbst, jene von Kommodore Byron von S. 156. bis 169. und in Kapit. Wallis Reise 5. Band. von S. 24. bis 36. Man wird nach Durchlesung der angezeigten Stellen schwerlich einige Zweifel wegen der Wirklichkeit solcher Menschen übrig behalten; doch ist zu bedauern daß noch kein europäischer Seefahrer es versucht hat, einen dergleichen Riesen nach Europa zu bringen, welches denn einmal die so lang bestrittene Wirklichkeit derselben bekräftigen, und weiter keinen Zweifel übrig ließe. Es ist aber auch nicht zu läugnen, daß die Uiberfahrt eines solchen Wilden wegen der ihm fremden Nahrung und Lebensart auf der See großen Schwierigkeiten unterworfen seyn mag.

der annoch da zu lesenden Grabschrift, eine Höhe von vier Ellen und 6 Zoll hatte. Im Jahr 1676 starb er in einem Alter von 44 Jahren und 2 Monaten.

3.) Der Erzherzog Ferdinand hatte, ausser einem Zwerg von 3 Spannen in der Länge, zugleich einen Heiducken, der eilf Schuhe hoch war.

4.) Im Jahr 1749, den 27. Februar starb in Harlem der berühmte Kajanus, dessen Höhe 3 Schuh 9 Zoll Amsterdamer Maß oder fast 8 rheinländische Fuß betrug. Er würde noch länger gewesen seyn, wenn er nicht verwachsene Knie gehabt hätte *)

5.) Zu Anfang des 14ten Jahrhunderts ist in dem holländischen Dorf Spaarwoude ein Mann, Namens Klaas von Kyten begraben worden, der $8\frac{1}{2}$ rheinländischen Fuß gemessen. Sein Maß ist bis jetzo noch an der dasigen Kirchmauer zu sehen.

6.) Noch vor wenigen Jahren ließ in Amsterdam sich ein Frauenzimmer sehen, welche sieben rheinländische Fuß lang, dabei aber

*) S. Lond. Chron. 1760. p. 507. (Nach schwedischen Maße. 8. F. 4. Z. Tuneld Geogr. Stockh. 1762 p. 516.) Schreber l. c. p. 29.

aber wohlgewachsen und schön gebildet war. *)

Ferner gehören hieher

7.) Der Hottentotte von sechs Fuß 7 Zoll, dessen der Abt de La Caille (in seinem Journ. S. 143.) gedenket.

8.) Der Engländer von 7 englischen Fuß und 5 Zoll, beim Thoresby **)

9.) Der Riese von 7 Fuß 6 Zoll, der in England zu sehen gewesen ***)

10.) Ein anderer Engländer von 7 Fuß 7 Zoll. ****)

11.) Ein Schweizer a) und 12) ein Friesländer b), beide von 8 Fuß, vermuthlich rheinländisch Maß.

13.) Ein schwedischer Bauer von 8 Fuß, beim Rudbeck. c)

14.) Ein

*) S. Müllers linn. Naturs. 1. B. p. 103. Cf. Houttuyn l. c. p. 145. und Browne's Reyzen. p. 4.

**) S. Thoresby Nat. Hist. of. Leeds p. 611.

***) S. Philos. Transact. n. 240. Plott Nat. history of Staffordsh. p. 295.

****) Philos. Transact. n. 264.

a) S. Stöller vom Wachsthum des menschlichen Geschlechts. S. 22.

b) Von der Linden Physiol. reform. p. 242.

c) In seiner Atlantica Tom. III. p. 245. Abhand. der schwed. Akad. 28. B. p. 340.

14.) Ein Schwede unter der ehemaligen Berliner Garde von 8 Fuß, 6 Zoll, *) von welcher Länge noch einige Beispiele vorkommen. **) Der bekannteste ist wohl in den neuern Zeiten.

15.) Der große Riese Bernhard Gili, den man sowohl in Berlin, als in Dresden und an mehrern Orten im Jahr 1764 sehen konnte. Dieser war zehn Schuhe lang ***) und versicherte, daß er noch im 9ten Jahre seines Alters die gewöhnliche Höhe anderer Knaben gehabt, von dieser Zeit aber angefangen habe, zu dieser außerordentlichen Höhe aufzuschießen. Ein Beweis, daß die Regel des Plinius und Aristoteles ihre Ausnahme leide, wenn ersterer behauptet, der Mensch erreiche schon in seinem dritten oder nach diesem in seinem fünften Jahre die Hälfte seiner Größe. Im Schreber wird das tridentinische Gebiete, im Alton. gel.

*) S. Stöller l. c. S. 18.

**) S. des Herrn von Haller Elem. Physiol. Tom. VIII. P. II. p. 41. Cf. Schreber l. cit. p. 30.

***) S. Gaz. litt. de l' Eur. 64. Août p. 335. Celle de Berlin 1764. p. 44. 1766. p. 296. und 307. Alton. gel. Merc. 1764. p. 308. Im Schreber l. cit. werden ihm nur 8 Fuß 2 Zoll schwed. Maß gegeben.

gel. Merkur Tyrol zum Vaterlande des berühmten Gili angegeben.

Von den hin- und wieder gefundenen einzelnen vermeinten Riesenknochen, *) welche, nach den Verhältnissen des menschlichen Körpers, Personen von wenigstens 12, 13 und mehr Schuhen anzuzeigen scheinen, haben wir schon oben gesagt, daß es größtentheils Knochen großer Thiere sind. **) Am wenigsten ist von den ungeheuren Gerippe zu halten, welche 17, 18 bis 25 Fuß lang gewesen seyn sollen. ***) Diese gehören unstreitig in das Reich der Fabeln. Wie stark müßten die Knochen solcher Riesen, im Verhältniß gegen ihre Länge, und wie stark müßten die Muskeln gewesen seyn, welche dergleichen ungeheure Knochen hätten bewegen sollen? ****)

Von

*) S. Hamb. Journ. 1. B. p. 76-79. Collinsons Beschreibung eines unlängst gefundenen Riesengeribbes von 9 Fuß 6 Zoll ꝛc. Journ. des Sçav. 64. Sept. p. 501.

**) Cf. Abhandl. der schwedischen Akad. 28. B. p. 335. und 338.

***) Als die Knochen des Riesen von 15 Fuß in den Gräbern der kanarischen Könige. S. allg. Hist. der Reis. 2. Th. p. 30. Des Teutobachs von 25 Fuß u. a. m. in des Herrn von Haller Elem. Phvs. l. cit.

****) S. Schreber l. c. p. 30.

Von einigen unförmlich dicken und schweren Menschen.

Wie die Natur in der gewöhnlichen Grösse der Menschen sehr merkwürdige Abweichungen hat, so findet man auch einzelne Beispiele von außerordentlicher Schwere und Dickheit menschlicher Körper, wovon wir aus des Herrn Professor Müllers linn. Natursystem 1. B. S. 104 einige anführen wollen.

Vor etlichen Jahren, sagt er oder Herr Houttuyn, reisete ein Engelländer über den Berg Senis in Piemont, dessen Gewicht 550 Pfund ausmachte.

Ein anderer Engländer aus Linkoln starb im Jahr 1724 im 29sten Jahre seines Alters. Er war 6 Schuh, 4 Zoll lang, 10 Schuh im Umfang, und hatte 580 Pfund an Gewichte. Er war ein Ochsenhändler und verzehrte täglich 18 Pfund Rindfleisch.

Im Jahr 1565 starb der Stadteinnehmer in Durlach, dessen Körper 600 Pfund wog. Die Möglichkeit solcher ungeheuer dicken Massen menschlicher Körper wird im

angeführten Werke durch ein ziemlich neues Beispiel eines Engländers bestätiget und auf der 2ten Kupferplatte die Abbildung desselben geliefert. Dieser Engländer hieß Eduard Bright. Er hatte in Malder in Essex einen Kaufmannsladen, und wog in seinem 29sten Jahre 609 englische oder 557 Nürnberger Pfunde. Seine Dicke war sehr ausserordentlich, denn es konnten sich wohl sieben erwachsene Personen in seine Weste einknöpfen.

Inzwischen sind Menschen von solcher unförmlichen Dicke, wie die vorher beschriebne Menschen mit allzu kleinen oder ungeheuer großen Körpern, fast lauter einzelne Abweichungen von dem gewöhnlichen Wege der Natur, die man für keine besondere Gattungen im Geschlechte der Menschen, sondern größtentheils für merkwürdige und seltne Ausnahmen halten muß.

Durch

Durch Kunst entstellte Menschen.

Nachdem wir von einigen seltnen Abweichungen der bildenden Natur in Ansehung der Größe, der Dicke u. s. w. geredet, so werden vielleicht einige durch Kunst bewirkte und entweder durch die Verschiedenheit im Begriff des Schönen, oder durch gewisse Bedürfnisse veranlassete Mißbildungen hier nicht am unrechten Orte stehen. Herr von Linné rechnet unter die mißgebildeten Menschen auch diejenigen, die einen Mangel an irgend einem Theile haben, wie zum Beispiel die Hottentotten, an denen man immer nur eine Hode findet. Allein dieser Mangel ist nicht sowohl das Werk der Natur, als vielmehr einer unzeitigen Vorsorge der Aeltern, welche ihre Knäblein, bald nach der Geburt, eines dieser Theile berauben, um sie desto geschickter zum Laufen auf der Jagd zu machen. Hieher könnte man auch, wie Herr Müller *) sa-

*) Im linn. Syst. der Natur 1. Th. p. 105.

get, die berufenen Amazonen zählen, die nur eine Brust haben sollten, weil ihnen die andere gemeiniglich abgenommen wurde, damit sie an der platten Seite den Bogen desto besser halten und auf der Jagd sowohl, als im Kriege, die Pfeile desto besser abdrücken konnten. Merkwürdig ist es, daß der Archiater auch diejenigen europäischen Frauenzimmer in die Klasse der monströsen Menschen setzet, welche durch enge Schnürbrüste sich eine allzuschlanke Gestalt verschaffen.

Wenn übrigens, die Chineser, wie Herr von Buffon in diesem Band erzählet, ein erhabnes Hinterhaupt und ihre Weibspersonen kleine Füße; wenn die Einwohner von Astrakan *) sehr breite Stirnen haben; wenn diese an einigen Stämmen von Wilden in Amerika, wie z. B. an den Karaiben, ungewöhnlich niedergedrückt, oder, wie an einigen kanadischen Stämmen, kugelrund, oder, wie an andern Wilden, zugespitzt, oder wie bei den Wilden am Marahon viereckicht erscheinen; wenn den Neuholländern oben und unten zween Vorderzähne fehlen; so hat man dieses als Verunstaltungen anzusehen, woran die Natur so we-

*) S. allg. Hist. der Reisen 10. Th. p. 67.

wenig Antheil hat, als an den Malereien, welche die Reisenden auf den nackten Leibern unterschiedener Völker bemerket haben, oder an den Farben, die manche Neger in den Südländern ihren Haaren geben. *)

Von der Art, wie unterschiedene wilde Völker ihre Haut aufzuritzen und auf derselben allerlei Figuren einzubeizen pflegen, ist schon oben S. 77. 98. 99. 102. 108. 159. 166. 226. und 234 geredet, auch S. 166 eine Vorstellung eines dergleichen durch Kunst entstellten Gesichtes gegeben worden. Hier will ich nur noch eine kurze Nachricht und etliche getreue Abbildungen von den alten gemalten Brittaniern oder Piften aus einem alten, vielleicht seltnen Werke **) beifü-

*) S. Schreber. l. cit. p. 25.

**) Hier ist der vollständige Titel des Werkes, Admiranda narratio, fida tamen, de commodis & incolarum ritibus Virginiæ, nuper admodum ab Anglis, qui à Dno. Richardo Greinville, Equestris Ord. viro, eo in coloniam Anno 1585 deducti sunt, inventæ, sumtus faciente Dno. Waltero Raleigh, Equestris Ord. viro, Fodinarum Stanni Præfecto, ex Auctoritate Serenissimæ Reginæ Angliæ Anglico scripta sermone à Thomâ Hariot, ejusdem Walteri domestico, in eam Coloniam misso, ut regionis situm diligenter observaret, nunc autem primum Latio donata à C. C. A. Francof. ad Moen. 1590, fol. mit vielen

fügen, die, meines Erachtens, einigen unserer Leser nicht ganz überflüßig scheinen möchten.

„ Die gemalten Menschen, heißt es da„ selbst, welche vor alten Zeiten denjenigen „ Theil von Brittanien bewohnten, der je„ tzo England heißet, sind lauter Wilde „ gewesen. *) Sie giengen völlig entblößt „ und

len saubern Kupfern. Als ein Anhang zu dieser Beschreibung von Virginien finden sich am Ende noch fünf schöne Kupfertafeln von gemalten Brittaniern und einigen ihrer Nachbarn, die aus einer alten engl. Geschichte genommen worden, um zu beweisen, daß die Brittanier vor Zeiten eben so wilde Menschen, als die alten Einwohner Virginiens, gewesen.

*) Die Pikten, (Picti, les Pictes,) waren mitternächtliche Völker, die auch Agathyrsi genennet wurden, und in grader Linie vom großen Herkules in Lybien abstammen sollten. Da sie durch innere Unruhen sich entkräftet und unterdrükt fühlten, verließen sie die skythischen Länder, begaben sich nach Großbrittanien und wohnten zum Theil unter den Schottländern. Die Benennung der Pikten erhielten sie, weil sie die Haare, das Gesicht und ihren ganzen Leib mit allerlei Farben bemalten. Sie hatten unter sich, ohne Geiz und Neid, eine vollkommene Gemeinschaft der Güter und Weiber. Plinius sagt von ihnen im IV. B. 12 Kap. Sie malten sich die Haare und das Gesicht mit blauen Farben und Figuren. S. Cellarii Notit. orbis antiqui. p. 438. Percelebre nomen Pictorum est, populi Brittanniæ, sed nescio quam antiquum, quia Tacitus & Ptolomæus

nus-

v. B. allg. N. VI Th.

v. B. allg. N. VI Th.

„ und bemalten den ganzen Leib auf die
„ Art, wie es in der Abbildung zu sehen
„ ist. Die Haare ließen sie frei auf die
„ Schultern herabhängen und beschnitten
„ bloß diejenigen, welche sich über die
„ Stirn herablegten. Den Bart konnten
„ sie nirgends, als nur über die Oberlip-
„ pe, dulden. Die Brust war in der Mit-

nusquam memorarunt, frequens tamen posterioribus. Videtur omnes Septentrionales Brittannos, saltem plurimos, significatu suo comprehendisse. Claudianus de III. Consulatu Honorii vers. 54 inquit.

Ille leves Mauros, nec falso nomine Pictos,
Edomuit, Scotumque vago mucrone secutus.

Nec falso nomine: quia solita gens pictis animalium figuris corpus decorare, unde tamen putat inditum. Camdenus non contemnendis rationibus probat, Pictos indigenas Britanniæ Septentrionalis fuisse.

In Car. Stephani Dict. hist. geograph. poetico stehet von den Agathyrsen: Agathyrsi, Pop. Scythis vicini à scriptoribus etiam plurimis Picti dicuntur, quoniam versicoloribus vestibus induuntur, quamquam alii de nativo colore intelligant. Virgil Æn. IV.

Cretesque Dryopesque tremunt, pictique
Agathyrsi.

Solinus c. 20. Gelonis Agathyrsi collimitantur, cæruleo picti, fucatis in cæruleum crinibus, nec hoc sine discrimine, nam quanto quis alteri præstat, tanto propensiore notâ tingitur, ut sit judicium humilitatis, minus pingi.

„ te mit dem Kopf eines Vogels, die bei-
„ den Brüste mit sonnenartigen Stralen,
„ der Hintere mit einem scheußlichen Ge-
„ sicht, beide Knie mit Löwenköpfen, die
„ Schienbeine und Waden mit schuppenar-
„ tigen Figuren, die Schultern mit Greifs-
„ köpfen bemalet, die Arme mit Figuren
„ von Schlangen umwunden. Um den Hals
„ und um die Hüften trugen sie einen star-
„ ken eisernen Ring, an deren unterstem
„ vermittelst einer Kette, der Säbel befe-
„ stigt war. Der linke Arm war mit ei-
„ nem starken Schilde, die rechte Hand mit
„ einem großen Spieß bewaffnet, dessen
„ Stiel unten in einer Kugel fest saß. Die
„ Köpfe der überwundenen Feinde pflegten
„ sie als rühmliche Siegeszeichen bei sich
„ zu tragen.

„ Ihre Weiber bewiesen sich im Kriege
„ nicht minder tapfer und grausam, als die
„ Männer. Sie ließen ihre langen Haare
„ zerstreut bis an die Mitte der Oberschen-
„ kel herabhängen, und bemalten sich die
„ Schultern mit Greifsköpfen, die Ellen-
„ bogen und Knie mit Rachen eines Löwen
„ oder eines andern wilden Thieres, wel-
„ ches ihnen am ersten einfiel, den obern
„ Theil der Brust mit einem halben Mon-
„ de, zwischen dessen aufwärts stehenden

„ Schen-

„ Schenkeln ein großer Stern, an beiden
„ Seiten aber viele kleine befindlich waren,
„ beide Brüste mit Sonnen, die Herzgrube
„ und den Bauch mit großen flammenden
„ Sternen, die Seiten des Leibes mit rib-
„ benförmigen Streifen, den Hintern mit
„ einer Sonnenscheibe, die allenthalben ih-
„ re Stralen verbreitete, die Arme, Hüf-
„ ten und Schenkel mit allerlei Streifen,
„ Bändern, Blumen u. s. w. Sie trugen,
„ gleich den Männern, am Hals einen ei-
„ sernen Ring, um die Lenden einen der-
„ gleichen Gürtel, an welchem das Schwert
„ ebenfalls mit einer Kette befestigt ist, in
„ der einen Hand eine Lanze, in der an-
„ dern lange Wurfspieße.

„ Die unverheiratheten Weibspersonen
„ waren ebenfalls, wie die Weiber, bema-
„ let und bewaffnet, außer daß ihre Ma-
„ lerei auf der Haut nicht so furchtbar als
„ bei den Männern und Weibern ausge-
„ dacht war, sondern aus lauter Figuren
„ der schönsten und auserlesensten Blumen
„ bestand, welche sie jemals zu Gesichte be-
„ kommen; wie man aus der beigefügten
„ Kupferplatte sehen kann."

Die Figuren in diesem angeführten Werke zeigen genugsam, daß diese alte gemalte

Brittanier nicht nur sehr große, furchtbare und grausame Leute gewesen seyn müssen, sondern daß auch, wenn man die Mädchen unter ihnen ausnimmt, alle Malereien auf ihrer Haut vornehmlich die Absicht gehabt, sich durch die Wahl ihrer Sinnbilder ihren Feinden immer furchtbarer zu machen.

M...

Beispiele einiger in der Wildniß aufgewachsenen Menschen *)

Vierfüßig, mit Haaren bedeckt, ohne Sprache und Vernunft, an Schärfe der Sinnen, an Stärke des Leibes, an fertigem Gebrauch der Glieder den Thieren gleich, doch nicht gesellig, wie diese; das ist das traurige Bild, welches einige Weltweisen vom Menschen, wie man sich ihn in seiner ursprünglichen Beschaffenheit vorstellet, entworfen haben. Es ist, wie man leicht erkennet, hauptsächlich nach einigen in der Kindheit verlornen Menschen gezeichnet, welche in Wildnissen, fern von aller menschlichen Gesellschaft, unter den Thieren wieder gefunden worden. Ihre Geschichte scheint hier in mancher Absicht einen Platz zu verdienen. Nach Durchlesung der wesentlichsten Umstände derselben wird es nicht schwer seyn, zu entscheiden, ob sie zur Kenntniß des ersten Zustandes der Menschheit etwas beitragen könne?

Die

*) S. Hrn. Prof. Schrebers angef. Werk. p. 31.

Die bekanntesten Unglücklichen dieser Art sind

1) ein Knabe, der in Hessen 1544 gefunden, und am Hofe des Landgrafen Heinrichs gezeigt worden. *) Er war als ein dreijähriges Kind von den Wölfen geraubt und erzogen worden, welche ihn mit den besten Stücken ihrer Beute genähret und angeführet hatten, auf allen vieren erst zu kriechen, dann zu laufen, bis er es ihnen im Trabe gleich thun und die größten Sprünge machen können. Ihre Fürsorge für diesen Knaben ist so weit gegangen, daß ihm die Wölfe in einer Grube eine Streu von Blättern gemacht, sich um ihn herumgelegt, und ihn so wider die Kälte vertheidigt haben. Die Lebensart seiner Pfleger hat ihm daher so wohl gefallen, daß er, seinem Gefühlnisse nach, lieber unter ihnen als unter den Menschen seyn wollen. Er ist auch schwer zum Aufrechtgehen zu gewöhnen gewesen, und hat es nicht anders lernen wollen, als da man Stücken Holz um ihn herum gebunden. Alle Umstände dieser Erzählung ver-

*) Juvenis lupinus Hessensis 1544. Linn. S. N. Edit. XII. p. 28. Müllers linneisches Naturfyst. I. B. p. 86. Schreber l. cit. p. 31.

verrathen ein offenbares Mährchen des funfzehnten Jahrhunderts, dessen Urheber nicht einmal recht bekannt geworden. *)

2) Ein Knabe von 12 Jahren, der ebenfalls 1544 in der Hardt, einem Walde bei dem Gute Echzel in der Wetterau, von einigen Edelleuten auf der Jagd unter den Wölfen soll angetroffen und eingebracht worden seyn. Auch diese Nachricht ist von dem vorigen unsichern Gewährsmann entliehen.

3) Ein Knabe, der 1661, in einem Alter von etwa 9 Jahren, in einem Walde in Litauen von den Jägern unter den Bären gefunden worden. **) Man sagt, er habe sich mit seinen Zähnen und Nägeln tapfer gewehrt, als man ihn fangen wollen. Ein andrer aber, der bei ihm gewesen, sey den Jagern entwischet. Er soll übrigens wohl proporzionirt, weiß, blondharig und von angenehmer Gesichtsbildung, aber gar nicht

*) Phil. Kamerarius erzählet dasselbe (nach des Herrn Prof. Schrebers Anmerk.) in den Horis subsecivis Cent. I. p. 345. aus den Additionibus zu Lamberti Buche de rebus gestis germanorum, deren Verfasser ungewiß ist, und macht dabei die Anmerkung: mirum, si verum est.

**) Juvenis ursinus Lithuanus 1661. Linn. Müller l. c. p. 86. Schreber l. c. p. 32. Vallm. de Bom. Dict. d'Hist. Nat. Tom. V. p. 587.

nicht zu bändigen, viel weniger zur Kleidung und menschlichen Nahrung zu gewöhnen gewesen seyn. *) Hr. Prof. Müller fügt noch hinzu, er wäre dennoch gleich anfangs getauft, und mit dem Namen Joseph Ursinus belegt worden.

4) Ein anderer, **) der 1694 ebenfalls in Litauen, an der rußischen Grenze ohngefähr 20 Jahr alt, unter einer Heerde Bären entdeckt und gefangen worden, ist, als ein überall haariges Geschöpf, auf Händen und Füßen gegangen. Er hat wenig Merkmale der Vernunft, keine Sprache, auch nicht einmal eine menschliche Stimme gehabt, und ist schwer zu zähmen gewesen, hat aber doch an einer Mauer nach und nach gerade stehen, ordentliche Speisen genießen, auch endlich, wiewohl mit heiserer und nicht sehr menschlicher Stimme, reden gelernet. Von seinem Zustand in der Wildheit aber hat er sich nichts erinnern können.

5) Ein Knabe, der im vorigen Jahrhundert in Irland in der Wildniß gefangen worden. ***) Er hat Gras und Heu, welches er vor-

*) Connor Evangel. medici. p. 133.
**) S. Schreber l. cit.
***) Juvenis ovinus hibernus Linn. Müller l. c. p. 87. Schreber l. c.

vorher nach dem Geruch ausgesucht, gefressen, gar nicht geredet, sondern wie die Schafe geblöcket, ist sehr gelenksam und geschwind auf den Füßen, hager, von der Sonne verbrannt, wild von Ansehen, auch überaus schwer und langsam zu zähmen gewesen. Tulpius hat ihn zu Amsterdam, in einem Alter von 16 Jahren gesehen, *) und an ihm eine flache Stirn und erhabnes Hinterhaupt, eine weite Kehle, dicke, an den Gaumen gleichsam angewachsene Zunge, und eine stark einwärts gezogene Herzgrube bemerket, die er von der Gewohnheit auf Händen und Füßen zu gehen, herleitet; so wie die besonders gebildete Kehle die Hauptursache des Geblöckes **) gewesen zu seyn scheint.

6) Diesem fügt Herr von Linné noch einen andern wilderwachsenen Menschen aus dem Bambergischen bei. ***) Es ist nämlich ein Mensch gewesen, den Philipp Kammerer zu Ende des 16ten Jahrhunderts öfters am bambergischen Hofe gesehen zu haben bezeu-

*) Tulpii Observ. med. p. 311.

**) Tulpius vermuthet, er sey unter den wilden Schafen in Irland, wo es aber unsers Wissens keine giebt, aufgewachsen.

***) Juvenis bovinus Bambergensis Camerar. Linn. Müller l. c. p. 87. Schreber l. cit.

zeuget, welcher, seinem eigenen Berichte nach, ohnweit Bamberg unter dem Rindvieh aufgewachsen, und wegen einer besondern Gelenksamkeit seiner Glieder, ingleichen seiner Geschwindigkeit im Springen und Laufen, insonderheit auf allen vieren, bemerkenswerth gewesen ist. In vierfüßiger Stellung hat er sich mit den größten Hunden herumgebissen, daß sie endlich die Flucht nehmen mußten, wobei er ihren Lauf sehr deutlich nachmachte. *) — Man findet aber nicht, daß ihm einige Wildheit zugeschrieben wird. Auch läßt sich diese aus seiner Erziehung keineswegs schließen; denn im Stifte Bamberg hat es damals eben so wenig als itzt wildes Rindvieh gegeben. Folglich scheint auch dieser Mensch, wie der Herr Professor Schreber sehr wohl anmerkt, in keiner Absicht unter die Wilden zu gehören.

7) Ein Mädchen, welches in einem gebirgigen Walde bei Kranenburg, ohnweit Zwolla in Oberyssel 1717 im August gefangen worden. **) Sie war ihren Aeltern in einem Alter von 16 Monaten entwendet worden; man weiß aber nicht, wenn sie ei-

*) S. Camerarii hor. susec. Cent. I. p. 343.
**) Puella Transilvana 1717. Linn. l. c. p. 18. Müller l. c. p. 87. Schreber l. c. p. 34.

eigentlich ihren Aufenthalt im Walde genommen habe. Bei ihrer Gefangennehmung war sie 19 Jahr alt. Ihre Haut war sehr braun, hart, rauch, ihr Haar lang und dicke, ihre Sprache ein unordentliches Stammeln, ihre Nahrung grüne Kräuter und Baumblätter gewesen. Sie war aber dabei aufrecht wie andere Menschen gegangen, und hatte um den Leib eine selbst gemachte Schürze von Stroh getragen. Vor Menschen ist sie zwar scheu und überaus schwer zu fangen, aber doch nicht wild gewesen, hat sich auch bald zur menschlichen Gesellschaft gewöhnet. Ein halb Jahr nach ihrer Gefangennehmung hat sie sogar eine vorzügliche Zufriedenheit mit ihrer neuen Lebensart und eine starke Abneigung gegen ihren ehemaligen Aufenthalt an den Tag gelegt. Die Zeichen, die man ihr gegeben, hat sie verstanden, den Grüßenden gedankt, sich Mühe gegeben zu reden, sich auch zur Arbeit gewöhnet, und sehr gut spinnen gelernt. *)

*) Ihre Geschichte ist in den Breslauer Sammlungen von Natur- und Kunstgeschichten im XXIten Vers. S. 437. ꝛc. ausführlicher nachzulesen.

8) Zween Knaben, die auf den Pyrenäen 1719 gefangen worden. *) Man hat sie daselbst wie die Gemsen auf den Klippen herum springen sehen.

9) Ein Knabe von ohngefähr 13 Jahren, der bei Hameln 1724 auf dem Feld ergriffen worden. **) Als man ihn fand, war er nackend, nur mit einigen Uiberbleibseln eines Hemdes behangen. Seine Haut war glatt und weiß, nachdem er gewaschen worden. Sie zeigte die Narben unterschiedener Wunden. Sein Betragen war sehr wild und unbändig; er fürchtete sich aber doch für die Ruthe und ließ dadurch sich einigermaßen zähmen. Er bezeigte sich auch nicht sonderlich leutescheu, sondern ließ gar leicht sich fangen, und begegnete nachher den Leuten, welche ihn besuchten, meistentheils freundlich. Nur Weibspersonen waren ihm unausstehlich. Er gieng aufrecht, und war im Laufen sehr schnell und flüchtig, keineswegs aber so geschickt, auf den Bäumen herum zu klettern. Seine Zunge war unförmlich dick, und schien, wie die Nachricht saget, an beiden

*) Pueri 2 pyrenaici 1719 Linn. l. c. Müller l. cit. Schreber l. c.

**) Juvenis Hannoveranus. 1724. Linn. l. cit. Müller l. cit.

den Seiten angewachsen zu seyn. Das ist ohnstreitig die Ursache, warum er sprachlos geblieben. Er wählte zu seiner Nahrung allerlei rohe Erdfrüchte, bis er sich, nach einigen Wochen, zur ordentlichen Speise gewöhnte. Seine Freßbegierde war so stark, daß er es darin auf einmal zwo Personen zuvor that. Er machte viel seltsame Sprünge und Gebärden; besonders pflegte er oftmals die Erde zu küssen und Leuten Küsse zuzuwerfen. Uibrigens war er klein von Person, mit kurzem, krausem Haar und gedrückter Nase versehen. Nach zwei Jahren war von der Erziehung, welche der König in England ihm zu London geben ließ, noch keine Wirkung zu spüren. *) Er lernte dennoch so viel, daß er die nöthigsten Sachen in englischer Sprache fordern konnte. Sein Gedächtniß aber war und blieb so unvermögend, daß alle Hofnung verschwand, ihm viel mehr beibringen zu können. Er starb daselbst im Jahr 1727.

10) Ein Mädchen, welches 1731 zu Songi in Chalons in Champagne, ohngefähr 9 bis 10 Jahr alt, in die Gefangenschaft

*) S. Breslauer Samml. von Nat. und Kunst. IV. Suppl. S. 69. XXXV. Vers. S. 506.

gerieth. *) Ihre Geschichte ist so merkwürdig, daß ich nicht umhin kann, selbige hier so, wie sie vom Herrn de La Kondamine beschrieben worden, ausführlich zu erzählen.

Im September des erwähnten Jahres erblickte ein Edelmann, der sich in der Nähe von Chalons in Champagne, nahe bei der Marne, auf der Jagd befand, zween schwarze Gegenstände auf dem Wasser, die er für Wasserhühner ansah, und von fern einen Schuß auf sie wagte. Die vermeinten Wasserhühner tauchten sogleich unter, und kamen weit von dieser Stelle wieder ans Ufer, ohne die mindeste Spur einer Verletzung.

Es waren zween Mädchen von der Grösse zehnjähriger Kinder, die gesellschaftlich mit einander lebten, ohne daß man wußte, woher sie, oder wie sie eigentlich hieher gekommen waren. Sie sprangen in Seen und Flüsse, um Fische heraus zu holen, welche die vorzüglichste Nahrung dieser wilden Kinder

*) Puella campanica Linn. l. c. Müller l. c. Schreber l. c. p. 35. Merc. de Franc. 1731. Dec. Allg. Mag. VII. Th. p. 219. &c. Recueil pour l'esprit & pour le cœur. à Zelle. Tom. II. 1764 p. 33. &c. Vallm. de Bom. Dict. Tom. V. p. 587.

der auszumachen schienen. Da ihnen der Schuß nicht geschadet, kamen sie aufs Land, mit einer starken Beute von Fischen beladen. Sobald sie diese ausgenommen und abgewaschen hatten, verschluckten sie allmählig ihren Vorrath mit großer Begierde. Denn sie waren gewohnt, ihre Nahrung nicht erst zu käuen, sondern mit den Vorderzähnen in kleine Stücken zu zerreissen, und so ungekäuet hinter zu schlucken.

Nach gehaltener Mahlzeit verließen sie die Ufer des Flusses, um sich tiefer ins Land zu begeben. Kurz darauf entdeckte das eine von diesen wilden Mädchen einen Rosenkranz, den ein Reisender ohnstreitig auf die Erde fallen lassen und verloren hatte. Itzt fieng sie an zu hüpfen, zu springen und ein großes Freudengeschrei anzustimmen. Aus Furcht, ihre Gespielin möchte sie dieses kleinen Schatzes berauben, bedeckte sie denselben mit ihrer Hand. Ihre Gespielin, sobald sie dieses merkte, schlug sie mit einer Art von Keule dermassen auf die Hand, daß es ihr unmöglich fiel, sie zu bewegen; doch hatte sie noch Kräfte genug in der andern, um dieser Unbescheidnen mit einer ähnlichen Keule einen Schlag vor die Stirne zu geben, der sie mit entsetzlichem Geschrei zur Erde warf. Aus dem Rosenkranz, dem Preis ihres Trium-

phes, bemühte sich die Siegerin ein Armband zu verfertigen. Indessen schien sie doch gegen ihre verwundete und stark blutende Gespielin hernach einiges Mitleiden zu fühlen. Sie lief herum, einige Frösche zu suchen, klebte die Haut eines abgezogenen Frosches auf die verwundete Stirne, um das Blut zu stillen, und verband sogleich die Wunde mit einem Streife von Baumrinde, welchen sie mit ihren Nägeln losgeschälet hatte. Hierauf schieden sie von einander. Die Verwundete nahm ihren Weg nach dem Flusse, ohne daß man hernach erfahren können, wo sie geblieben war; die Siegerin aber setzte den Weg fort nach Songi, einem Dorfe, das etwa vier oder fünf Meilen südwärts von Chalons gelegen ist.

Ohnstreitig hatte sie der Durst genöthigt, in der Abenddämmerung in dies Dorf zu gehen. Sie war barfuß, mit Lumpen und Fellen bedeckt, und hatte die Haare unter einer Mütze aus einem Flaschenkürbis verborgen. Gesicht und Hände waren so schwarz, als an einer gebornen Mohrin. In der einen Hand trug sie einen kurzen, am Ende dicken Stock, gleich einer Keule. Die ersten, welche sie erblickten, entflohen, unter dem beständigen ängstlichen Ausruf: der Teufel ist im Dorfe. Jeder bestrebte sich Thür und

Fen-

Fenster am ersten zu verschließen. Ein einziger, der sich einbildete, der Teufel könne sich doch wohl vor den Hunden fürchten, ließ einen großen Hund auf das Mädchen los, der mit einem stachlichten Halsband bewaffnet war. Die Wilde sah ihn voller Wuth auf sich losgehen, und erwartete seinen Anfall, ohne von der Stelle zu weichen. Bewaffnet mit ihrer Keule, versetzte sie dem Hund, als er nahe genug an ihr war, einen so derben Schlag auf den Kopf, daß er augenblicklich todt zu ihren Füssen hinsank. Voller Freuden über ihren Sieg sprang sie unterschiednemal auf den Körper des getödteten Hundes. Hierauf machte sie den Versuch eine Thüre zu öffnen, weil sie aber damit nicht so leicht als mit dem Hunde, fertig werden konnte, begab sie sich wieder aufs Feld, an die Seite des Flusses, und stieg auf einen hohen Baum, wo sie von einem ruhigen Schlaf überfallen wurde.

Der verstorbene Vicegraf, Hr. von Epinoy, befand sich damals eben auf dem Schlosse von Songi. Auf die Nachricht von dem, was vorgefallen war, befahl er, die kleine Wilde zu haschen. Unter den Leuten, welche damals in dieser Gegend auf dem Lande waren, errieth einer, nach einer sehr leichten Muthmassung, daß die Wilde durstig

stig seyn möchte, und gab den Rath, einen Eimer mit Wasser unter den Baum, worauf sie sich befand, setzen zu lassen, damit sie dann heruntersteigen und ihren Durst löschen möchte. Als dieses geschehen war, trat man auf die Seite, und beobachtete sie beständig von ferne. Beim Erwachen blickte sie nach allen Seiten, und weil sie niemand gewahr wurde, stieg sie herab, steckte das Kinn tief in den Eimer, und genoß hurtig so viel von dem vorgesetzten Wasser, als ihr Durst zu fordern schien. Weil ihr aber diese Umstände doch noch mißlich vorgekommen waren, stieg sie wieder auf den Gipfel des Baumes, ehe man Zeit gewinnen konnte, sie zu erhaschen.

Diese fehlgeschlagene List ersetzte man durch eine andere. Man ließ eine Frau, mit einem Kind auf dem Arm, in der Gegend dieses Baumes spatziren gehen. Sie hatte verschiedenes Wurzelwerk und einige Fische in den Händen, und zeigte diese der Wilden, die auch, von der Begierde nach diesen Sachen gereitzet, einige Zweige tiefer herab, aber gleich wieder in die Höhe stieg. Die Frau hatte sich dadurch nicht abschrecken lassen, sondern mit einer lebhaften, gefälligen Mine, ihre Einladungen an die Wilde beständig wie-

wiederholet, ihr auch, durch Zeichen, alle mögliche Beweise der Freundschaft oder des Wohlwollens gegeben. Dadurch bekam das wilde Mädchen ein hinlängliches Zutrauen, sich vom Baume herunter zu wagen. Da sich aber diese Frau unvermerkt immer mehr und mehr vom Baum entfernte, so verschaffte sie den in dieser Absicht versteckten Leuten Zeit, die Wilde zu greifen und sie nach dem Schlosse von Songi zu führen.

Von ihrer Betrübniß über die verlorne Freiheit, sagt Herr de La Kondamine, und von dem Bestreben, sich wieder loszumachen, hat sie mir nachhero nichts gesaget. Es läßt sich aber davon leicht urtheilen. Blos darauf besann sie sich, daß es ihr vorkäme als ob sie zween oder drei Tage nachher, da sie über den Fluß gekommen, ergriffen worden. Da die Marne auf eine halbe Meile weit von Songi ostwärts vorbei flieſſet, so scheint unsre kleine Wilde von Lothringen gekommen zu seyn.

Der Schäfer und seine Gehilfen, welche sie gehascht und nach dem Schlosse geführet hatten, ließen sie Anfangs in die Küche gehen, bis man es dem Herrn von Epinoy gemeldet haben würde. Das erste, was hier die Aufmerksamkeit und Blicke des wilden Mädchens auf sich zog, war etwas Fe-

derwildpret, welches ein Koch eben zurichtete. Sie fiel mit solcher schnellen Begierde darüber her, daß dieser Mensch das Stück viel eher zwischen ihren Zähnen erblickte, als er den Raub wahrgenommen hatte. Als der Herr sie eben bei diesem Fraß überraschte, ließ er ihr ein Kaninchen, mit sammt seinem Felle geben, welches die Hungrige sogleich abzog und verzehrte.

Diejenigen welche sie damals genau betrachteten, glaubten, daß sie etwa neun Jahr alt seyn könnte. Sie hatte zwar anfänglich ein schwarzes Ansehen; man bemerkte doch aber in der Folge, da sie unterschiedene mal gewaschen worden, daß die weiße ihre natürliche Farbe sey. Die Finger an den sonst wohlgebauten Händen, besonders die Daumen, fand man ungewöhnlich stark und groß, in Vergleichung mit den übrigen Theilen der Hand. Diese grössern und stärkern Daumen waren ihr, so lange sie noch in den Wäldern herum irrete, sehr wohl zu statten gekommen. Denn so oft sie sich auf einem Baum befunden, und, ohne hinunter zu steigen, gern auf einem andern seyn wollen; hatte sie, wenn die Zweige des nächsten Baumes dem ihrigen ein wenig nahe gewesen, ihre beide Daumen auf einen Zweig ihres Baumes fest aufgestützt

und

und sich dadurch, wie ein Eichhörnchen, auf den andern geschwungen. Daraus läßt sich schließen, wie stark und steif ihre Daumen gewesen seyn müssen, wenn sie, beim Uiberschwingen auf einen andern Baum, den ganzen Körper des Mädchens halten konnten.

Herr von Epinoy überließ das Mädchen dem Schäfer, dessen Haus dem Schlosse nahe lag und empfahl ihm die genaueste Sorgfalt und Aufsicht, unter Versprechung einer ansehnlichen Belohnung. Er nahm sie also zu sich, um sie zahm zu machen; daher man sie auch in der Gegend das Thier des Schäfers zu nennen pflegte. Es kostete viel Mühe und Schläge, diesem vernachläßigten Gemüthe die rohen und wilden Gewohnheiten und Neigungen zu vertreiben. Sie war sehr geschickt, Löcher in die Mauern und in die Dächer zu machen, auf welchen letztern sie eben so dreiste, als auf der Erde, herumlief. Es war desto schwerer, sie wieder zu fangen, weil sie die Geschicklichkeit hatte, durch so kleine Löcher zu kriechen, daß es auch sogar die Augenzeugen kaum begreifen konnten, wie es möglich gewesen.

Unter andern entwischte sie eines Tages aus diesem Hause zur Zeit eines erschrecklichen Schneegestöbers und Glatteises. So

bald

bald sie wieder im Freien war, hatte sie auf einen Baum ihre Zuflucht genommen. Die Furcht vor den Verweisen und vor dem Zorn des Herrn, setzte die ganze Nacht hindurch alle Menschen des Ortes in Bewegung. Man suchte den Flüchtling im ganzen Hause, weil man sich unmöglich vorstellen konnte, daß sie bei solcher Kälte und solchem Glatteis ins Feld zu kommen vermögend gewesen. Da man indessen, gleichsam aus einer übermäßigen Fürsorge, auch aufs Feld gegangen war, und sie da gesucht hatte, fand man sie daselbst auf einem Baume sitzend, und hatte zum Glück die Geschicklichkeit, sie auf eine listige Art wieder herunter zu nöthigen.

Nichts ist erstaunlicher, als die Behendigkeit und Flüchtigkeit ihres Laufes. Obgleich lange Krankheiten und ein Mangel der Uibung seit vielen Jahren, ihr einen Theil ihrer Behendigkeit benommen hatten, so blieb sie doch immer in diesem Fall ein bewundernswürdiges Beispiel. Sie macht nicht etwa, wie andere Menschen, große Schritte, sondern ihr Lauf besteht in einem fliegelnden Trippeln, das dem Auge sich entzieher. Es ist nicht sowohl ein Gehen, als ein Glitschen, weil die Füße beständig hinter einander gehalten werden. Kaum ist

es

es möglich, an ihrem Körper oder an ihren Füßen eine Bewegung zu unterscheiden, und noch weniger, ihr zu folgen. Viele Jahre nach ihrer Gefangennehmung konnte sie noch ein Wild in vollem Laufe einholen, und sie hat hiervon, vermuthlich im Jahr 1737, der hochsel. Königin von Polen, Frau Mutter der Königin von Frankreich, da sie das Herzogthum Lothringen in Besitz nahm, eine Probe sehen lassen. Als diese Königin durch Chalons gieng, erzählte man ihr von dieser jungen Wilden, welche sich damals im Kloster der sogenannten Regentes befand, und führte sie zu ihr. Sie war damals schon seit einigen Jahren der Wildheit entwöhnet; allein ihr Sinn, ihr ganzes Betragen, so gar ihre Stimme und ihre Sprache, schienen ein Mädchen von vier oder fünf Jahren anzukündigen. Der Ton ihrer Stimme war durchdringend fein, aber schwach, ihre Worte kurz und voller Verwirrung, wie bei Kindern, die noch nicht wissen, wie sie das ausdrücken sollen, was ihnen zu sagen einfällt. Ihre Geberden, ihr vertrauliches und kindisches Betragen zeigten endlich, daß sie unter allen Menschen blos diejenigen unterscheiden konnte, welche ihr am allermeisten liebkoseten.

Die Königin von Polen überhäufte sie mit Liebkosungen, und als man ihr von der Schnelligkeit dieses Mädchens im Laufen vieles gesagt hatte, wollte sie diese Prinzessin mit auf die Jagd nehmen. Da sich hier das junge Mädchen in ihrer Freiheit sahe, und sich ihrer natürlichen Neigung überließ, verfolgte sie die aufspringende Hasen oder Kaninchen im Laufe, und kam alsbald, in gleicher Hurtigkeit, wieder zurück, sie der Königin zu bringen. Doch wir wollen zu der Geschichte selbst wieder zurück kehren.

Das Geschrei, welches ihr statt der Sprache diente, war etwas erschreckliches, besonders wenn es Zorn oder Entsetzen anzeigte. Das allerfürchterlichste Geschrei aber entstand von einem ihr natürlichen Abscheu, wenn ein Unbekannter ihr nahe kam und sie berühren wollte. Einen sehr mißlungenen Versuch hat man bei dem Herrn von Beaupre, itzigem Staatsrathe und damaligen Aufseher von Champagne, gesehen. Er hatte die kleine Wilde, nicht lange nach der Zeit, da sie in das Hospital von S. Maur zu Chalons gebracht war *), zu sich in sein Haus führen lassen. Ein Mensch, dem jemand

*) Den 3ten Oktober 1731.

mand erzählte, was für einen Abscheu sie empfände, sich von einem Unbekannten anfassen zu lassen, setzte sich bei dem allen in den Kopf, sie umarmen zu wollen, so dringend man ihm auch die Gefahr dieses Unternehmens vorstellte. Das Mädchen hatte eben ein rohes Stück Rindfleisch in der Hand, wovon es mit großem Vergnügen speiste. Aus Vorsicht hielt man sie bei den Kleidern feste. So bald sie diesen Menschen in der Stellung, als ob er sie bei den Armen fassen wollte, nahe bei sich erblickte, versetzte sie demselben, so wohl mit ihrer Hand, als mit ihrem Stücke Fleisch, einen solchen Schlag über das Gesicht, daß ihm Hören und Sehen vergieng und er sich kaum noch aufrecht erhalten konnte. Zu gleicher Zeit entwischte die Wilde, theils weil sie sich einbildete, alle Unbekannte wären Feinde, die nach ihrem Leben trachteten, theils, weil sie besorgte, für ihre That gezüchtiget zu werden. Sie lief ans Fenster, wo sie einen Fluß und Bäume wahrnahm, und sich zuverläßig entweder in den einen gestürzt oder auf dem andern ihre Zuflucht gesucht haben würde, wofern sie nicht sorgfältig wäre zurück gehalten worden.

Das schwereste, vielleicht auch das gefährlichste, was man an ihr zu bessern hatte,

war

war der Genuß des rohen und blutigen Fleisches, der Blätter, Zweige und Wurzeln der Bäume. Ihre Natur und ihr Magen, welche durch den beständigen Gebrauch zu den rohen und mit ihrem natürlichen Saft angefüllten Nahrungsmitteln gewöhnet waren, konnten die zarten Speisen, welche das Kochen, wie die meisten Aerzte versichern, unverdaulich macht, gar nicht ertragen. So lange sie auf dem Schlosse von Songi war, auch noch die beiden ersten Jahre hindurch, welche sie zu Chalons im Hospital von S. Maur zubrachte, hatte der Vice-Graf von Epinoy Befehl ertheilet, ihr von Zeit zu Zeit, an Wurzeln und rohen Früchten, dasjenige zu bringen, was ihr am angenehmsten zu seyn schien; alles des rohen Fleisches und roher Fische, welche sie vorher im Uiberfluß auf dem Schlosse von Songi erhalten, war sie itzt in diesem öffentlichen Hause gänzlich beraubet. Die Fische mogte sie am allerliebsten genießen, entweder weil es ihr Geschmack so erforderte oder weil sie sich dazu gewöhnt hatte; denn es war ihr von Jugend auf leichter gewesen, im Wasser Fische, als auf dem Lande Wildpret zu jagen.

Eines Tages, als Hr. L... beim Vicegrafen von Epinoy auf dem Schlosse von Son-

Congi war, und dieser Herr die kleine Wilde hatte kommen lassen, hatte sie kaum die Thüre nach einem Teiche von vielen Morgen Landes geöffnet gesehen, als ihre Begierde, noch zwei Jahre nach ihrer Gefangenschaft, sie hingerissen, mit allen Kleidern in den Teich zu springen, an allen Seiten herum zu schwimmen, und sich an einer kleinen Insel aufzuhalten, wo sie ans Land gestiegen, Frösche zu fangen und selbige mit grösster Bequemlichkeit aufzuzehren.

Indessen wurde dieses Kind allmählig etwas zahmer. Man fieng an ein aufgewecktes Wesen, eine heitere, sanfte, leutselige Gemüthsart an ihr zu entdecken. Beides war aber noch nicht stark genug, die rohen und wilden Sitten die vorher zur Erhaltung ihres Lebens unentbehrlich waren, gänzlich zu vertilgen. Wenn sie nicht eben fürchtete, daß man ihr etwas zuwider thun wollte, war sie besonders aufgeräumt und ließ recht gut mit sich umgehen. Da sie eines Tages auf dem Schlosse des Hrn. von Epinoy, einem großen Gastmal mit beiwohnete, bemerkte sie, daß unter allen Gerichten keines von denen vorkam, welche sie für die besten hielte. Weil alles gekocht und gewürzt aufgetragen wurde, verschwand sie wie ein Blitz, lief an die Gräben und

Teiche, und kam bald hernach mit einer ganzen Schürze voller lebendigen Frösche zurück. Diese theilte sie mit verschwenderischer Hand auf die Teller der Gäste aus, und rufte für großer Freude über das Glück, so ein schönes Gericht angetroffen zu haben: tien man, man donc tien! welches damals beinahe die einzigen Sylben waren, die sie heraus bringen konnte. Man wird leicht begreifen, was dieser Vorfall unter den gegenwärtigen Personen bei der Tafel für Bewegungen verursachte, den Fröschen, die allenthalben herumsprangen, auszuweichen, oder sie zur Erde zu werfen. Die kleine Wilde verwunderte sich sehr über die Geringschätzung eines Gerichtes von so feinem Geschmacke; sie bemühete sich nochmals, die zerstreuten Frösche wieder aufzufangen, und auf den Tisch und die Teller zu werfen. Ein Verfahren, daß diese Wilde mehrmalen in Gesellschaften wiederholet hat.

Es kostete sehr viel Schwierigkeiten, sie vom Genuße roher Nahrungsmittel abzubringen. Nach ihren ersten Versuchen, sich zu gesalzenen Speisen zu gewöhnen und Wein zu trinken, waren ihr alle Zähne ausgefallen, die man, so wie die Nägel dieses Mädchens, als eine besondere Merkwürdigkeit aufbehielt. Die Zähne sind ihr wieder gewachsen, und

hernach wie die unsrigen beschaffen gewesen. Ihre Gesundheit aber hat so viel gelitten, daß man es noch bis auf den heutigen Tag (nämlich 1755) an ihr wahrnehmen kann. Sie fiel aus einer tödtlichen Krankheit in die andere. Alle hatten ihren Ursprung in unerträglichen Schmerzen im Magen und Eingeweide und besonders in der Gurgel, welche zusammengezogen und ausgetrocknet war. Die Aerzte hatten diese Krankheiten der wenigen Bewegung und Nahrung zugeschrieben, welche diese Theile jetzo, in Vergleichung mit derjenigen erhielten, welche sie beim Gebrauche des rohen Fleisches gehabt. Diese Schmerzen verursachten ihr bisweilen Zusammenziehungen der Nerven durch den ganzen Körper und eine Entkräftung, welche durch alle gekochte Nahrungsmittel nicht wieder zu heben war. In Betrachtung solcher Zufälle, welche dieser Wilden einen ziemlich nahen Tod anzukündigen schienen, ist es vielleicht geschehen, daß man sich für verbunden hielt, ihre Taufe zu beschleunigen, in welcher sie den 16 Juni 1732 den Namen Maria Angelika Memmie Le Blank erhielt.

Es hatte wenig Anschein, der Jungfer Le Blank das Leben retten zu können. Ihr Zustand, wenn sie sich am besten befand, war eine Mattigkeit, welche ihr das

Ansehen einer Sterbenden ertheilte. Herr von Epinoy, der ihr Leben sehr gern erhalten und verlängert wissen wollte, hatte ihr einen Arzt geschickt, welcher endlich, nach vielen vergeblichen Vorschriften, sich verlauten ließ, man sollte ihr von Zeit zu Zeit, gleichsam verstohlner Weise, rohes Fleisch geben. Das geschah sogleich: allein sie konnte nichts mehr davon hinterschlucken, sondern mußte blos durch starkes Käuen den Saft herausfaugen. Bisweilen brachte ihr ein Frauenzimmer, von der sie sehr geliebet ward, ein lebendiges Hünchen oder Täubchen, aus welchen sie unverzüglich das Blut ganz warm heraus zu saugen pflegte. Dies diente ihr wie ein Balsam, welcher den ganzen Körper durchdrang, die Schärfe ihrer vertrockneten Gurgel merklich linderte, und ihr neue Kräfte verliehe. Mit aller dieser Mühe und diesen kleinen verstohlnen Freiheiten, gewöhnte sich Jungfer Le Blank allmählig ab vom rohen Fleische, und wurde die gekochten Speisen endlich so gewohnt, daß man itzt bei ihr gegen alles, was roh ist, eine Abneigung verspüret.

Nach dem Tode des Herrn von Epinoy wurde die kleine Le Blank in ein Kloster zu Chalons gethan. Sie hatte sich da ziemlichermassen gebildet, und in unterschiedenen

Ar-

Arbeiten, die sich für ihr Geschlecht schick-
ten, viel Fertigkeit erworben. Der Bischof
zu Chalons, Hr. von Choiseul, brachte sie
nachher in ein Kloster, wo sie schon vor-
her gewesen, und trug seinem dortigen Ober-
vikarius auf, so viel möglich für ihren Un-
terricht Sorge zu tragen. Nachdem sie da-
selbst viele Jahre zugebracht, und sich auch
sogar schon entschlossen hatte, den Schleier
in diesem Kloster anzunehmen, faßte sie auf
einmal einen Widerwillen gegen dieses Haus,
weil sie sich einigermassen schämte, daselbst
unter lauter solchen Personen zu leben, die
sich erinnerten, sie noch in ihrer Wildheit
gesehen zu haben, und ihr dieses auf eine harte
Weise merken ließen. Sie erhielt also die
Freiheit, sich in ein anderes Kloster zu St.
Mennhould zu begeben. Bei ihrer Ankunft
in diese Stadt im Sept. 1747 traf sie Hr.
de la Kondamine, Mitglied der Pariser Aka-
demie der Wissenschaften, in dem Gasthofe,
wo sie abgetreten war. Er speisete daselbst
Mittags mit ihr und ihrer Wirthin, und
sprach viel mit Jungfrau Le Blank, ohne
daß sie wußte, wie vielen Antheil sie an
seiner itzigen Reise und Neubegierde hatte.
Sie erzählte ihm, wie sehr sie dem Herzog
von Orleans verbindlich wäre, der seit 1744
für ihren Unterhalt bezahlte. Sie bedauer-

te sehr, daß man sie abgehalten hätte, sich das liebreiche Anerbieten des Herzogs, sie zu Paris in ein Kloster zu bringen, zu Nutze zu machen. Hr. de la Kondamine versprach ihr, dem Herzog ihre Gesinnungen zu hinterbringen. Der Herzog ließ sie auch in der That, auf die Nachricht von ihrem Zustande, und auf das Zeugniß des Obervikars zu Chalons über ihre Aufführung, nach Paris kommen, und machte ihr in dem Nonnenkloster der neuen Katholiken, auf der St. Annenstrasse einen Platz aus, besuchte sie, und fragte sie selber, um zu sehen, ob sie wohl unterrichtet wäre. Hier nahm sie zum erstenmal das heilige Abendmal, und erhielt hier zugleich die Firmung. Nach der Zeit ward sie, noch beständig unter dem Schutze des Herzogs von Orleans, in das Kloster der Heimsuchug zu Chaillot gebracht, und bereitete sich eben, eine Nonne zu werden, als ein Stoß, den sie durch den Fall eines Fensters an den Kopf bekam, und eine lange Krankheit, welche auf diesen Fall folgte, die gute Le Blank in die größte Gefahr setzten. Man verzweifelte an ihrem Leben; und auf den Rath eines Arztes, den ihr der Herzog zugeschickt hatte, ward sie nach Paris in das Kloster der Gastfreien, in der Vorstadt St. Marceau gebracht, um

daselbst bequemer abgewartet werden zu können. Endlich starb der Herzog, und Jungfer Le Blank befand sich nun in der kläglichsten Verfassung. Krank, schwach, ohne Verwandte oder Freunde, zu denen sie eine Zuflucht nehmen können. Sie mußte noch überdies die kränkendste Geringschätzung von Leuten erdulden, welche für den gethanen Vorschuß nicht bezahlt zu werden fürchteten.

In diesen traurigen Umständen sahe sie der Verfasser der Nachrichten, wovon ich hier einen Auszug liefere, im November 1753 zum erstenmale. Der neue Herzog von Orleans, ein Erbe der hohen Tugenden seines Vaters, hatte den rühmlichen Schluß gefasset, den Rückstand für sie zu bezahlen, und ihr Hofnung zu bessern Aussichten gemachet, auf deren Erfüllung sie aber bis zum Jenner des künftigen Jahres warten sollte. Auf die Frage: wovon sie aber die zween Monate hindurch und vielleicht noch länger leben würde, da sie noch nicht einmal wieder zu ihrer völligen Gesundheit gelanget? antwortete sie mit einem bewundernswürdigen Vertrauen: „Warum sollte „mich wohl Gott gesucht, von den wilden „Thieren weggenommen, und zu einer „Christin gemacht haben? Etwa daß er mich „nun vergessen und für Hunger sterben las-

„ sen wollte? Das ist unmöglich. Ich ken-
„ ne niemand, als ihn. Er ist mein Va-
„ ter, er wird für mich sorgen.“ — Der schönste Zug in der ganzen Geschichte dieses merkwürdigen Mädchens, der ihr so sehr zur Ehre, als es dem ganzen Geschlecht gesitteter Menschen zur Schande gereicht, daß man sie jemals in eine so traurige Verlegenheit kommen lassen.

Zum Beschluß wollen wir noch das Nöthigste von dem, was Jungfer Le Blank sich von ihren ersten Jahren zu besinnen gewußt, von ihrem wahrscheinlichen Vaterlande und von den Begebenheiten erzählen, wodurch sie nach Frankreich mag gekommen seyn.

Jungfer Le Blank hat, nach ihrem eigenen Geständniß, nicht eher, als nachdem sie einige Erziehung bekommen, ordentlich zu denken angefangen, und alle in der Wildniß durchlebte Zeit über, keine andere Begriffe gehabt, als die Empfindung ihrer Bedürfnisse und das Verlangen, sie zu befriedigen. Sie besann sich weder auf Mutter oder Vater, noch auf irgend einen Menschen in ihrem Vaterlande; nicht einmal auf ihr Vaterland selbst. Sie erinnerte sich nicht Häuser, sondern bloß Löcher in der Erde, oder gewisse Arten kleiner Hütten, in wel-

che man auf allen Vieren hinein kriechen mußte, und welche mit Schnee bedeckt waren, daselbst gesehen zu haben. Sie fügte hinzu, daß sie sich oft auf den Bäumen befunden, entweder den wilden Thieren auszuweichen, oder von weitem diejenigen Thiere desto besser zu entdecken, welche sich für ihre Kräfte und Bedürfnisse schickten, sie von dannen anzufallen und sich davon zu nähren.

Der einzige Vorfall ihrer Kindheit, wovon sie ein schwaches Andenken übrig behalten, war folgendes: Da sie noch sehr klein gewesen, hatte sie, entweder im Meer oder im Fluß ein großes Thier gesehen, das mit zwo Klauen, wie ein Hund, geschwommen, mit einem runden Kopf und großen funkelnden Augen, auch schwarzgrauen kurzen Haaren auf dem aus dem Wasser hervorragenden Vorderleibe, versehen gewesen. Da sie gemerket, wie es auf sie losgekommen wäre, sie zu fressen, habe sie, zu ihrer Errettung sich ans Land begeben und wäre schnell fortgelaufen, ohne das Thier näher zu betrachten.

Diese Beschreibung, welche mit der Abbildung eines Meer- oder Seewolfes (oder Seehundes) ziemlich übereinkommt; die starke Neigung, die Jungfer Le Blank viele Jahre hindurch, seit ihrem Aufenthalt

in Frankreich, an sich behalten, ins Wasser zu springen, mit bloßen Händen darin zu fischen, und, ohngeachtet der Kälte und des Eises, wie ein Fisch, darin herum zu schwimmen; die Begierde, nichts anders, als rohe Dinge zu essen; die Ohnmachten, welche sie anfangs überfielen, wenn sie der Hitze des Feuers oder der Sonne ausgesetzet war, scheinen gewisse Beweise zu seyn, daß dieses Mädchen in den mitternächtlichen Gegenden, um das Eismeer, wo häufige Seewölfe gefangen werden, geboren sey. Andere Beobachtungen erregen, wie aus der Folge zu ersehen, die Vermuthung, daß Jungfer Le Blank von dem Volke der Esquimaux seyn müsse, welche in dem Lande Labrador, gegen Mitternacht von Kanada, wohnen.

Im Jahr 1747 erzählte sie dem Herrn de la Kondamine ausdrücklich, sie wäre zweimal über das Meer gekommen. Beim Vicegraf Hrn. von Epinoy hatte man sagen hören, beide kleine Wilden wären sogar auf einer der amerikanischen Inseln verkauft worden. Die Frau, welcher sie angehöret, wäre darüber sehr vergnüget gewesen; da ihr Mann sie aber nicht leiden können, wäre sie genöthiget worden, sie wieder zu verkaufen und wieder zu Schiffe gehen zu lassen. Es ist unsicher, ob man sich auf die vermeinte

Er-

Erinnerung der Jungfer Le Blank verlassen kann, daß auf dem Schiffe, worauf sie herüber gekommen, Leute waren, welche ihre Sprache verstanden; eine Sprache, die nichts anders, als ein kreischendes und durchdringendes Geschrei ausmachte, das in der Kehle, ohne die geringste Aussprache bestimmter Töne und ohne eine Bewegung der Lippen, hervorgebracht wurde.

Die Wirklichkeit ihrer doppelten Schiffahrt, wovon sie eine ziemlich deutliche Vorstellung behalten, und worin ihre Reden niemals von einander unterschieden waren, und ihres Aufenthaltes auf einige Zeit in einem warmen Lande, wie die französischen amerikanischen Inseln sind, scheinet hauptsächlich dadurch bestätiget zu werden, daß für sie das Zuckerrohr und Maniok, welche nur in den wärmsten Gegenden wachsen, keine unbekannte Dinge waren, und weil sie sich entsann, davon gegessen zu haben, auch begierig darnach griff, als man ihr beides zum erstenmal in Frankreich vorzeigte. Diese Umstände gehören unumgänglich zur Entwickelung der Begebenheiten, wodurch die Le Blank aus den mitternächtlichen Ländern, wo sie geboren zu seyn scheint, erst nach den antillischen Inseln, von da nach Europa

und

und auf die Grenzen von Frankreich kann gekommen seyn.

Als die beiden Wilden in Champagne ankamen, hatten sie, nach der Aussage der Jungfer Le Blank, einen kurzen Stock, an dessen Ende eine Kugel von sehr hartem Holze war, nebst einer Art von einem krummen Gartenmesser, aber mit zwoen und breitern Klingen, welche sich, eine jede auf ihre Seite, an einen hölzernen Griff zusammenlegen ließen. Dies Messer diente ihnen insonderheit, ihre gefangne Beute zu zerlegen und auszunehmen, oder sich in der Nähe zu wehren. Sie trugen diese Waffen in einer Art von Sack oder in einer Tasche, welche an einem breiten Gürtel von Fellen, der ihnen fast bis an die Knie gieng, befestigt war. Beim Klettern auf die Bäume hatten sie, zu mehrerer Bequemlichkeit, den hintern Theil ihres Anzugs zwischen den Zähnen gehalten.

Es scheint wohl, daß beide Kinder nach ihrer Entlaufung, von welchem Ort es auch mag geschehen seyn, keine andere Absichten gehabt, als ihr Leben und ihre Freiheit zu erhalten, auch keine andere Wege verfolgt haben, als welche ihnen der Zufall oder ihre Bedürfnisse zeigten. Bei Nacht, wo sie fast heller sahen, als am Tage, liefen

sie

sie herum, sich etwas zu essen oder zu trinken aufzusuchen. Das kleine Wildpret im Lager und Baumwurzeln, waren ihre gewöhnlichste Lebensmittel. Ihre Waffen und ihre Nägel dienten ihnen statt Küchenmessers und Koches. Den Tag pflegten sie entweder in Löchern, in Büschen oder auf Bäumen hinzubringen. Die letzten waren ihre Warten, sich in der Ferne umzusehen, ob sie etwas von ihren Feinden zu fürchten hätten, wenn sie herunter stiegen, oder ob sie einen schicklichen Raub auf denselben ausspüren könnten.

Die Vorsehung, die allen Geschöpfen die natürlichen Triebe und Eigenschaften zu Erhaltung ihrer Art theilet, hatte diesen Kindern eine unbegreifliche Fertigkeit in Bewegung der Augen verliehen. In einem Augenblicke konnten sie, fast ohne den Kopf zu bewegen, allenthalben um sich herum sehen. Was Jungfer Le Blank von dieser Fertigkeit noch übrig hatte, war erstaunenswürdig, wenn sie es zeigen wollte.

Die Bäume waren zugleich ihre Ruhebetten oder Wiegen. Sie schliefen darauf ungemein ruhig, indem sie auf den Zweigen, vermuthlich wie zu Pferde, saßen, und sich durch die Winde, aller rauhen Luft bloßgestellt, einwiegen ließen, und sich keiner weitern Vorsicht bedienten, als mit

ei-

einer Hand sich anzuhalten, und die andere statt eines Kopfküßens zu brauchen. Die breitesten Flüsse waren ihnen, bei Tag oder Nacht, kein Hinderniß in ihrem Laufe. Zuweilen giengen sie bloß zum Trinken in die Flüsse, wie die Pferde nach der Schwemme. Sie steckten alsdann das Kinn bis an den Mund ins Wasser, und pflegten es wie die Pferde, einzuschlurfen. Am häufigsten besuchten sie die Flüsse, um Fische zu haschen, welche sie am Ufer ausnahmen und roh verzehrten.

Wie sind aber nun wohl diese beide kleine Wilden in Europa auf das feste Land gekommen, und nicht eher, als bei Chalons in Champagne, wahrgenommen worden.

Den schon vorher angeführten Beweisgründen, daß beide Wilden in den mitternächtlichen Ländern, ohnweit vom Eismeere geboren seyn möchten, giebt ihre weiße, der unsern ähnliche Farbe die völlige Entscheidung, weil bekanntermaßen alle Völker im neuern Theile von Afrika oder in den gemäßigtern Himmelsgegenden von Amerika, entweder schwarz, röthlich oder schwarzbraun aussehen. Man weiß, daß fast alle europäische Völker, roelche in Amerika Pflanzstädte haben, genöthigt sind, Sklaven zum Anbau der Länder und zur

Be-

Bereitung deſſen, was ihnen dieſe tragen, als Zucker, Indigo, Kakao, Kaffe, u. ſ. w. dahin zu ſchaffen. Die afrikaniſchen Schwarzen finden gar keine Schwierigkeit, ſich zu der Luft in Amerika zu gewöhnen; die Wilden aber aus nördlichen Gegenden hat man daſelbſt ohne Fortgang als Eingeborne des Landes zu brauchen geſuchet. Die Engelländer, Dänen und Holländer haben eben ſo, wie die Franzoſen, Pflanzſtädte auf einigen von den antilliſchen Inſeln, und haben mehr als einmal wilde Eſquimaux dahin geführet. Nun wollen wir annehmen, daß irgend ein Schifshauptmann aus Nord-Holland, aus dem nördlichen Theile von Schottland oder aus einem Hafen von Norrwegen abgegangen, in den Ländern am Nordpole Sklaven weggenommen, und ſie nach einigen europäiſchen Pflanzſtädten auf den antilliſchen Inſeln, zum Verkaufe gebracht, wo ſie Zuckerrohr und Maniok geſehen und gegeſſen haben können. Eben dieſer Schifshauptmann kann auch einige dieſer Sklaven, entweder aus Mangel der Gelegenheit, ſie vortheilhaft zu verkaufen, oder um der Seltenheit willen, mit nach Europa zurück geführet, und die Jugend unſerer beiden Wilden kann ihnen in dem Falle natürlicher

Wei-

Weise den Vorzug, aufbehalten zu werden, verschaffet haben. Und so mögen sie, bei seiner Ankunft in Europa seyn verkauft oder verschenket worden.

Es hat auch viel Wahrscheinlichkeit, daß man zum Scherz oder zum Betrug auf den Einfall gerathen, sie schwarz anzustreichen, um sie alsdann für Sklaven aus Guinea verkaufen zu können und von ihrer Entführung keine Rechenschaft geben zu dürfen.

Ohnstreitig sind beide Kinder zur See nach Europa gebracht worden. Je näher man also den Ort, wo sie ans Land gekommen, bei der Gegend annimmt, wo sie gefunden worden, desto mehr wird man das Wunderbare ihrer Geschichte vermindern. Man setze z. B. daß beide in einem Hafen an der Süderseе verkauft und von dannen auf der Yssel, oder auf den Kanälen, welche durch das Land gehen, nach dem Wohnplatz ihrer neuen Herren, etwa nach Geldern oder nach Kleve an das Ufer der Mosel gebracht worden, so durften sie, bei ihrer natürlichen Bestrebung nach Freiheit, auf ihrer Flucht nur den Ardenner Wald erst erreicht haben, so erklärt sich das übrige von selbst. Ihre Wanderschaft kann sie gegen Süden und Westen in Lothringen, und von da nach Champagne in die Ge-

gend,

gend, wo man sie angetroffen, geführet haben. Und auf die Art würde sich alles, was man in den Erzählungen der Jungfer Blank angemerket, leicht erklären lassen.

Noch einfacher und kürzer würden die vorhergehenden Muthmaßungen gemacht werden können, wenn man annähme, daß die beiden kleinen Wilden aus den Ländern um den Nordpol nach den antillischen Inseln, St. Domingo, Guadalupe oder Martinike geführet und hie von einem Franzosen gekaufet worden, der bald hernach wieder nach Frankreich zurück gekehret, sich in Lothringen gesetzt und diese beiden Kinder mit sich dahin gebracht hätte. Sie würden freilich nicht gesäumet haben, wieder zu entwischen. Hieraus würde sich auf eine sehr natürliche Art erklären lassen, wie es zugegangen, daß die kleine Le Blank, fast alsobald nach ihrer Ergreifung, einige französische Wörter zu verstehen und einige verstümmelt auszusprechen geschienen; imgleichen wie es gekommen, daß sie, wie man erst aus ihren Zeichen, hernach aus ihren Reden hat muthmaßen können, bei einer Dame gewesen und bei ihr Teppichwerk machen gesehen. Endlich erfordert auch diese letzte Muthmaßung nur eine kurze Zwischenzeit von etwa zwölf oder vierzehn Ta-

gen, seit ihrer Entlaufung von ihrem Herrn in Lothringen, bis auf die Zeit, da man sie bei Chalons angetroffen hat. Man wird auch dadurch desto besser zu erklären vermögend seyn, wie es zugegangen, daß ihre schwarze Farbe noch hielte, ob sie gleich, wenigstens durch einen Fluß, geschwommen waren.

Indessen scheint es wunderbar, daß in diesem Fall, da die beiden Kinder so nahe an dem Orte, wo sie entlaufen, gefunden und die Begebenheit bald öffentlich bekannt geworden, die Eigenthumsherren sich nicht gleich sollten zu erkennen gegeben haben. Vielleicht waren aber diese schon ihrer überdrüßig, weil sie beide so schwer zu zähmen und von einer neuen Flucht abzuhalten waren. Dies wird mehr, als eine bloße Muthmaßung, seit dem Herr L. erfahren, daß man wirklich von Holland aus ihrentwegen einige Nachfrage gethan und beide junge Wilde vom Herrn von Epinoy wieder verlangt hätte, der sie aber nicht zurück geben wollen, weil man in dieser Forderung keinen großen Ernst bemerket.

Wenn man ein Volk kennete, dem ein feines, kreischendes, durchdringendes Geschrei, wie es der Le Blank eigen war, statt der Sprache dienete; so würde man ihr

ei-

eigentliches Vaterland genau zu bestimmen fähig seyn. Unsere Muthmaßungen haben ihren Ursprung wahrscheinlich von den Esquimaux hergeleitet. Da indessen die angeführten Beweisgründe sich eben so gut auf Grönland, Spitzberg und Novazembla schicken, so würde sich, wenn etwas daran gelegen wäre zu wissen, ob sie auf dem festen Lande von Amerika oder in unserm Europa geboren wäre, auch dieses gar wohl haben bestimmen lassen. Denn bekanntermaßen haben die wilden Amerikaner, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechtes, da sich an gewissen Theilen keine Haare bei ihnen finden, ein Unterscheidungszeichen, wodurch sie eben so wenig mit den Europäern oder Afrikanern, als mit den asiatischen Völkern, verwechselt werden können.

Folgender Umstand gehört noch unter die entscheidenden Beweisgründe, daß Jungfer Le Blank wahrscheinlich zu den Esquimaux gehörte. Madame Duplessis von St. Helena, eine geborne Pariserin, seit 46 Jahren aber eine Nonne im Hotel-Dieu zu Quebek in Kanada, hatte in Frankreich einer Freundin ein Geschenke von allerlei Vorstellungen und Figuren der Wilden gemacht, mit welchen die Franzosen und Mißionarien

von Neufrankreich in einiger Gemeinschaft leben. Man hatte sie der Le Blank gezeiget. Als die Reihe an die Esquimaux kam, gerieth sie alsbald in ein angenehmes Erstaunen, welches die Zurückkehr ehmaliger Empfindungen und Begriffe in ihr hervorzubringen schien. Eben diese Folgerung läßt sich auch aus der Beschreibung ziehen, welche sie von den Fahrzeugen der Esquimaux gemacht und wodurch sie angab, wie diese von den Kähnen anderer Wilden, die man ihr vorzeigte, unterschieden wären. *)

Der IIte und letzte von bekannten wild aufgewachsenen Menschen war Johann von Lüttich *), welcher im fünften Jahre von seinen Aeltern auf der Flucht verloren, sechszehn Jahre hernach aber in der Wildniß wieder gefunden worden. Er hat insonderheit einen außerordentlich feinen Geruch gehabt, wodurch er die eßbaren Wurzeln in der Erde zu entdecken und seine Wärterin von Ferne zu unterscheiden gewußt haben soll.

Aus den angeführten Nachrichten erhellet, wie Herr Professor Schreber l. c. saget, daß

an

*) S. allgemein. Magaz. VII Th. p. 263 ꝛc.

**) Joannes Leodicensis. Boerrh. Linn. l. c. Schreber l. c. p. 36.

an diesen verwilderten Menschen keinesweges alle Stücke, welche den vorgeblich natürlichen Zustand des Menschen bezeichnen sollen, wahrzunehmen gewesen. Sie sind nicht auf allen vieren gegangen, welches von dem litauischen und irrländischen Knaben, doch nicht mit nöthiger Zuverläßigkeit, erzählet wird. Sie waren auch nicht haariger, als gewöhnlich, ausgenommen der eine Litauer und das zwollische Mädchen. Ihre Haut war weder stärker, noch von anderer Farbe, als gewöhnlich. Schärfere Sinne, stärkere Leibeskräfte und größere Behendigkeit waren ebenfalls nicht an allen anzutreffen, wenigstens nicht in einem höhern Grade, als jeder Mensch, wenn er will, sie haben kann. Was ihnen allen zu mangeln schien, war die Vernunft, nebst der Sprache. Dieser Mangel war augenscheinlich eine Folge der Einsamkeit. Jene ließ indessen bei etlichen sich nicht ganz verkennen. Sie entwickelte sich bald genug, wenn sie unter Menschen kamen, obwohl, wie gewöhnlich, nicht bei allen in gleicher Vollkommenheit. Das Vermögen zu reden äußerte sich ebenfalls bald genug durch Versuche, die Werkzeuge der Sprache zu gebrauchen. Die Sprache ist überhaupt eine Folge der Geselligkeit. Wenn man Kinder mit einander aufwachsen lassen

wollte, ohne sie eine Sprache zu lehren, so würden sie ohnfehlbar selbst eine zu erfinden suchen. Je weniger ihrer beisammen und je eingeschränkter ihre Bedürfnisse wären, desto eingeschränkter würde die Sprache seyn. Die Amerikaner können hiervon einen Beweis abgeben. In gänzlicher Entfernung von Menschen denkt man gar nicht an die Sprache, und vergißt so gar diejenige, welche man vorhero zu reden wußte.

Ein kalifornischer Knabe von zwölf Jahren, der nebst seinem Vater fünf Jahre in der Wüste zubrachte, verstand, als beide wieder gefunden wurden, so wenig von seiner an sich selbst sehr armen Mutterspracbe, daß wirklich seine ganze Kenntniß derselben sich auf eine äußerst kleine Anzahl von Wörtern einschränkte. *)

Der Schottländer Selkirk hatte die Kenntniß der Sprache und das Vermögen zu reden fast gänzlich verloren, da er fünf Jahre völlig einsam auf der Insel Juan Fernandes zugebracht. *)

Uiberhaupt, fährt Herr Schreber fort, läßt sich nicht wohl annehmen, daß die beschriebne verwilderte Menschen schon im zar-

te-

*) S. Nachrichten von Kalifornien S. 176.
**) S. Allg. Histor. der Reisen, XII Th. S. 71.

testen Alter in die Wildniß gerathen wären. Sie würden sich selbst weder ihren Aufenthalt, noch hinlänglichen Schutz gegen die Strenge der Witterung haben verschaffen können, und in deren Ermangelung binnen kurzem haben umkommen müssen. Vielleicht würden sie sich auch im gegenseitigen Falle in so bevölkerten Gegenden, als die meisten von denen sind, wo man sie gefunden hat, nicht so lange haben verborgen halten können. Sie waren also vor ihrer Verwilderung schon ziemlich heran gewachsen, und hatten folglich bereits einen Theil von Erziehung genossen, wenigstens erst gehen, einigermaßen denken und reden gelernet. Hierauf wurden sie, durch einen Zufall, von den Ihrigen getrennet; vielleicht einige durch eine Art von Wahnsinn, womit unterschiedene von ihnen deutlich behaftet waren; vielleicht andere durch eine harte Begegnung, auf Reisen u. s. f. Eine gewisse Blödigkeit des Gemüthes oder Furcht hinderte sie, nach menschlicher Gesellschaft sich wieder umzuthun, welches außerdem gewiß nicht unterblieben seyn würde. In Betrachtung dieser Umstände wird hoffentlich kein Zweifel seyn, daß von allen diesen Verwilderten keiner von dem ursprünglichen Zustande des Menschen auch nur einigen Begriff geben könne.

Der Mensch ist bestimmt zu denken, geſellig zu seyn, sich zu bilden, seine Fähigkeiten durch den Gebrauch zu erhöhen, den Schöpfer aus den Werken der Schöpfung zu erkennen. Höhere Bestimmungen des Menschen entdeckt uns die göttliche Offenbarung.

Vom

Vom Aufenthalt und von der Nahrung des Menschen. *)

Der Aufenthalt des Menschen, welcher in seinem ersten Zustand, in einer warmen Gegend, unter freiem Himmel war, **) wie er es noch in einigen Ländern zu seyn pfleget, ***) ist jetzo, nachdem sich das Geschlechte der Menschen unter allen Himmelsgegenden ausgebreitet und sich entweder zum Herumziehen eingerichtet, oder an eine beständige Wohnung gebunden, auch zugleich weniger oder mehr Lebensart angenommen hat, entweder in Höhlen, ****) oder unter

*) S. Schreber l. c. p. 38. &c.

**) S. des Hrn. Prof. Fabers Archäologie I Th. S. 9.

***) Besonders in solchen, wo es wenig regnet, als in Kalifornien. S. Nachr. von Kalifornien, S. 102.

****) In Felsenhöhlen wohnen z. B. ein Theil der Araber; S. des Hrn. D. Büschings Erdbeschr. von den asiat. Ländern; in selbst gemachten Gruben unter der Erde, die Kamtschatkalen. S. allg. Hist. der Reis. XX. Th. p. 294.

Zeltern, wie z. B. die Beduinen unter den Arabern, die Kurden, Kalmucken, Kirgisen und andere Steppenvölker in Asien, die Lappländer und Grönländer im Sommer, unterschiedene Völker in Amerika u. s. w. entweder in beweglichen Hütten, wie die Kralen der Hottentotten, oder in unbeweglichen Hütten und in Häusern. Zu den Hütten der letzten Art gehören die Winterwohnungen der Grönländer, die Häuser der Araber in Jemen, der Neger, der Chilier u. s. w., auch diejenigen, welche in warmen Ländern unter den Bäumen und von den lebendigen Zweigen derselben gemacht worden. An diesem Aufenthalte der Menschen pflegen auch unterschiedene Thierarten mit Antheil zu nehmen, davon einige als Hausthiere, nicht ohne merkliche Abänderung ihrer natürlichen Beschaffenheit und Sitten, mit Fleiß erzogen und genutzet werden, andere hingegen, als Schmarotzer, sich selbst mit einmischen.

Die natürlichste Nahrung des Menschen sind Baum- und Erdfrüchte, nebst andern Erzeugnißen des Gewächsreiches. Dies beweiset so wohl die Stellung und Bildung seiner Zähne, als der Bau des Magens

und

und der Gedärme. *) In den wärmern Gegenden von Afrika, Indien und Amerika sind es vorzüglich die Früchte oder der Kohl oder die Augen an der Spitze der mannigfaltigen Palmbäume. Der Dattelbaum **) insonderheit nähret mit seiner Frucht fast ganz allein einen großen Theil von Persien und Oberägypten. Von einer andern Palmenart, nämlich dem Sagu oder Sagobaume ***) ist vornämlich das Mark eine Hauptspeise der Ostindier und Malaier, weil aus dem sogenannten Sago auch gute Suppen bereitet werden können. Die Inseln im stil-

len

*) S. des Hrn. von Hallers Elem. physiol. Tom. VI. p. 194.

**) Phoenix dactylifera Linn. Sp. Pl. p. 1658. Palma major C. B. Pin. p. 506. Dod. Pemt. 819. Kæmpf. Amœn. 688. Tab. I. 2. Eiusd. Exod. 668. und 686. T. I. 2. f. 2, II. 16. Dietr. Pflanzenr. II. p. 1325. Man ißet den weichen Theil der Datteln roh und getrocknet. Man preßt aus ihnen ein Oel, dessen sich die Bewohner Indiens statt ihrer Butter bedienen. Die Kerne werden gemahlen und wie Mehl gebrauchet. In Ermangelung eines bessern Futters geben sie auch die Aegyptier ihren Kameelen. Siehe Haßelqu. Reise S. 540.

***) Cyclas circinnalis Linn. l. c. Arbor Zagoe amboin. Sebæ Thes. I. p. 39. T. 25. f. 1. Tessio Kæmpf. Jap. 897. Olus Calappoides Rumph. Amb. I. p. 86. T. 22. 23. Dietr. l. c. p. 1322.

len Meere haben ihren Einwohnern zu diesem Zwecke die sogenannte Brodfrucht*) anzubiethen, Kalifornien den seinigen die Phitahaja.**) Die Feigen***) sind das hauptsächlichste Nahrungsmittel der Griechen im Archipelagus und Morea; die Pharaonsfei-

*) The bred-fruid-Tree. L'Arbre a Pain. Der Brodbaum. Sitodium altile Solandri, befindet sich auf allen Inseln der Südsee, also auch auf der neu endeckten Insel Otahiti. In Raji Hist. Plant. Tom. III. in Append. Fruticum & arborum in Luzone Insulâ nascentium & à Patre Camelio S. J. observat. wird dieser Baum Cap. 9. de arboribus fructu tubercul. echinato p. 52. n. 7. mit folgender Beschreibung angeführet: Rhymay Marianorum, Arbor est ligni fragilis, resinosi et viscosissimi lactis, ad caudicem imum lata emittens fulcra. Folia magna trilobata, vicissim in minores divisa lobos. Fructus cortice tuberculoso papillari, flavenscens, magnitudine capitis humani, nucibus carens, crudus non est vescus, sub cinere coctus panis ordinarius est Marianorum. In des Archiaters Gen. und Sp. Pl. habe ich keine Nachricht von diesem Baum finden können. Cf. Allg. Hist. der Reisen, XII. Th. p. 179.

**) Zwo Gattungen vom Cactus. S. Nachr. von Kalifornien, P. 53.

***) Ficus Carica Linn. l. c. p. 1513. Dod. 812. Ficus communis C. B. Pin. 457. Blackw. Tab. 125. Dietr. l. c. p. 1229. In den warmen Ländern sind die vollkommen reife Feigen ein allgemeines, vortreflich nährendes und wohlschmeckendes Nahrungsmittel, in kalten Ländern aber,

wo

feige *) die Nahrung der Einwohner im diesseitigen Aegypten; die Kastanien **) der Bewohner unterschiedener, besonders gebirgischer Gegenden in Italien, wie ehemals für mehrere Europäer die Frucht einer Gattung Eichen, deren Eicheln jetzo noch in Portugal, Spanien und der Barbarei stark gegessen werden. ***)

Von Wurzeln ist die Kassave oder Manihot ****) ein allgemeines Nahrungsmittel im südlichen Amerika, die Igname oder Jname

wo sie nicht bis zu ihrer völligen Reife gelangen, pflegen sie fast ein wirkliches Gift zu seyn. Wer sie zu häufig speiset, soll davon leicht einen sehr übelriechenden Schweiß, ja sogar die Krätze bekommen. S. Linn. Amœn. Acad. Vol. I. P. 45.

*) Ficus Sycomorus Linn. l. c. Amœn. acad. I. p. 26. Ficus Pharaonis Cam. Math. 103. f. 3. Dietr. l. c. p. 1233. Norden Voyage d'Egypte. Tom. l. p. 57. Tab. 38.

**) Fagus Castanea sativa Linn. Ib. p. 1416. C. B. Pin. p. 418. Dietr. l. c. 1097. Maronen.

***) Quercus esculus Linn. l. c. p. 1414. Quercus parva's. Fagus Græcorum & esculus C. B. Pin. 420.

****) Jatropha Manihot L. S. oben S. 231. not. ***).

Hame *) und Batate **) ebendaselbst und in unterschiedenen heißen Gegenden Asiens, die Papas oder Erdtuffeln ***), unsere Erdbirnen ****), in Peru, die Sarana a) in Kamtschatka, die mittlere und kleine Natter-

*) Dioscorea alata, bulbifera et sativa Linn. l. c. p. 1462. 1463. Cf. oben S. 167. nota *).

**) Convolvulus Batatus Linn. l. c. p. 220. C. B. Pin. 91. Rumph. amb. V. p. 366. Tom. 130. Kalm. it. II. p. 300. Dietr. l. c. 1. p. 184. Diese knollichte Wurzel übertrifft an Süssigkeit und Annehmlichkeit im Geschmack fast alle bekannte Wurzeln, sie schmelzt beinahe im Munde, und wird auf eben diese Art, wie die Erdtuffeln, zum Essen zubereitet. Die Indianer machen aus den Wurzeln auch einen Trank, den sie Mobby nennen; er ist geistig, ohne in den Kopf zu steigen, hält sich aber nicht länger als vier oder fünf Tage. S. Millers Gärtn. Lex.

***) Solanum tuberosum Linn. l. c. p. 265. C. B. Pin. p. 167. Prodr. p. & T. 89. Dietr. l. c. p. 221. Blackw. T. 523.

****) Bunium Bulbocastanum Linn. l. c. p. 349. C. B. Pin. p. 162. Nucula terrestris Lob. Hist. 429. Dietr. 1. p. 387. Erdnuß. Einige graben die knollichte, fleischigte Wurzel und essen sie roh. Sie schmecken fast wie Kastanien und sind kein unangenehmes Essen; wenn sie aber gesotten sind, geben sie mit Butter und etwas Pfeffer eine sehr liebliche und nahrhafte Speise.

a) oder die Feuerlilie, pomponische Lilie und der türkische Bund. Lilium bulbiferum, pom-

po-

terwurzel *) in Siberien bei den Samojeden und Jakuten.

Noch von weit ausgebreiteterm Gebrauche sind die mehlichte, durch den Anbau vergrösserte und vermehrte Samen einiger Gräser, oder die Getreidearten; vorzüglich der Reiß **), der im größten Theile von Asien; der kleine Mais ***), welcher in Aegypten, Arabien, Persien und in der Bucharei; der große ****) und kleine guineische Hirsen a), der in Afrika und Westindien, wo sich Neger

ponium und Martagon Linn. l. c. p. 433. &c. Dietr. 1. p. 366. nebst der Sardana und dem Hedysarum alpinum Linn. p. 1057. und Tschitta oder Lathyrus tuberosus Ib. p. 1033. Gmel. Flor. Sib. Tom. I. p. 43. 46. II. p. 29. 6. Allg. Hist. der Reisen, XX Th. p. 289.

*) Polygonum viviparum. l. Linn. c. p. 516. Beide oder Bistorta alpina media & minor C. B. sind nur Spielarten. Dietr. 1. p. 446. Keimender Wegetritt. Die Samojeden essen die Wurzel dieser Pflanze mit dem Fleisch ihrer Rennthiere. Flor. Suec. n. 340.

**) Oryza sativa. Linn. l. c. p. 475. Dietr. l. c. p. 410.

***) oder Durrah. Milium arundinaceum semine plano & albo Bauh. theatr. Bot. p. 514. Eine Gattung des Linneischen Holcus. S. Niebuhrs Beschreibung von Arabien. Cf. oben S. 194. nota **)

****) Holcus bicolor. Linn. Mantiss. II. p. 301.

a) Panicum Indicum, spicâ longissimâ. Bauh. Theatr. Bot. p. 523. Ebenfalls ein Holcus. Linn.

ger aufhalten, der Korakan oder das korakanische Kammgras *), welches in Zeilon; die unterschiedenen Arten Weizen, Rocken, Gerste, Hafer, die besonders in Europa; das Welschkorn **) das vorzüglich in Nordamerika als Materialien zur Bereitung des Brodes und ähnlicher Mehlspeisen gebrauchet wird.

Hierzu kommen auch noch eine Menge anderer Gesäme, Obstfrüchte, Köhle und Wurzelwerk, die ebenfalls bald roh, bald verschiedentlich zubereitet, zu Abwechselung mitgegessen werden. Im äußersten Norden vertritt die Stelle derselben ein Moos, das Fiallagras der Isländer oder isländische Flechte ***), und einige Arten Tang, vornehmlich der Zuckertang oder das zuckersüße Meergras ****).

Mit diesen und mehreren Abwechselungen der Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreiche

*) Cynosurus coracanus Linn. l. c. p. 106. Gramen dactylon aegyptiacum C. B. Pin. 7. Theatr. p. 110. Gnom. Bot. III. p. 456.

**) Zea Meys Linn. s. oben S. 194. nota **)

***) Lichen Islandicus Linn. Sp. Pl. II. p. 1611. n. 29. α. β. Allg. Hist. der Reisen XIX B. p. 16. Dietr. l. c. p. 1272.

****) Fucus saccharinus Linn. l. c. p. 1630. Cf. Kranzens Grönland I. Th. S. 90. Dietr. l. c. p. 1289.

reiche war der veränderliche Geschmack der Menschen lange noch nicht befriedigt. Er hat sich auch eine Menge Nahrungsmittel aus dem Thierreich erwählet. Die meisten davon sind aus der Klasse der Saugthiere, von welchen die krautfressenden, vorzüglich die wiederkäuenden *), nebst dem Schwein und Hasen, am häufigsten gegessen werden; seltner die andern Thiere von der Verwandtschaft des letztern **), imgleichen der Elephant, welcher den Mohren oder Negern, den Einwohnern in Kongo, den Hottentotten ꝛc. ***); das Pferd, welches dem Tartar, den Mohren, Arabern, Chinesern, Lappländern, Patagoniern ꝛc. ****); das Geschlecht der Robben und Wallrosse, die sämtlich den Völkern am Eismeer zur Nahrung die-

*) Pecora Linn. Ed. XII. p. 90.

**) Glires Linn. p. 76.

***) S. Allg. Hist. der Reisen, II Th. p. 100. IV. p. 126. Cf. Dappers Afrika, p. 550. 552. Hallens Thiere p. 382. Kolbens Vorgebirge der guten Hoffnung, 4to p. 321. VIII. Mannigf. III B. p. 540.

****) S. Allg. Hist. der Reisen, VII Th. p. 255. 275. De La Porte Reisen eines Franzosen, VII Th. p. 144. 145. Stuttg. Phys. ökon. Auszug. III B. p. 236. Mannigf. II Jahrg. p. 510. Gme-

dienen *). Noch weniger beliebt sind die Raubthiere. Doch pflegen der Bär z. E. unter den Lappländern, Chinesern u. a. m. **); der Hund, bei den Tungusen, Mohren u. a. m. ***); der Hund und Katze bei den Re=

gern

lin in den Gött. Reisen Tom. V. p. 126 und 469 — 472. Sloane Intr. in Hist. Nat. Jamaic. p. 20. Dappers Afrika p. 307. 308. 458. 459. Andersons und Iversens Reisen, p. 113. Tavierniers Reisen, p. 147. Tom. III. p. 79. Du Val Weltbeschr. P. II. p. 393. Högströms Lappl. Stockh. 1748. p. 150 — 162. Voy. à la mer du Sud. p. 295.

*) S. Allg. Hist. der Reisen, XX Th. p. 290. 291. Cf. Vallm. de Bom. Dict. d'Hist. Nat. Tom. V. p. 544. Mannigfalt. II Jahrg. 577. Kolbens Vorgebirge ꝛc. 4to p. 330. n. XVIII. J. Lobo Voy. en Abissinie P. I. p. 139. Dappers Afrika, p. 124.

**) S. Högström om Lapm. p. 209. Deutsch 1748. p. 150. &c. Allg. Hist. der Reisen, Tom. XVII. p. 324. Tom. XIX. p. 290. Gmelin in den Gött. Reisen. Tom. V. p. 126. 127. Tramplers Wallfischfang. Leipz. 1771. 8. p. 63. Neuhofs China, p. 348.

***) S. Le Brun Voyage, Tom. I. p. 118. 119. Shaws Reisen, p. m. 61. Berl. Samml. IV B. 5. St. p. 548. Phys. ökon. Ausz. III B. p. 236. Vallm. de Bom. Dict. Tom. III. p. 136. Bosmanns Reise p. 287. Hallens Thiere p. 491. Reise in das Südmeer, Nürnb. 1772. p. 166. 170. 177. 184.

gern an der Goldküste, auf Jamaika ꝛc. *), so gar in Frankreich **), der Löwe, Leopard und Tiger am Vorgebirge der guten Hoffnung ***) und sonst in Afrika, keine seltne Kost zu seyn. Am wenigsten scheinen die den Menschen ähnlichen Affen eßbar, ob sie gleich ebenfalls ihre Liebhaber gefunden haben ****). Sollte man aber wohl glauben, daß es auch Barbaren gäbe, die sich mit Fleisch, von ihrer eignen Gattung sättigen? So sehr man geneigt war, dieses in Zweifel zu ziehen, so gewiß läßt sich doch behaupten, daß unterschiedene Wilden in Amerika z. B. die Neuseeländer, Neuholländer ꝛc. wirkliche Menschenfresser (Anthropo-

*) S. Allg. Hist. der Reisen, IV Th. p. 126. Hamb. Magaz. X. B. p. 551. Bosmanns Reisen, p. 282.

**) S. Phys. ökon. Ausz. III. B. p. 235.

***) S. Kolbe l. c. p. 317. Reise in das Südmeer, p. 170. Vallm. de Bom. l. c. Tom. VIII. p. 202. Piso de Indiæ utriusque re. nat. p. 103. Shaws Reise, p. 153. Dappers Mesopot. p. 151.

****) S. Allg. Hist. der Reisen, II. Th. p. 363. Cf. Vallm. de Bom. l. c. Tom. X. p. 532. Neue Mannigf. l. p. 537. Geoffr. Mat. med. Tom. VIII p. 252.

pophagi) sind *). Alles was man zu ihrer Entschuldigung sagen könnte, ist, daß bei ihnen das Menschenfleisch nicht sowohl als ein ordentlich Nahrungsmittel, sondern als eine Zeremonienspeise betrachtet zu werden scheinet.

Anmerk. Es giebt noch eine Menge vierfüßiger Thierarten, welche von einigen Völkern, zuweilen aus besonderem Appetit, bisweilen aus Mangel anderer Nahrungsmittel oder im Nothfall, verzehret werden, als:

1) Der Aguti oder das Ferkelkaninchen, s. mein Naturalexikon, I B. Berl. 1774, p. 657.

2) Der

*) Von Menschenfressern überhaupt lese man physikalisch-ökonom. Ausz. III B. p. 235. Hamb. Journ. II. B. p. 103. Ives Reisen p. 114. Allg. Hist. der Reisen Tom. XII. p. 25. 27. Tom. XIV. p. 236. Tom. XV. p. 139. 282. Tom. XVI. p. 252. 293. 298 und 648. Dappers Afrika, S. 538. 539. 572. Olearii Reisen, p. 80. Rich. Blome Engl. Amerika p. 292 293. Adam Brands Chinesische Reise, Berl. 1712. 8vo. p. 66. Chr. Detl. Rhode Cimbrisch-Hollsteinische Antiquitäten. Hamb. 1720, 4to. p. 2. 15. 16. Garcilasso de la Vega Hist. de Yncas, Tom. I. p. 45. 46 und p. 51. 52. 414. Diodori Siculi L. III. Cap. 8. 9. 15 — 31.

2) Der Ameisenfresser, s. Neue Mannigf. I Jahrg. S. 220. Kolbens Vorgebirge ꝛc. 4to. p. 337.

3) Die Armadillen oder Schildferken, Küraſſierſchweine, ſ. Mannigf. III Jah g. p. 634. Reiſe in das Südmeer, p. 164. Allg. Hiſt. der Reiſen, XII Th. p. 85.

4) Der Bieber, ſ. Allg. Hiſt. der Reiſen, XVII Th. p. 225. 324. Elsholtz Diaetet. p. 122.

5) Der Dachs, ſ. neue Mannigf. I Jahrg. p. 259.

6) Das Eichhörnchen, ſ. Sloan. Introd. in Hiſt. nat. Jam. p. 24, 25. Allg. Hiſt. der Reiſen XIX Th. p. 290.

7) Der Eſel. In Italien wird ihr Fleiſch in Zervelatwürſten gegeſſen, ſ. Stuttg. phyſ. ökon. Ausz. III B. 235, auch in China ſtark und häufig verzehret, ſ. Osbeks Reiſen, p. 546. Cf. Reiſe in das Südmeer, p. 190. Cours d'Hiſt. Nat. Tom. I. p. 447. 448. Der Arzt, 1 Ausg. I. 238. V. 212. Mannigf. II Jahrg. p. 510. Dappers Aſia, p. 238. Neuhofs China, p. 274. 275. Andersons und Iverſens Reiſe, p. 113.

8) Die Fledermäuse, s. Thevenots Reise, P. III. p. 138. Allg. Hist. der Reisen, II Th. p. 398. XI Th. p. 404. XII 413. Heydts Schauplatz ꝛc. p. 78. Clusii Exot. p. 95. 96. Dappers Mesopotam. Babylon ꝛc. p. 97. Ejusd. Afrika p. 389. Ejusd. China p. 143. Taverniers Reisen ꝛc. T. III. p. 65.

9) Die Füchse, s. Olearii Reise nach Moskau und Persien, p. 86. Gmelin in den Götting. Reisen, V Th. p. 126. 127. Högströms Beschr. von Lappland, Leipz. 1748. p. 150 — 162.

10) Der Igel, s. Adans. Reise nach Senegal. Brandenb. 1773, p. 247.

11) Der Kameel, s. Mannigfalt. II Jahrg. p. 586. Dappers Afrika p. 15. 295. 307. Ejusd. Mesopotam. und Arabien, p. 415. Allg. Welthist. XVI Th. p. 407. §. 329.

12) Die Kaninchen, sind ein Leckerbissen in Engelland, s. Physik. ökon. Ausz. III Th. p. 235, werden auch in Deutschland häufig verzehret.

13) Der Luchs, allg. Hist. der Reisen, XVII Theil p. 229.

14) Die Mäuse, Ratten ꝛc. s. Physik. ökon. Ausz. III B. p. 236. Abh. d. Schwed. Akad. II Th. p. 81. Mannigf.

nigf. II J. p. 510. Beckm. Bibl. I. p. 187. Gmelin in den Götting. Reisen, V Th. p. 469 ꝛc. Allg. Hist. der Reisen, XIII Th. p. 463, XIX Th. p. 290. Zuchelli Mission nach Kongo, p. 287.

15) Der Maulwurf, welchen die Araber zu essen pflegen, s. Berl. Samml. IV B. p. 548.

16) Das Murmelthier, S. Mannigf. I J. p. 624. Gmelin in den Gött. Reisen, V B. p. 468 - 72.

17) Das Muskusthier oder Bisamkatze. Allg. Hist. der Reisen, VI B. p. 547, 548. Cf. Mannigf. II J. p. 510. Vom Genuß der Muskusratzen.

18) Das Nasenhorn, s. Kolbens Vorgebirge der guten Hoffnung, 4to. p. 323.

19) Die Ratten, s. Mäuse n. 14.

20) Das Rennthier, s. Högströms Lappl. 1748, p. 129. Physik. ökon. Ausz. III B. p. 236. Kolbe l c. p. 334 n. XI. Leems Beschr. der Finnlappen, p. 56. De la Porte Reisen, XII Th. p. 105. Olearii Mosk. und Persien, p. 68.

21) Serbären = Hunde = Kuh = oder Löwen, s. Mannigf. II J. p. 510. Stellers

Meerthiere p. 107-152. Dappers Afrika p. 496. Bankrofts Naturg. von Guiana, p. 113. Adans. Reise nach Senegal, Brandenb. 17 73. p. 213.

22) Die Seeotter, s. Stellers Meerthiere, p. 185-199.

23) Der Vielfraß, s. Allg. Hist. der Reisen, XIX B. p. 304.

24) Der Wolf, Gmelin in den Gött. Reisen, V Th. p. 126. M . .

Vom Geflügel ist vorzüglich die Familie der Hüner *); die krähenartigen aber **) und Raubvögel ***) sind bloß denen eßbar, welche sich überhaupt in Ansehung der Raubthiere nicht ekel beweisen ****).

Die

*) Gallinæ Linn. S. N. XII. p. 267.

**) Picæ, Linn. l. c. p. 139.

***) Accipitres. Ib. p. 121.

****) Indessen werden von manchen Völkern auch die meisten Arten großer und Raubvögel mit gutem Appetit verzehret. Als 1) die Adler, s. Allgem. Hist. der Reisen, XIX B. p. 290. 2) Die Falken, s. Tournefort Voyage, Lettre VI. p. 93. 3) Die Geier, s. Allg. Geschichte der Reis. l. c. 4) Die Kraniche, s. Ebend. 5) Reiger, s. Ebend. 6) Störche, s. Debes Hist. der Insel Faroe. Kopenh. 1757, 8vo. p. 238-242. und Allg. H. d. R. l. cit. 7) Die Straußen u. s. w. S. Dappers Afrika

P.

Die Fische und Amphibien werden, einige wenige von der giftigen Art ausgenommen, fast ohne Unterschied zur Speise gebraucht. Jene sind fast die einzige Nahrung einiger Völker, als der Neuholländer *), der Neger an der Goldküste **), der Einwohner der Westinseln bei Schottland ***), der Lappländer ****) und Isländer a). Von diesen speisen die Ausländer 1) die Eidexen, besonders die sogenannten Kammeidexen, Iguana b), 2) Fischot-

 tern

p. 307. 308. Allg. Welthist. Tom. XVI. p. 293—298, §. 239.

*) S. Allg. Hist. der Reisen, XII Th. S. 429.

**) S. Ebend. VI Th. S. 127.

***) S. Martin. West. Isl. p. 373.

****) S. Linn. Flora Lappon. p. 269.

a) S. Allg. Hist. der Reisen. XIX. Th. p. 45. An der Küste des Eismeeres werden die gefrornen unaufgethaut verzehret, s. Physik. ökon. Ausz. III B. p. 237. Die Jakuten essen sogar verfaulte Fische und pflegen dies ekle Gericht Argiß zu nennen. Ebend. Cf. Fr. v. Groeben Guineische Reise p. 13. hinter seiner Oriental. Reise. Marienwerder 1694. 4to.

b) S. Mannigf. II J. p. 510. Stuttg. phys. ökon. Aus. III B. p. 236. ingl. Vol. X. p. 307. Vall. de Bom. Dict. d'Hist. Nat. Tom. III.

tern *), 3) Frösche **), Kröten ***), Krokodile und ihre Eier ****), Schildkröten und ihre Eier a), die Schlangen, welche besonders bei den Arabern, Mohren, Marsiern

III. p. 383. Sloane Intr. in Hist. Nat. Jam. p. 25. Dappers Afrika p. 23. Ebend. Mesopotam. ꝛc. p. 350. Hieron. Benzonis novæ novi Orbis Historiæ. Vignon. 1600. 8vo. p. 212. 213. 216. Lerii Navigatio in Brasil. p. 118.

*) S. oben n. 22. nota.

**) Diese werden in Frankreich am häufigsten, und unter andern auch die großen martinikischen Frösche, gespeiset, s. Phys. ökon. Ausz. III B. p. 235. 236. De La Porte Reisen IX B. p. 265. Elsholtz Diætet. p. 124.

***) Diese verzehret man besonders in Siam und Surinam. S. Phys. ökon. Ausz. III B. p. 236. Lerii Navig. in Brasil. p. 118. Von der surinamischen Pipa sagt Laurentius in specim. Reptilium. Viennæ 1768. 8vo. p. 25. Caro nigris Americanis in deliciis est.

****) S. Mannigf. II J. p. 581. nota k. Adansons Reise nach Senegal. Brandenb. 1773. p. 218. 221. Heydts Schaupl. von Afrika und Ostindien, p. 78. Dappers Afrika p. 122. Oexmelin Hist. des Avanturiers p. 101. Hieron. Benzonis nov. orbis Historiæ, p. 212. &c.

a) Die Liebhaber des Schildkrötenfleisches werden Chelonophagi, Mangeurs de Tortues genennet. S. Mannigf. III J. p. 357 und 383. Vall. de Bomare Dict. d'Hist. Nat. Tom XI. p. 395. Elsholtz. Diaet. p. 123. Debecks Ri-

siern u. s. w. beliebt sind *) und andere mehr.

Von Insekten werden zwar nur wenige Arten gegessen; es finden sich aber doch unter den minder ekeln Völkern auch Liebhaber, die sich am Genuß der Ameisen **), der Bienen

Reisen, p. 374. 375. 383. 391. Allg. Hist. der Reisen, III B. p. 348. XII Th. p. 162. XVII Th. p. 235. Sloane Intr. in Hist. Nat. Jam. p. 18. Bellon. Obs. p. 67. Oexmelin Hist. des Avant. p. 86 &c. Barchewitz Ostind. Reise p. 150.

*) S. Phys. ökon. Auez. III B. p. 236. Berl. Samml. IV B. p. 157. Vallm. de Bomare l. c. Tom. II. p. 347. Tom. X. p. 477. Beckmanns Naturgesch. p. 63. Martini Naturlexikon, I Band. p. 489. Mannigf. II Jahrg. p. 624. nota a. und 510. Adansons Reise nach Senegal, Brandenb. p. 104.

**) In Neuspanien gehören sie unter die Leckerbissen, s. Jo. Laërt Nov. orbis L. VII. c. 8. Im Mexikanischen pflegen die Einwohner eine Gattung großer Ameisen öffentlich auf dem Markt einzukaufen und zu essen, s. Allg. Hist. der Reisen, XIII Th. p. 678. Die ersten Spanier fanden in Neu-Granada in Südamerika viele Völker, die sich von großen Ameisen ernähreten. Ebend. XVI Th. p. 391. In Brasilien giebt es unter andern eine große Art von Ameisen, welche sie Tamoioura nennen. Sie sind so groß, als das Glied eines Fingers. Man pflegt sie daher auszunehmen, und geröstet für eine gute Speise zu halten, s. Piso

de

nen *), der Flöhe **), der Heuschrecken ***),

der

de Indiæ utriusque re. nat. *p.* 291. Cf. Vallm. de Bomare l. c. Tom. IV. *p.* 555.

*) Unter die Bienenfresser gehören die Einwohner in Zeilon, s. Knox Beschr. von Zeilon *p.* 25. Ingleichen die Indianer in Guiana, s. Bankrofts Guiana *p.* 142.

**) Die Liebhaber dieser Insekten werden Ptirophagi genennet und finden sich besonders in Guiana, s. Dappers Afrika p. 396. Vallm. de Bomare l. c. Tom. I. *p.* 128.

***) Von den Heuschreckenfressern (Acridophagi) lese man Rathlefs Akridotheologie II Th. *p.* 277. Leßers Insektotheol *p.* 336 und 350. nota r. Kundmanni Rar. nat. &. art. *p.* 1059. De La Porte Reisen, IV Th. p. 219. Abh. der Schwed. Akad. XIV Th. *p.* 81. Gesellsch. Erzähl. II Th. *p.* 199. Adansons Reise. Brandenb. *p.* 130. Vallm. de Bomare l. c. Tom. X *p.* 303. D. Zückert Mat. aliment. *p.* 273. Shaws Reise, *p.* 165. Haßelquists Reise, *p.* 227 und 455. Allg. Hist. der Reisen, I B. *p.* 120. XII 422. Sloane Intr. in Hist. Nat. Jam. *p.* 26. 29. Ejusd. Natural History of Jam. Vol II *p.* 207. Ludolf in Append. ad. Hist. æthiop. Kæmpf. Amœn. Exot. p. 746. J. Lobo Voy. en. Abissinie P. I, *p.* 108. Taverniers Orient. Reisen, Nürnb. 1681 fol. p. 67. Zuchelli Mission nach Kongo, *p.* 387. Allg. Welthist. XVI B. §. 239. Nachr. von Kalifornien *p.* 117.

der Läuse *), Palmbaumwürmer **), Raupen ***), Saguholzwürmer ****), Seidenwürmer a), Spinnen b), Wespen,

*) Die Läusefresser heißen Phthyrophagi und werden gröstentheils nur unter den Hottentotten gefunden, welche sich damit festlich bekösligen. Man pflegt auch eine Art von Seeläusen unter den Namen Fotok daselbst zu genießen. S. Vallm. de Bomare l. c. Tom. IX. p. 293 und 299. Kolbens Vorgebirge der guten Hoffnung, p. 134. XVI Kap. §. III. Phys. ökon. Ausz. III B. p. 236. Reise nach dem Südmeer, p. 217, 218. Cf. Meister im Oriental Gärt. p. 253.

**) Curculio Palmarum Linn. S. N. XII. p. 606. Sulzers Insekt. Tab. III. f. 20. S. Berl. Samml. VI. B. p. 427. Bankrofts Guiana, p. 148.

***) S. Rumphii herbar. Amboïn. Tom. III. p. 201.

****) Ságukampas Colli Saguarii. leg. Allgem. Magaz. VIII B. p. 217.

a) S. Stuck Convivia antiqua p. 176. Osbecks Reise, p. 550. Olof Toree's Reise nach Surata und China. Lpz. 1772. p. 139.

b) Von den Spinnenfressern (Arachneophagi) lese man des Journ. Encyclop. 68. Tom. II. p. 12. 1769. T. VI p. 286. Gaz. Salut. 68. No. 16. p. a. 127. Encycl. œcon. Tom. II. p. 147. Commerc. litt. Norimb. 1734. p. 318.

pen *), Würmer **) u. s. w. zu sättigen pflegen.

In der Klasse der Schalenthiere, als Schnecken, Muscheln, Krebse, Meerigel, dürften sich nur wenig Arten finden, deren Bewohner nicht entweder als Leckerbissen, wie die Austern, Kieler Mießmuscheln, Weinbergsmuscheln, oder im Nothfall, genossen werden sollten. So gar zu den weichen Seewürmern (Mollusca) als zum Blakfisch ***), Dintenfisch ****), Seebeutel a), u. a. m. pflegen sich hin und wieder lüsterne Liebhaber zu finden.

Alle

318. 1735. *p.* 23. Kundm. rariora Nat. & Art. *p.* 1064. Der Arzt 1 Ausg. III B. 221, IV 505. Hannov. Mag. 70. *p.* 526. Derhams Physikotheol. *p.* 399. Leßers Insektotheol. *p.* 335. lit. c.

*) Die Puppen der Wespen sind eine leckere Speise für die Einwohner in Karolina, s. Seeligmanns Vögel, IV Band. Vorrede, Bogen G. *p.* 1.

**) Davon werden allerlei Arten gegessen, s. Leßers Insektotheologie. *p.* 336. nota d.

***) Sepia. s. Belon. observ. *p.* 46.

****) Sepia Loligo. Linn. s. Ebend.

a) Holothuria Linn. S. Kæmpf. Amœn. exot. *p.* 487. Cf. Bontius de Ind. or. hist. *p.* 19, post Pisonem de Ind. utriusque re. nat.

Alle diese thierische Speisen werden, theils nach vorgängiger Zurichtung, mittelst der Luft und des Feuers oder Rauches, theils roh *), auch wohl halb verfaulet **), mit und ohne Zukost aus dem Gewächsreiche, genossen.

Das

*) S. Reise nach dem Südmeer S. 66, 175, 177. Alvarez von Aethiopien, *p.* 182. Allg. Hist der R. XIV Th. *p.* 13. Thevenots Reise, 2 Buch, *p.* 332. 334. J. Lobo Voy. de l'Abissinie P. I, *p.* 90. Dappers Afrika *p.* 677. Oexmelin Hist. des Avanturiers *p.* 122. Rich. Blome Engl. Amerika, Leipz. 1697, 22mo *p.* 103 und 112. Allg. Welthist. XVII Th. *p.* 208. §. 104.

**) S. Müllers Linn. Naturs. I B. *p.* 95. Der Arzt V B. *p.* 213. Phys. ökon. Ausz. III B. *p.* 236. De La Porte Reisen, VII Th. *p.* 4. Allg. Hist. der Reisen, III Th. *p.* 393. XIV. 586. Kranzens Hist. von Grönland 1 Th *p.* 189 — 192. Egedens Grönland 1763. 8vo *p.* 155, 156. Anders. Island ꝛc. Hamb. 1746. 8vo *p.* 118 ꝛc. 250 — 252. Debes Farve *p.* 238 — 242. Blome l. c. *p.* 292 293. Ad. Brands Chines. Reise, Berl. 1712. 8vo *p.* 48. 49. Viele pflegen auch das Fleisch kranker Thiere zu genießen. Gmelin in den Götting. Reisen, V Th. *p.* 126, 127. und 469 — 472. Dappers Afrika *p.* 622. Brand l. c. *p.* 114. Cf. Meisters Orient. Indian. Kunst- und Lustgärtner, Dresd. 1692. 4to. *p.* 245. Asiat. und Afrikanische Denkwürdigkeiten, Nürnb. 1676. 4to *p.* 440.

Das Mineralreich liefert nicht so wohl Speisen *), als vielmehr das Salz, zur Würzung der Nahrungsmittel aus den andern Reichen. Doch pflegen auch die Mohren in Afrika und Amerika eine gewisse Art von Erde zu essen **).

Unter den flüßigen Getränken, sagt Herr Professor Schreber, stehet billig das süße Wasser oben an, weil dessen Gebrauch am all-

Es giebt so gar Menschen, die kein Bedenken tragen, das Fleisch vergifteter Thiere zu genießen. S. Mannigfalt. IV Jahrg. *p.* 248. Allg. Hist. der Reisen, XVI Th. *p.* 35. Rumph. Herb. Amboin. Tom. II. *p.* 263 — 269. Allgem. Welthist. XVI Th. *p.* 655. §. 473. Die Hottentotten pflegen sogar alte Schuhe, Riemenwerk und gebratene Schafhäute zu essen und sind in ihrem Appetit unter allen Menschen am wenigsten von den Schweinen zu unterscheiden. S. Kolbens Vorgebirge der guten Hoffnung, I Th. *p.* 135. 139. Dappers Afrika *p.* 622. Andersons Island ꝛc. *p.* 250 — 252. Meister l. c. *p.* 245. Nicht minder abscheulich ist der Appetit der Einwohner in Jakuzk, welche die frühzeitige und Nachburten der Thiere für Leckerbissen halten. S. Stuttg. Ausz. III Band *p.* 236.

*) S. von Hallers Physiol. Tom. VI. *p.* 214.

**) S. Malouins Bäckerkunst, S. 97 ꝛc.

allgemeinsten ist. Auf dieses folgt hernach die Milch, besonders der wäßrige Theil derselben oder die Molken, welche bei den Isländern ein gewöhnliches Getränk ausmachen *). Hierzu kömmt in den heißen Ländern der Palmensaft **) und derjenige, welcher aus unterschiedenen Baumfrüchten durch das Ausdrücken erhalten wird. Die Gährung, in die er bald übergehet, hat unfehlbar der Kunst den Weg gezeiget, wie man mit Hilfe derselben den Vorrath von Getränken vermehren, oder aus Trauben und andern Obstfrüchten, aus dem Getreide und mehlichten Wurzeln ***) Biere, aus

bei-

*) S. Allg. Hist. der Reisen, XIX Th. S. 45.

**) Die Art, wie der Palmensaft gesammlet wird, beschreiben Rajus in Plantar. Tom. II. p. 1358 und Adanson in seiner Senegal. Reise. Brandenb. 17. 73, p. 158 — 163 ꝛc.

***) Als aus der Kassave in Surinam, Barbados und auf den karaibischen Inseln, aus Ba-

taten

beiden aber, wie auch aus den Stängeln gewisser Pflanzen *), und aus Milch **), abgezogene Geister oder auch wohl Essige ***) zum trinken zubereiten könne.

Alle diese Getränke werden bei den meisten Völkern gewöhnlich kalt; warm aber die

taten in Nordamerika, aus einer unbekannten Wurzel am Vorgebirge der guten Hoffnung. S. La Caille Journ. *p.* 133.

*) Wie das Matteit oder Heracleum Sphondilium Linn. in Kamtschatka, Rußland, Polen ꝛc. Gmelin Flor. Sibiric. Tom. 1. *p.* 214. Allg. Hist. der Reisen, XX B. *p.* 259.

**) Besonders aus der Stutenmilch, wie bei den Tartarn und Kalmucken ꝛc. Allg. Hist. der Reisen, XIX Th. *p.* 378. Pallas Reisen ꝛc. I Th. *p.* 315. ꝛc.

***) Von dieser Art ist eigentlich der Quas der Russen, welcher aus Mehl und Wasser, (Allg. Hist. der Reisen, XIX B. *p.* 94) oder aus Hei-

die Aufgüße gewisser Kräuter, Wurzeln und Samen, als der Theeblätter in China und Japan, des Paraguai-Thees in Amerika, des Kiprei im russischen Asien und des gerösteten Kaffe's in den Morgenländern *) genommen. Wie nothwendig das erste und letzte dieser Getränke sich auch in den übrigen Welttheilen, unter andern überflüßigen Bedürfnissen gemacht habe, darf hier nicht

Heidel- und andern Beeren (Gmelin Flor. Sibir. 1. 217) durch die Gährung bereitet wird.

*) Thea bohea und viridis. Linn. Sp. Pl. p. 734. 735. Thee, Grüner Thee. Rhamnus theizans Linn. Mantiss. p. 207. Osbecks Reisen nach China, p. 302. Viburnum Cassinoides Linn. Sp. Plant. p. 384. Paraguaithee. Epilobium (quod Lysimachia Chamænerion dicta latifolia C. B.) angustifolium. var. β Ib. p. 494. Kiprei, dessen Aufguß berauschend ist, s. Gmelin Flor. Sibir. 1. p. 218. Allg. Hist. der Reisen, XX. 260. Coffea Arabica Linn. l. c. p. 245. Kaffe.

erst gezeiget werden. Andere zusammengesetztere Getränke übergehen wir gänzlich mit Stillschweigen. *)

*) Was wir hier, um der nöthigen Kürze willen, von seltsamen und fremden Speisen und Getränken übergehen müssen, gedenken wir gelegentlich in den Berl. Mannigfaltigkeiten umständlich zu beschreiben.

Auf-

Aufforderung

der

Pariser theologischen Fakultät

an den Herrn v. Buffon,

wegen einiger in seiner allgemeinen Natur=
geschichte ihr anstößig geschienenen
Sätze.

Schreiben

der Herren Deputirten und des Syndikus der theologischen Fakultät in Paris

an den

Herrn von Buffon.

Einer unserer Kollegen hat uns angezeiget, Sie hätten sich sogleich nach erhaltener Nachricht, daß Ihre Naturgeschichte sich mit unter den Werken befände, die nach Verordnung der theologischen Fakultät ausgetheilet worden, um näher untersucht und beurtheilet zu werden, weil sie Grundsätze und Meinungen enthielten, welche mit den Religionslehren nicht völlig übereinstimmten, gegen denselben erkläret, es wäre niemals in Ihren Sinn gekommen, von letztern abzuweichen; Sie wären daher geneigt, unsrer Fakultät über jeden ihr in diesem Werk anstößigen Artikel die nöthigen Erklärungen zu geben. Wir können einen so christlichen Entschluß nicht genugsam loben. Um Ihnen aber die Ausführung desselben desto mehr zu er-

leichtern, schicken wir Ihnen hierbei den Auszug der Sätze, die uns dem Glauben unsrer Kirche am allermeisten entgegen zu seyn schienen.

Wir haben die Ehre, mit vollkommner Hochachtung zu seyn

Hochzuehrender Herr,

Ihre

Im Fakultätshause
den 15ten Januar 1751.

gehorsamsten Diener
Deputirte und Syndikus
der theol. Fakultät zu Paris.

Sie

Sätze

aus der

von Buffonschen Naturgeschichte,

welche

der Pariser theologischen Fakultät anstößig vorgekommen sind.

I.

Bloß das in dem ungeheuern großen Weltmeer versammelte Wasser war vermögend, durch die unaufhörliche Bewegung der Ebbe und Flut, Berge, Thälerund andere Unebenheiten der Erdkugel hervorzubringen.—Die Regengüsse reißen allmählig ein, was das Meer zusammengehäuft hatte. Sie machen die Spitzen der Berge immer niedriger — bis — und unserm bewohnten Erdreich völlig ähnlich sind. S. 1. Band. S. 219. 220.

II.

Sollte man sich nicht mit einem großen Schein der Wahrheit vorstellen können, — bis — davon losgerissen worden wären? Ebend. S. 234.

III.

Vor allen Dingen wollen wir also sehen, was daraus entstehen könnte, daß die Planeten, und besonders die Erde, diese stossende Bewegung erhielten? Und in welchem Zustande sie sich nach der Absonderung von dem Sonnenkörper befunden? S. ebend. S. 250.

IV.

Die Sonne wird wahrscheinlicherweise aus Mangel brennbarer Materie verlöschen ꝛc. — Auf solche Art befanden sich also die Erde und Planeten, da sie aus der Sonne kamen, in einem entzündeten und durchaus geschmolzenen Zustand. Ebend. S. 259. 260.

V. Das

V.

Das Wort Wahrheit veranlasset nur einen zweideutigen Begriff — wenn man die Erklärung selbst im allgemeinen und ungemessenen Verstande nimmt, so macht sie blos einen abgezogenen Begriff aus, der nur allein durch eine Muthmassung entstanden. S. ebend. S. 104.

VI.

Man hat unterschiedne Arten von Wahrheiten. Den mathematischen pflegt man die erste Stelle einzuräumen. Indessen werden diese blos aus Erklärungen gezogen, die aus angenommenen einfachen, aber abstrakten Sätzen bestehen. Alle dergleichen Wahrheiten sind Folgerungen, die aus diesen Erklärungen zusammengesetzt und abgezogen worden. Ebend. S. 105.

VII.

Wie zweideutig und zusammengesetzt ist nicht also die Bedeutung des Wortes Wahrheit? War es wohl möglich, eine allgemeine Erklärung derselben zu geben? Müßte man nicht vielmehr, wie wir oben gethan ha-

haben, die mancherlei Arten der Wahrheiten genau unterscheiden, um sich davon einen richtigen Begriff zu bilden? S. ebend. S. 108.

VIII.

Von den übrigen Ordnungen der Wahrheit will ich hier gar nichts erwähnen. Die sittlichen z. B. welche theils unumstößlich, theils willkührlich sind, würden schon allein eine weitläuftige Untersuchung erfordern. — Weil sie bloße Wahrscheinlichkeiten, worüber man sich unter einander vereiniget, zum Gegenstand und zur Absicht haben. Ebend.

IX.

Die zween vornehmsten Gesichtspunkte also, nach welchen man die Wahrheit betrachten muß, sind die mathematische Uiberzeugung und physikalische Gewißheit. Sie wird blos Glaubwürdigkeit oder Wahrscheinlichkeit, sobald sie sich von der einen oder der andern entfernet. Ebend. S. 109.

X.

Uiber das wirkliche Daseyn unsrer Seele können wir gar keinen Zweifel hegen, weil die=

dieſes Daſeyn und Wir nur Ein zuſammen gehöriges Weſen ausmachen. S. 5. B. S. 9.

XI.

Das Daſeyn unſers Körpers und anderer äußern Gegenſtände kann allenfalls jedermann in Zweifel ziehen, der ohne Vorurtheil darüber zu denken vermag; denn was iſt jene Ausdehnung nach der Länge, Breite und Tiefe, die wir unſern Körper nennen, und welche uns ſo unmittelbar anzugehen ſcheint, wohl anders, als ein bloßes Verhältniß unſerer Sinnen? Ebend. S. 9. 10. und Not. *)

XII.

Glauben können wir es wohl, daß etwas außer uns vorhanden ſeyn müſſe, wodurch ſoll man ſich aber völlig davon überzeugen? Von der Wirklichkeit alles deſſen hingegen, was in uns iſt, haben wir vollkommene Gewißheit. Das Daſeyn unſrer Seele hat alſo ſeine Richtigkeit; am Daſeyn unſers Körpers aber könnte man leicht noch zweifeln, ſobald man auf den Einfall käme zu denken, die Materie könne ja wohl auch nur eine zufällige Beſchaffenheit unſrer Seele, oder eine ihr eigne Art zu ſehen, ſeyn. S. ebend. S. 15. Not. *) und 16. Not. *)

XIII. Denn

XIII.

Denn unsre Seele sieht auf eine andere Art im Wachen, und wieder auf eine andere im Schlafen; auf eine noch verschiedenere Art wird sie nach dem Tode sehen. Die Materie überhaupt und alles, was itzt in unsrer Seele Empfindungen hervorbringt, wird alsdann vielleicht für sie nichts wirklichers, als unser eigner Körper, dieser aber wird für uns gar nichts mehr seyn. S. ebend. S. 16. Not. **)

XIV.

Da unsre Seele in ihrer Substanz unveränderlich, und, nach ihrem Wesen, unfähig ist zu leiden, so ist sie an sich immer dieselbe. S. ebend. S. 6.

Des Herrn von Buffon

Rechtfertigung

wegen

obiger Sätze.

Des Herrn von Buffon

Antwort

an

die Herren Deputirten und Syndikus der theologischen Fakultät in Paris.

Meine Herren!

Sowohl das Schreiben, womit Sie mich beehrten, als die aus meinem Werk ausgezeichnete, verdächtig scheinende Sätze, habe ich richtig erhalten. Ich bin Ihnen für die Gelegenheit sehr verpflichtet, welche Sie mir verschaffet sie auf eine solche Art erklären zu können, die wegen der Rechtschaffenheit meiner Gesinnungen keinen Zweifel und keine Bedenklichkeit mehr übrig läßt. Wenn Sie es verlangen, meine Herren, so bin ich mit Freuden erböthig, im nächsten herauszugebenden Bande meines Werkes die

Erklärungen, welche ich hiebei zu übersenden die Ehre habe, öffentlich bekannt zu machen. Ich bin mit Hochachtung

Meine Herren

Dero

Den 12ten März
1751.

gehorsamster Diener
Buffon.

Ich

Ich erkläre hiermit:

1) Daß es mir niemals in den Sinn gekommen, dem Texte der heiligen Schrift zu widersprechen, daß ich alles, was daselbst von der Schöpfung, sowohl in Absicht auf die Ordnung der Zeiten, als auf die Umstände der Begebenheiten selbst, erzählet ist, zuversichtlich glaube und gern alles fahren lasse, was ich in meinem Buche der Bildung der Erde oder überhaupt der mosaischen Geschichte zuwiderlaufendes gesagt haben mögte. Meinen angenommenen Satz von Bildung der Planeten erkläre ich für nichts anders, als für eine philosophische Voraussetzung.

2) Unter dem Ausdrucke: das Wort Wahrheit erreget nur einen unbestimmten Begriff, habe ich nichts anders verstanden, als was in den Lehrschulen ein allgemeiner Begriff heißet, welcher für sich selbst keine Wirklichkeit hat, und bloß in den Arten wirklich vorhanden ist. Es giebt also in der That Wahrheiten, die schon für sich selbst gewiß sind, wie dieses in folgendem Artikel gezeiget wird.

3) Außer den gefolgerten oder vorausgesetzten Wahrheiten giebt es erstens Grundsätze die ohne Bedingung in allen Fällen wahr und gewiß sind, ohne daß dabei im geringsten etwas zum voraus gesetzt werden dürfte. Die Folgerungen, welche überzeugend aus diesen Wahrheiten fließen, sind keine willkührliche, sondern ewige und offenbare Wahrheiten. Durch Wahrheiten die blos auf Erklärungen beruhen, habe ich keine andere, als blos die mathematischen verstanden.

4) In unterschiedenen Wissenschaften, besonders in der Metaphysik und Moral, giebt es dergleichen überzeugende Grundsätze und Folgerungen. Dahin gehören in der Metaphysik besonders das Daseyn Gottes und seine vornehmsten Eigenschaften, das Daseyn, das geistige Wesen und die Unsterblichkeit unserer Seele; in der Sittenlehre, die Verbindlichkeit, Gott aufrichtig zu verehren, jedem, was man ihm schuldig ist, zu geben, folglich Diebstahl, Todschlag und andere von der Vernunft verdammte Handlungen gänzlich zu verabscheuen.

5) Die Gegenstände unsers Glaubens halte ich für sehr gewiß, aber nicht für überzeugend. Gott, welcher sie offenbaret hat, und mich, nach dem Zeugniß meiner eigenen Vernunft, nicht hintergehen kann, ist mir ein sicherer Bürge für die Wahrheit und Zuverläßigkeit derselben. Für mich sind alle diese Gegenstände Wahrheiten vom ersten Range, sie mögen sich auf Glaubenslehren oder auf sittliche Vorschriften beziehen; Wahrheiten, von denen ich ausdrücklich versicherte, nicht reden zu wollen, weil sie auf meinen Gegenstand keine nothwendige Beziehung hätten.

6) Den Gedanken, daß der Gegenstand und Endzweck der moralischen Wahrheiten aus lauter Wahrscheinlichkeiten und solchen Dingen bestände, worüber man unter einander einig geworden, habe ich nie auf wirkliche Wahrheiten, z. B. nie auf die Vorschriften der göttlichen Gesetze, nie auf diejenigen Wahrheiten angewendet wissen wollen, die zum natürlichen Gesetze gehören. Unter willkührlichen Wahrheiten der Sittenlehre verstehe ich nichts anders, als Gesetze, die lediglich vom

Willen der Menschen herrühren und in unterschiedenen Ländern, nach den mancherlei Einrichtungen der unterschiedenen Staaten, sehr untereinander abwechseln.

7) Daß das Daseyn unserer Seele, und wir selbst Eins wären, ist in dem Verstande falsch, als wäre der Mensch bloß ein geistiges Wesen und bestünde nicht aus Leib und Seele zusammen. Das Daseyn unsers Körpers und anderer Sachen außer uns, ist eine gewisse Wahrheit, weil es nicht nur der Glaube uns lehret, *) sondern auch die Weisheit und Güte Gottes nicht verstatten zu denken, daß er die Menschen in einem beständigen und allgemeinen Irrthum habe setzen wollen. Aus diesem Grunde ist auch diese Ausdehnung in der Länge, Breite und Tiefe, die wir unsern Körper nennen, mehr als eine bloße Vorstellung unserer Sinne.

8) Wir

*) Ich sollte denken, daß es uns die Vernunft und sogar die Empfindung eben so begreiflich machte.

8) Wir sind also versichert, es müsse sich auch außer uns noch etwas befinden, und unser Glaube an die geoffenbarten Wahrheiten scheint allerdings viele Gegenstände außer uns vorauszusetzen und in sich zu schließen. Es ist nicht glaublich, daß die Materie bloß eine Modifikazion unserer Seele oder etwas Zufälliges in derselben sey; auch nicht in dem Verstande, daß unsere Empfindungen etwas wirkliches, die Gegenstände aber, welche sie zu erregen schienen, nicht wirklich vorhanden wären.

9) Die Seele mag in ihrem Zustand nach dem Tode bis zum jüngsten Gericht sehen, wie sie will, so wird sie doch vom Daseyn der Körper, besonders ihres eigenen, gewiß überzeugt und der künftige Zustand ihres Körpers wird für sie, nach dem Zeugnisse der Schrift, allemal sehr wichtig seyn.

10) Durch den Ausdruck: die Seele kann, vermöge ihres Wesens, nicht leiden, habe ich nichts anders behaupten wollen, als daß die Seele, ihrer Natur

nach, keine äußern Eindrücke, die sie zerstören könnten, fähig ist. Ich habe nicht geglaubt, sie könne durch die Allmacht Gottes nicht schmerzhaften Empfindungen unterworfen werden, die, nach der Lehre des Glaubens, im künftigen Leben die Strafe der Sünde und die Qual der Boshaften ausmachen sollen.

den 12ten März 1751.

Unterzeichnet

Buffon.

Zwei-

Zweites Schreiben

der Herren Deputirten und des Syndikus der theolog. Fakultät in Paris

an den

Herrn von Buffon.

Hochzuehrender Herr!

Die Erklärungen, welche Sie uns wegen der Sätze zugeschickt haben, die wir in Ihrer Geschichte der Natur tadelnswürdig fanden, sind uns richtig eingehändigt worden. Nachdem wir solche in unsrer besondern Versammlung gelesen, hernach aber der Fakultät bei ihrer allgemeinen Versammlung den 1ten April 1751 vorgeleget, hat solche die Fakultät sogleich vorlesen hören, und selbige, nach der Berathschlagung und dem Schlusse desselbigen Tages, angenommen und gebilliget.

Zu gleicher Zeit, H. H. haben wir der Fakultät Nachricht von Ihrem Versprechen ertheilt, diese Erklärung, wenn es die Fa-

kultät verlangte, Ihrer nächsten öffentlich erscheinenden Arbeit vordrucken zu lassen. Mit äußerstem Vergnügen hat sie diesen Vorschlag, in Hoffnung einer zuverläßigen Ausführung, angenommen. Wir haben die Ehre mit Empfindungen der vollkommensten Hochachtung zu seyn,

Hochzuehrender Herr!

Ihre

Im Fakultätshause
den 4ten Mai 1751.

gehorsamsten Diener
Deputirte und Syndikus
der Pariser theolog. Fakultät.

Inhalt des sechsten Bandes.

I. Von den unterschiedenen Arten im Geschlechte der Menschen.

II. Anhang.

III. Von der unterschiedenen Größe der Menschen.

a) Von Zwergen.

b) Von riesenartigen Menschen.

c) Von unförmlich dicken und schweren Menschen.

d) Durch Kunst entstellte Menschen.

e) Von verwilderten Menschen.

IV. Vom Aufenthalt und von der Nahrung der Menschen.

V. Schreiben der Deputirten und des Syndikus der Pariser theologischen Fakultät.

VI. Anstößige Stellen in der Naturgeschichte des Herrn von Buffon.

VII. Des Herrn von Buffon Antwort und Vertheidigung.

VIII. Zweites Schreiben der theologischen Fakultät in Paris.

Ende des sechsten Bandes.

1. Abth. 3 6. K

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Buffon, Georges Louis Le Clerc de, 1707-1788

Herrn von Buffons allgemeine Naturgeschichte

Bd.: 6

Troppau (1785)

H.nat. 94-1,6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10075149-7
VD18 80456413